

FLORENTINISCHE ERINNERUNGEN

Isolde Kurz



24-
47/24-





Florentinische Erinnerungen

Florentinische Erinnerungen

Von

I^{solde} Kurz

Fünfte und sechste, durchgesehene und vermehrte Auflage



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin 1919

MEH

Alle Rechte vorbehalten

**Copyright 1919
by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart**

**Druck der Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart**

Einbandzeichnung von Paul Renner

PT 2621

U 88 F 5

1919

Dem brüderlichsten Freunde
Carlo Banzetti
in Dankbarkeit zugeeignet

Vorwort zur dritten Auflage

Diese Erinnerungsbilder sind, wie die beigefügten Daten zeigen, zu verschiedenen Zeiten entstanden und wurden 1910 zum erstenmal als Buch veröffentlicht. In ihrem neuen Gewande schließen sie sich nun auch äußerlich an meine Denkwürdigkeiten aus frühesten Heimat- und Jugendtagen an, die vor kurzem unter dem Titel Aus meinem Jugendland im gleichen Verlage erschienen sind. Die „Florentinischen Erinnerungen“ führen den Faden dieser Aufzeichnungen weiter, nur in einer mehr unpersönlichen Weise, da sie sich nicht mit den Schicksalen der Verfasserin beschäftigen, sondern mit der Umwelt, in die sie nach ihrem Wegzug aus Deutschland veretzt wurde, mit Volkstum und Kulturatmosphäre von Florenz und vor allem mit der glänzenden deutschen Kolonie, die, schon als ich schrieb, nur noch in wenigen Überlebenden fortbestand, wie auch das hier dargestellte patriarchalische Leben der florentinischen Bevölkerung und ihr Festhalten an der Vergangenheit um jene Zeit schon größtenteils Erinnerung geworden war. Doch darf ich trotz dem Umsturz aller Verhältnisse die in diesem Buche gegebene Darstellung des italienischen Volkscharakters auch heute noch als richtig ansprechen. An Stelle eines ausgeschiedenen Aufsatzes über die Familie Piccolomini, der nicht eigentlich in dieses Erinnerungsbuch zu gehören schien, habe ich ein 1916 für die „Neue Freie Presse“ geschriebenes Gedenkblatt an Arnold

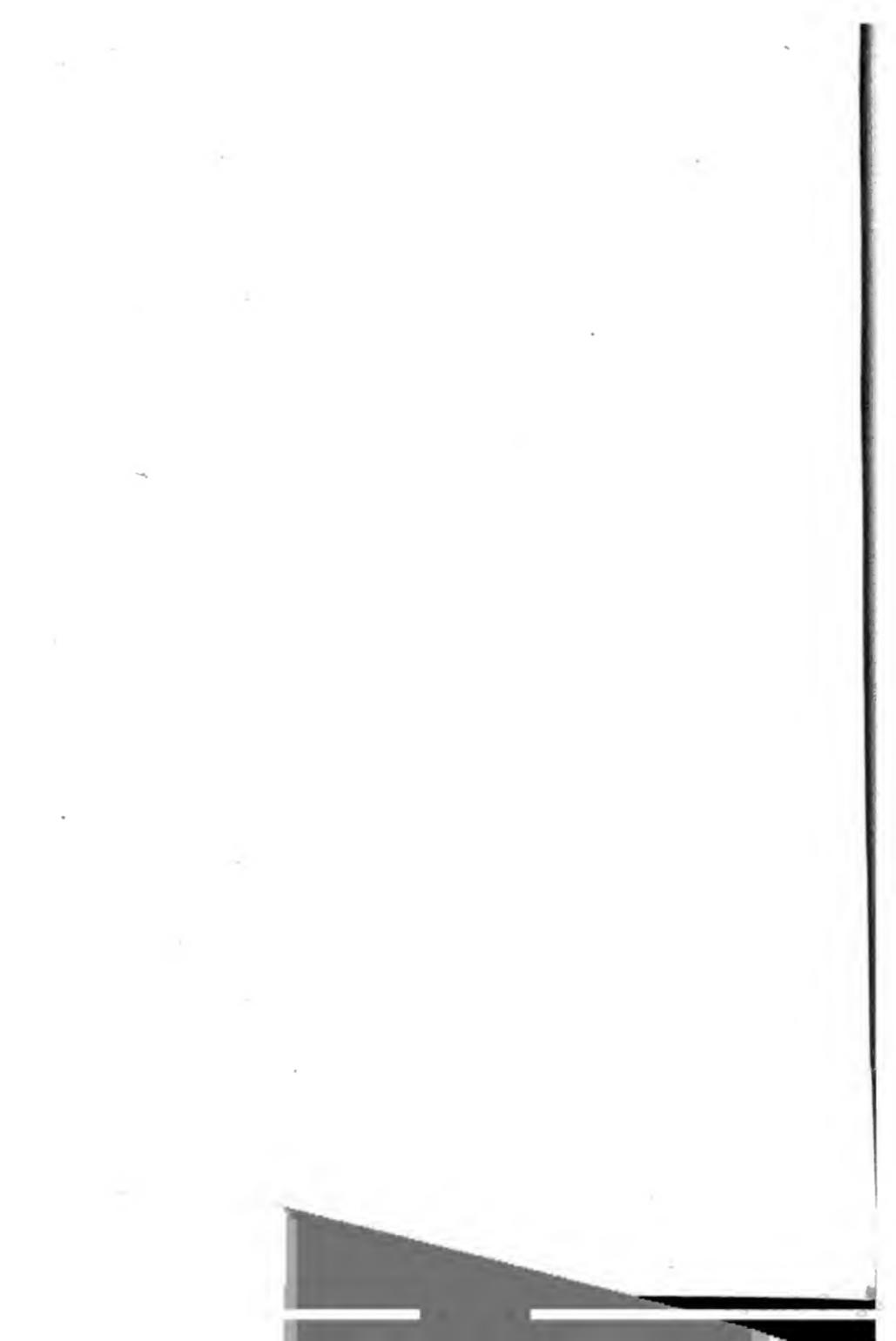
Böcklin eingeschaltet, das die in dem Kapitel Ugli Allori enthaltenen Böcklin-Erinnerungen ergänzt.

Zu besonderer Freude gereicht es mir, daß ich die Zueignung des Buches an einen italienischen Freund auch bei der dritten Auflage aufrechterhalten kann, zum Zeichen, daß der Weltkrieg nicht alle Herzensbände zwischen den kämpfenden Völkern zu zerschneiden vermocht hat.

München, im Herbst 1918.

Inhalt

	Seite
<u>Die stille Königin</u>	<u>11</u>
<u>Ugli Ulori</u>	<u>66</u>
<u>Edgar Kurz (ein Lebensbild)</u>	<u>110</u>
<u>Alfred Kurz (Nachruf)</u>	<u>157</u>
<u>Adolf Silbebrand (zu seinem 60. Geburtstage)</u>	<u>176</u>
<u>Von Arnold Böcklin</u>	<u>220</u>
<u>In den Marmorbergen</u>	<u>233</u>
I. Carrara	233
II. Serravezza	241
<u>Wenn die Erde bebt</u>	<u>250</u>
<u>Blütentage in Florenz</u>	<u>255</u>



Die stille Königin

Sie sitzt auf ihrem Blumenthron im Lorbeerschatten, das Zepter mit der Lilie in der Hand, und spiegelt ihr schicksalsvolles, aber unverwelkliches Angesicht in dem träumenden Urno, Fiorenza, die stille Königin. Wer kann sie sehen, ohne ihr zu huldigen? Sie nimmt lächelnd deinen Tribut entgegen, aber sie lächelt an dir vorüber, denn sie sieht dich nicht, sie sieht nur die Schattenbilder des Vergangenen. Die stille Königin denkt ewig nur sich selbst. Sie träumt, als ob Gestriges Heute wäre. Sie weiß nicht, daß sie längst ihre Krone verloren hat und nur noch Rosen auf dem Haupte trägt, daß jetzt andere Throne aufgerichtet stehen und andere Königinnen mit lauterem Pompe verehrt werden. Niemand wagt ihr das zu sagen, denn alle, die zu ihr kommen, ehren ihren Traum. Die Etikette verbietet, an ihrem Hofe von anderem als von den Zeiten ihres Glanzes zu reden. Alle italienischen Städte haben ja große, überwältigende Erinnerungen, aber Florenz war die Hauptstadt von Genieland, die Wiege der wiedergeborenen Menschlichkeit; nur einmal im Lauf der Weltgeschichte, dort an den Ufern des Styxos, sah die Sonne eine, die schöner war. Darum macht kein Ruhm von heute ihre Pulse schlagen. Man sagt ihr: „Fiorenza, heute nacht ist Urnold Böcklin in deinen Mauern gestorben.“ — Sie antwortet: „Ich habe ihn nicht gekannt.“ — „Aber er war ein großer Maler, Fiorenza!“ — „Auch Leonardo ist tot und war ein größerer.“ — Fast ebenso unbewegt steht sie unter ihren italienischen Schwestern. Was soll Fiorenza erschüttern nach allem, was über sie selber hingegangen ist? In ihrem Herzen gibt es keinen Raum mehr für anderer Freuden und Schmerzen. Nicht einmal das Risorgimento hat sie bis

in die Wurzeln ihres Seins durchdringt. Von Aspromonte rief es herüber: „Garibaldi hat für die Freiheit geblutet!“ Sie antwortete aus dem Traum: „Ihr wolltet sagen: Ferruccio.“

Fiorenza hat ein Recht, so stille zu sein, denn ihre Seele ist müde. In ihrer Jugend ist es anders gewesen. Es gab eine Zeit, wo Dante sie mit einer Schwerkranken verglich, die durch Herumwälzen ihre Pein zu lindern sucht. Damals war sie unbeständig wie eine Dirne und eifersüchtig wie eine Rasende. Rings um die schöne Fiorenza her durfte nichts anderes schön sein. Die Nachbarstädte wurden zerdrückt und zertreten, je näher, desto größer der Haß; die Mutterstadt Fiesole mußte zuerst dran glauben. Am ärgsten aber trieb sie's im eigenen Hause. Gefährlich war sie und grausam, sie wußte selbst nicht, was sie tat, wenn der Dämon sie beherrschte. Ihre Edelsten zerfleischte sie, um ihnen heiße Tränen nachzuweinen. Sie schöpfte alle Lüste aus und wand sich dann verzückt unter den Geißelhieben des Bußpredigers; doch als die Neuheit ihren Reiz verlor, sprang sie auf und rief die Henker über ihn! Aber alle ihre Sünden hat sie sich verziehen, alle Verbrechen hat sie durch Werke und Taten gesühnt, nur eines nicht. Ihr größter Ruhm ist ihre ewige Schmach geblieben. Mit einem immer nagenden Wurm im Herzen blickt sie nach jenem Grabe in Ravenna, das ihr nie gehören soll.

Dante! Man kann nicht von Fiorenza sprechen, ohne daß sein Schatten herantritt. Der bloße Klang ihres Namens zieht ihn her. Keiner von allen hat mit so maßloser Leidenschaft an ihr gehangen wie dieser. Dafür ist sie ihm auch auf ewig verfallen und mit ihr die ganze italienische Kultur. Wo ist je ein anderer Dichter so zum Despoten seines Volkes geworden? Für die Sprache, die er seinen Stammesgenossen schenkte, müssen sie seit Jahrhunderten die Montur seines Geistes tragen. Jedes neue Geschlecht findet ihn an der Schwelle des Daseins und empfängt von ihm Form und Richte. Seit dem Trecento zergliedern und erklären sie ihn unermülich

und kommen doch nie mit ihm zu Ende. Je tiefer man eindringt in italienisches Wesen, desto mehr empfindet man seine Allgegenwart. Gar nicht zu reden von dem offenen Dienste, den ihm die große italienische Kunst geweiht hat — auch noch aus den verborgensten Winkeln wie dem symbolischen Schmuckwerk der Mediceerkapellen entziffert jetzt die Forschung versteckte steinerne Dante-Statue heraus. Wäre der Alighieri ein deutscher Dichter, so hätte man wahrscheinlich längst die schönsten Teile aus seinem Werke zu Nutz und Frommen der Lesebücher und Anthologien herausgebroschen und den Rest der Literaturgeschichte überantwortet. Anders der zeitlose Italiener. Nicht nur, daß ihm die literarischen Umsturzelüste der germanischen Völker völlig fremd sind (ein Anrennen gegen die Riesengestalt Dantes, wie es so oft gegen Goethe und Shakespeare versucht wurde, gälte der Nation schlechtweg als Sakrilegium, das nie verziehen würde) — auch die abgestorbenen Teile seines Heros will die fanatische Liebe des Italieners nicht opfern. Es mag ein Fehler sein, denn es hindert am Fortschreiten; aber liebt man einen Dichter, wenn man ihn nicht fanatisch liebt? Der Ausländer ahnt gar nicht, bis zu welchem Maße die ganze italienische Kultur mit Dante durchsetzt ist. Kein Provinzblättchen schreibt seinen Leitartikel, kein Schuljunge seinen Aufsatz ohne Dante; selbst ein Kochbuch, das auf sich hält, will einen Dante-Vers an der Stirne tragen. An den Wortklößen der Divina Commedia beißen sich schon die Kinder ihre Milchzähne aus, und dennoch — das ist das Unerhörte — wird Dante niemals abgedroschen. Die Zeitferne vermehrt nur sein Gewicht: Dante ist den Italienern das Absolute geworden. Der Dante-Kult entbindet sie in ihren Augen von jeder Verpflichtung gegen die anderen Großen. Sie lesen keinen Homer, keinen Shakespeare, keinen Goethe: Wir haben ja den Alighieri. Soll man sie für dieses Übermaß vergötternder Pietät loben oder tadeln? Müßige Frage. Der große

Hypnotiseur hält sie in seinen Höllentrichtern fest, weil er der Stärkere ist. Was tut's, daß seine Weltanschauung tot ist, daß unsere Kultur sich nicht mehr in ihr spiegelt und daß unser Empfinden sich vor ihr entsetzt? Die Reiche, die er geschaffen hat, bestehen. Sie sind mit so wütender Gewalt ins Dasein gerissen, daß alle Wellen der Zeit sich an ihnen brechen. Er war vielleicht die zwingendste Seele, die je gelebt hat. Das Weltall schuf er sich neu nach seinem Bedarf. So wie er hat nie ein Mensch über den Tod hinaus gehaßt und geliebt. Er weidet sich wie seine höllischen Folterknechte an den Martern, in die er seine längst verstorbenen Feinde gebannt hat, und erschauert mit allen Liebeschauern seiner ersten Jugend beim Anblick der verklärten Beatrice. So kann auch ihm der Tod nichts anhaben. Er lebt, weil die Schwingungen seiner Seele immer weiter zittern. Aber am unmittelbarsten, am gegenwärtigsten lebt er in Florenz.

Mancher glaubt diese Stadt zu kennen, weil er von den Uffizien nach dem Bargello und den Mediceergräbern gerannt oder auch ein paar Wochen lang trunken zwischen Fiesole und der Certosa umhergeschwärmt ist. Aber er hat nur sich selbst und sein Ferienglück genossen; der stillen Königin hat er noch nicht den Saum des Mantels berührt. Fiorenza will gesucht sein. Ihre Seele kann der Uneingeweihte nicht einmal ahnen, und auch ihre äußere Schönheit enthüllt sich nicht auf den ersten Blick. Sie siegt langsam durch ihre göttliche Harmonie und wird dem Auge mit den Jahren immer schöner. Durch Licht und Luft nimmt sie dem Stofflichen seine Schwere. Durch ihre wundervollen Verhältnisse gibt sie uns das beruhigende Gefühl, daß die Welt vollkommen sei. Wer sie kennt, dem wird sie das Maß der Dinge.

Welch geistigen Ausdruck hat die hohe Kultur der Jahrhunderte dieser Landschaft aufgeprägt! Menschenhand hat hier die Natur nicht um-, nur ausgestaltet, und die Natur ihrerseits arbeitet am Werke der Menschenhand weiter. Die

Villa dort oben scheint nicht auf den Hügel gebaut, sondern als letzte Bekrönung von ihm selbst heraufgeschoben, so vollkommen entsprechen ihre Maße den seinigen, so eins ist sie mit ihm in der Farbe des Gesteins, und die Zypressen steigen so schrittweise zu ihr hinauf, als habe das alles von jeher zusammengehört. Die lichten Olivenkronen, die wie silberne Schleier hinter dem grauen Gemäuer hervorwehen, die rankenden Rosenbüschel, die daran niederfallen, das alles läßt sich nicht umdenken, es sieht aus, als könne es nicht anders sein. Wundersam ist hier der Stiltrieb der Natur: auch das mißlungene Neue, wenn es sich nur nicht allzu aufdringlich gebärdet, ist in kurzem eingereißt und so getönt, daß es nicht mehr störend herausfällt. — Keine Waldung schließt das reizende Landschaftsbild mit einem dicken Schattenstreifen ab; die Pinien und Steineichen treten nur zu kleinen, gefälligen Gruppen und Hainen zusammen, um es übersichtlich zu gliedern, und darüber hinaus wandert das Auge weiter und weiter. Die verstreuten Ortschaften in Thal und Hügelland, die Kirchen, die Klöster und Kastelle, die massiven Bauerngehöfte, wie nimmt das alles teil an dem einzigen Bild. Und erst die Stadt selber, so groß in ihrer geringen Ausdehnung, so lächelnd in ihrem Ernst, und bei aller Monumentalität lustig wie eine Fata Morgana. Die ausdrucksvollen Straßenzüge, die lichtumflossenen Türme und Kuppeln, die schönen Brücken, unter denen der Arno sich so gerne vergißt, haben etwas Persönliches, wie ein von Geist durchleuchtetes Angesicht. Sanfte Hügel, edelgeschwungene Berge umstehen sie in weitem Bogen; hier kauert der Monte Ceceri wie eine Sphinx, die Flanken von Steinbrüchen durchfurcht, und trägt die alte Etruskerstadt Fiesole wie eine Krone auf der Stirne, der Monte Senario erhebt seine bewaldeten Kuppen, deren Vierzahl so nachdrücklich wirkte, bevor sie der Entholzungswut zum Opfer fiel, und in edler Nacktheit steht, alle überragend, der König des Arnotals, der Monte Morello, der sich bei Sonnen-

untergang in einen durchsichtigen, zwischen Amethyst und Rosenrot spielenden Riesenopal verwandelt. An ihn schließt sich die blaue Apenninenkette, die in der Ferne verdämmert. Nichts Titanisches in diesen Gebilden, sie scheinen wie durch einen Künstlergeist hindurchgegangen und vom Zufall gereinigt. Als der Schöpfer schon ganz fertig war mit seiner Erde und der erste Rausch der Phantasie vertobt, da mischte er noch einmal die Farben, und mit seiner reiffsten und reinsten Kunst schuf er sein letztes und liebstes Werk: Florenz. Man begreift den wütenden Schmerz der Verbannten, die ein Richterspruch auf ewig von diesem Anblick schied. Und zur Zeit, wo solche Sprüche gefällt wurden, war Florenz noch die Stadt des Lebens, die erste Rennbahn der Talente. Dafür konnte weder das charaktervolle Verona noch das phantastische Venedig entschädigen. Florenz verlassen hieß die Welt verlassen; manchem war das Sterben lieber.

*

— — — Nie werde ich meinen ersten Abend auf florentinischem Boden vergessen. Es war Spätsommer, die weiche Luft glühte, mir war es, als ob immerzu kleine Flämmchen über meinen Körper huschten. Ein eigener, kränklich süßer Duft, an dem ich das sommerliche Florenz auch mit geschlossenen Augen erkennen würde — denn nirgends riecht es so wie dort —, stieg aus allen Straßen auf. Dunkle Bautolosse, die ruhmreichen Zeugen der Vorzeit, warfen tiefe Schatten über den Weg und kündigten sich der Seele an, bevor das Auge sie erfassen konnte. Kindliche Petroleumlampen, die einzige Straßenbeleuchtung im damaligen Florenz, gaben eine dämmernde Helle, zu der noch die roten Lichter der Melonenverkäufer und der am Boden irrende Fladerschein der ciccajuoli (Sammler von Zigarrenstummeln) einen phantastischen Beitrag gaben. Aus der Via della Scala kamen uns mit qualmenden Fackeln die schwarzverlarteten Brüder

der Misericordia entgegen, die eine Bahre trugen und von den Vorübergehenden durch Hutabnehmen begrüßt wurden. Gleich darauf kreuzte ein eilender Trupp Mandolinisten unseren Weg und verscheuchte mit den Tönen der Lebenslust das Bild des Todes; die jungen Leute zupften ihre Saiten, marschierten und sangen dazu — alles so leicht, so klanghell und mit so stürmendem Schwung, daß es die Seelen und die Füße mitriß. Die florentinische Sommernacht überschüttete uns gleich mit ihrem ganzen Stimmungszauber. Auch die Sterne über unseren Häuptern glichen nicht den Sternen der Heimat; sie standen so wundergroß und so unbeschreiblich hoch an dem völlig blauen Nachthimmel.

Am Tage aber ging das Staunen erst recht an. Die Straßen mit der breiten, fußbodenartigen Pflasterung erschienen mir gar nicht wie Straßen, sondern wie Gänge eines Hauses. Den Insassen mußte es auch so vorkommen, denn sie fühlten sich im Freien ganz und gar unter sich. Säugende Mütter auf der Schwelle der Häuser, spuckende, rauchende Männer daneben im losen Hemde, das sich über einer schlotternden Hose haucht — man begriff nicht, wie das zusammenhielt —, Stühle auf dem winzig schmalen Gehsteig, die den Platz versperrten. Der stehende Gruß der Begegrenden war: *Fa caldo*, und die ergebene Antwort: *Si suda*. Die Hitze hatte alles in Paradieseseinfalt zurückversetzt, auch jenen Fuhrmann, der, hinter seinen Pferden herschreitend, mit gelassenem Anstand unterwegs das Hemd wechselte.

Die glattgepflasterten Plätze, auf denen nach Sonnenuntergang die elegante Menschheit ziellos durcheinander wogte oder an kleinen Tischchen *gelato* und *granita* aß, kamen mir mit ihren Marmor- und Bronzeverken wie statuengeschmückte Säle vor, und wenn ein plötzlicher Regenguß darüber hinging, so war es wie ein häuslicher Scheuertag, denn gleich darauf lag alles wieder blank und trocken.

Noch gab es kein Hasten und Drängen auf den Straßen, obwohl die ganze Einwohnerschaft sich immer draußen befand! Wohlgefittet fluteten die Menschenwogen aneinander vorüber. Ein jeder hatte Zeit im Überfluß — nie werde ich wieder solche Unsummen von Zeit beisammen sehen wie damals in Florenz. Noch wußte man nichts von einem „tranvai“, nicht einmal von der allerbescheidensten Pferdebahn; es gab nur die berühmten Droschken, die den sparsameren Fremden zum Hohne straßenweit verfolgten unter dem hartnäckigen Zuruf des Kutschers: vuole, Signore? — und den guten, alten „onibusse“, der mich so oft für zehn Centesimi mit einer dem allgemeinen Tempo angepaßten Geschwindigkeit von einem Stadttor zum anderen getragen hat. Dazwischendurch rasten, ohne die Ordnung zu stören, die flinken zweiräderigen calesini, von den kleinen Maremmenpferdchen gezogen, die wie Spielzeug aussahen, und die ländlichen Efelsfuhrwerke troteten friedlich vorüber. Auch in den engsten Gassen war noch Raum zum Stehenbleiben und zum Staunen. Und wo ich stehenblieb, da sammelte sich gleich ein Menschenhaufe an, um mir staunen zu helfen und nebenher ganz mühelos ein bißchen überflüssige Zeit loszuwerden. Mein germanisches Blond und daß ich als junges Mädchen ganz allein ausging, gab gleichfalls immer neuen Anlaß zum Staunen. Der Deutsche war zu jener Zeit in Italien hochgeehrt. Es berührte mich eigen, wie der greise Dichter und Schillerübersetzer Maffei, eine hohe, schlanke, stadtkundige Gestalt mit wallendem Bart und Haar, wo er mir begegnete, stehenblieb und, ohne mich persönlich zu kennen, den Hut lächelnd bis zur Erde zog: ich verstand, daß er in der jungen Fremden dem Genius Deutschlands huldigen wollte. Und wie spürte man im Straßenleben so deutlich das alte Florenz hindurch: die Traulichkeit in der Größe, eine Welt, wo die Fürsten Bürger und die Bürger Fürsten waren. — Die Zeitungsverkäufer brüllten, aber in musikalischem Tonfall, um die Wette die beiden sich immer

betriegenden Tagesblätter aus. Der Schirmflücker kreischte sein ombrellajo — sprangajo—o. Der Schuhhändler ließ in seinem Arr scarparr, Siorri! (Al scarpajo, Signori) das überwältigende Zungen-R, das ich nie ohne Neid hören konnte, samt dem zischenden S nur so über die Menge hinschnurren und fausen. Jeder dieser Schreibhälse hatte seine eigenen, durch das Herkommen geheiligten Kadenzgen, die nur seiner Gilde angehörten, und der Eifer, mit dem sie sich gegenseitig zu überschreien suchten, war weit mehr musikalischer als industrieller Art. Die gute Laune lag in der Luft und wurde von allen verstanden. Ein giornalajo, der es den Mitbewerbern zuvortun wollte, schrie statt des Secolo di Milano, den er unter dem Arme trug, „Mailänder Lügen“ aus; ein Obsthändler schob einen Karren voll herrlicher Früchte vor sich her, indem er aus vollem Halse schrie: Pere marcie! Pere marcie! (Faule Birnen), und auf die erstaunte Frage, warum er seine schöne Ware so herabsetze, meinte er lachend, wenn er sie anpriefe, würde niemand auf ihn hören.

Aber was war aller Lärm der Lebendigen gegen die lautlose Übermacht der Toten! Mit ihnen vor allem hieß es sich jetzt einrichten, denn sie waren die eigentlichen Herren des Pflasters. Das erste, was mir am Ponte vecchio gezeigt wurde, war der Ort, wo in der Vorzeit die verhängnisvolle Marsstatue gestanden hatte, das gefürchtete Idol der Stadt, zu dessen Füßen der Ritter Buondelmonte für den an der Tochter des Uridei begangenen Eidbruch verblutete, mit seinem Tode den unauslöschlichen Bruderkrieg entzündend. Solange der Ponte vecchio steht, wird der schattenhafte Hochzeitszug des Buondelmonte darüber hinziehen, wird Mosca Lamberti im Rate der Rächer sein folgenschweres Cosa fatta capo ha! sprechen, daß er seit sechs Jahrhunderten im Inferno büßt. Wer mit solcher Inbrunst gelebt hat wie diese alten Florentiner, dessen Sein ist nicht an die kurze Erdenspanne gebunden, er behauptet durch die Jahrhunderte

den Ort seiner Taten. Aber der Raum ist eng und der Taten sind viele. Gleich wird aus einer der Goldschmiedebuden der tolle Benvenuto Cellini brechen, den kunstvoll geschmiedeten Dolch in der Hand, der nach Menschenblut dürstet. Die Toten müssen sehen, wie sie miteinander zurecht kommen, denn für sie gibt es keine Zeitfolge; sie sind alle auf einmal da. Während Dante in die Verbannung zieht, flammt schon auf der Piazza della Signoria der Scheiterhaufen Savonarolas, und Michelangelo rüstet auf den Wällen von San Miniato seine Vaterstadt zum letzten Freiheitskampf. Jeder mag sich hier die Geister wählen, mit denen er am liebsten verkehren will; es ist für alle Bedürfnisse gesorgt. Ich wählte mir den Lorenzo de' Medici mit seinen Gesellen. Sie bezeichnen so recht den Mittagsstand des florentinischen Genius, der dann schnell gen Abend sinken sollte. Brünstiger, jugendlicher, geistreicher ist das Leben niemals gelebt worden als von ihnen, vielleicht die Tage des Alkibiades ausgenommen. Wie eine Magnolienblüte, die nach langsamer Vorbereitung plötzlich aufbricht und Düfte von überwältigender Süßigkeit und Stärke ausströmt, aber durch das Übermaß des Lebenstriebes rasch den eigenen Kelch zersprengt, so war die florentinische Kultur in ihren Händen. Daß die Gefahr alle ihre Feste umlauerte und daß sie auch mit dem Wonnebecher am Munde immer den Tod im Auge hielten, das hat ihren kurzen Augenblick so reich und so dauernd gemacht, denn nur am Rande des Abgrunds schwelgt sich's mit Adel. Auf dem Domplatz von Florenz, der in den frühen achtziger Jahren noch dieselbe Gestalt hatte wie im Quattrocento und nur den flatternden Tauben, keinen Straßenbahnwagen, zur Herberge diente, ließen sich leicht die Geister jenes Himmelfahrtsfestes von 1478 heraufbeschwören, wo das mediceische Brüderpaar unter den Dolchen des Pazzi und seiner Mitverschworenen blutete. Jeder Pflasterstein wußte noch davon, und die schweigenden Monumente erzählten sich's, wie damals der Platz

von der flüchtenden, schreienden Menge gedröhnt hatte, durch deren Mitte der gerettete Lorenzo nach Hause geführt wurde, und wie man am Abend, als das Volk verlaufen war, aus einer Seitentür des entweihten Gotteshauses den toten Giuliano mit seinen neunzehn Wunden in die Taufkirche hinübertrug, wo sie ihn aufbahrten, „schön und blaß wie eine Perle“, wie es in einem zeitgenössischen lamento heißt. — Solch ein Finden und Selbsterleben wie in meinen ersten Florentiner Jahren, wo ich in meiner Unschuld meinen konnte, das alte Florenz zuerst entdeckt zu haben, ist in der heutigen, mit Geschichte und Kunstgeschichte durchsättigten Luft gar nicht mehr möglich.

Wie ausdrucksvoll war der Domplatz noch zu jener Zeit! Die schmucklose Vorderseite von Santa Maria del Fiore dachte noch gar nicht daran, mit dem schlanken Campanile an Reichtum zu wetteifern; er herrschte in seiner zierlichen Pracht, und die wunderkösliche Loggia del Bigallo gegenüber wirkte in der Schlichtheit und Geschlossenheit des Platzes wie ein geschmückter Juwelenschrein. Das Arcivescovato stand noch mit seinem alten Vorderplatz nahe an das schöne Achteck des Täufers angedrängt und schloß mit einer langgestreckten Linie den ganzen Hintergrund, nur durch einen niedrigen Torbogen, den Arco de' Pecori, Durchlaß gewährend. Wenn Dante aus der Ferne seines bel San Giovanni gedachte, sah er ihn so von Bauten eng umrahmt und eingeschlossen. In dieser Bedrängtheit hatte der Platz etwas Unheimliches, und wenn er mit Teppichen und Gobelins behängt war, bekam er das Ansehen eines festlichen Innenraumes, wie ein altes Truhengemälde ihn zeigt.

Der jetzt verschwundene Arco de' Pecori führte in das Herz der Stadt, das geheimnisvolle, von wenigen gekannte Centro. Das kleine Viereck, das die Straßen Calzajuoli, Cerretani, Cornabuoni und Porta rossa umschlossen, war die Altstadt, einst der Sitz der großen Geschlechter, aber

damals nur noch die unheimliche und trostlose Herberge des Elends und des Verbrechens, mit ihren Diebshöhlen und ihren Pestgerüchen zum großen Teil für die Bewohner der glücklicheren Stadtviertel unzugänglich. Nur der alte Mercato mit seinen nächsten Zugängen war, wenigstens bei Tage, ohne Gefahr zu betreten. Am Viale Margherita wohnend, führte mich der Weg dorthin durch die Via Strozzi, die heute in nichts mehr an ihre frühere Gestalt erinnert als in der geraden Linie, mit der sie sich der Via del Corso zu vereinigen strebt. Damals war sie eine lange, enge, unendlich schmutzige, von Verkaufsständen und Tischen umsäumte Gasse, auf der ein immertwährendes Gekreis und Gedränge wie auf einem Jahrmarkt herrschte. Düfte, wie sie sich dort zu einer atemraubenden Sticlucht mischten, habe ich niemals wieder gerochen. Es ist nicht zu sagen, was da alles auf offenem Feuer durcheinander prozelte und schmorte und seine Gerüche mit denen des modrigen Trödelstrams auf den Verkaufstischen mengte. Hatte man sich durch die leidenschaftlich feilschende und gestikulierende Menge durchgewunden, so gelangte man auf den Mercato vecchio mit der unvergesslichen Loggia del pesce; seine Paläste mit den noch übrigen Türmen, die den Platz umgaben wie kriegsbeschädigte Veteranen, und die schlank freistehende Säule, von der schon längst die Statue der Dovizia gefallen war, dämmern mir noch in der Erinnerung. Wie wenig Raum doch diese Alten gebraucht hatten. In diesem kleinen Platz, in dem Gewinkel enger Gäßlein, die sich anschlossen, hatte das glühende Herz des mittelalterlichen Florenz geschlagen. Aus namenlosem Schmutz, aus entstellenden Bauflüchen und Verkleisterungen blickten jammervoll die Spuren einstiger Schönheit. Hier ein köstlicher Bierat an zerbröckelnder Fassade, dort die reizenden Formen einer Loggia, die jetzt dem stinkenden Elend als Unterschlupf diente, anderswo ein Steinbogen aus der Römerzeit, in ein späteres Bauwerk verwendet. Kleine, uralte Kirchlein, über

frühchristlichen oder römischen Anlagen errichtet, winzige, unregelmäßige Plätze, enge Palasthöfe, von Thürmen überragt, die drückend waren wie ein Alptraum; hier das bescheidene Stammhaus der Mediceer mit dem stolzen Kugelwappen, dort der festungsartige Palazzo Amieri — das war noch der Schauplatz aller jener Begebenheiten, von denen die Chroniken erzählen. Dort ist mir das alte Florenz im Geiste aufgegangen. Man mußte diese Enge gesehen haben, um den Dämon der Zwietracht zu begreifen, der ein Volk von solchen Gaben und Leidenschaften zu jahrhundertelanger Selbsterfleischung zwang. Kein Tapferer konnte sich vor der Parteiung retten, wenn hier der Alarmruf erscholl, wenn die schweren Eisenketten zwischen Haus und Haus den Weg versperrten und von den Fenstern, den rasch herausgeschobenen Verteidigungsbrücken Steine und Geschosse auf die Angreifer prasselten. Hier verstand man auch ganz die Fülle der Verachtung, mit der Dante die Lauen, die Neutralen im Vorhof des Inferno stehen läßt: *guarda e passa!* Man konnte es nachfühlen, wie der gefährliche Boden jedesmal gezittert haben muß, wenn seine Bewohner sich zu Spiel und Freude darauf zusammenfanden oder die Jugend gemeinsam zum wonnigen Maienfeste hinauszog, das so oft in Blut und Schrecken geendet hat.

Doch nicht nur die eiserne Zeit der Guelfen- und Ghibellinenkämpfe war dort in Stein verkörpert, auch an die Anfänge des siegreichen Bürgertums gemahnte diese Enge, an die Sage, wo unsterbliche Künstler als Handwerker in ihrer bottega saßen und die frühen Mediceer sich noch hüten mußten, ihre Mitbürger in der Lebensführung zu überbieten. Hier konnte man sich einen Donatello vorstellen, der des Abends in Schlappschuhen auf den Mercato läuft, um rasch noch in der Schürze Obst und Eier heimzutragen, die er mit seinem Brunneleschi verspeisen will.

Mir ist es wie ein verblaffender Traum, daß ich diese Welt noch mit eigenen leiblichen Augen gekannt habe! Ich atmete

aber jedesmal auf, wenn ich mich glücklich durch die zwiebelduftende, von Rosticcerien dampfende Via Calimala, die in ihrer Fortsetzung Via de' Succhiellinaï hieß, und den Arco de' Pecori bis auf den Platz des Täufers durchgewunden hatte, ohne eine allzu unliebsame Begegnung mit den lebenden Bewohnern des Mercato.

Einen Ort jedoch gab es im Centro, den kein Angehöriger der geselligen Welt jemals betrat, ausgenommen die Polizei, und auch die nur in genügender Stärke. Das war der ehemalige Ghetto, der gleich hinter dem Arcivescovato, wenige Schritte von der belebten, eleganten Via Cerretani begann. Er bildete in dem Reiche der Verdammnis, zu dem die Altstadt geworden war, die unterste Höllenstufe. Wer sich dorthin verirrt, konnte für immer verschwinden, denn vor dem unerforschten Gewirre von Gängen, Treppen, Terrassen, die die Häuser des Ghetto unter und über der Erde verbanden, machte auch der Spürsinn der Befehsboten Halt. Dort, wo die Menschen wie Tiere beisammen hausten, war die Pflanzschule aller Verbrechen und die Brutstätte der Seuchen. Dennoch sperrten sich die Insassen — darunter auch eine wohlhabende Judenfamilie, die seit vielen Geschlechterreihen dort ansässig war! — zum Teil ganz verzweifelt, als in den achtziger Jahren diese Pesthöhlen ausgeleert und sie selber zwangsweise in neue, gesunde Stadtteile versetzt wurden. Noch einmal feierte der Ghetto eine kurze und verklärte Auferstehung, als im Carneval 1886 seine ausgemisteten und gelüfteten Räume in eine märchenhafte, von Kamelen durchzogene Stadt Bagdad mit Basaren, Kaffeehäusern, Karawansereien und entzückenden Blumenhöfen verwandelt wurden, worüber der Duft von Tausendundeiner Nacht schwebte. Gleich darauf verschwand der Ghetto mit dem größten Teil des alten Centro hinter dichten Bretterwänden. Und als nach Jahr und Tag die Gerüste fielen, war das alte Florenz nicht mehr, und an seine Stelle trat ein neues, bei dessen Anblick mir das Wort des

Donatello einfiel, als der Maler Paolo Uccello im Kirchlein San Tommaso auf eben diesem verschwundenen Mercato hier ein Bild, woran er lange geheimnißvoll hinter Bretterverschlag geschafft hatte, den Augen des Volkes enthüllte: Ora che sarebbe tempo di coprire e tu scopri (jezt deckst du auf, wo das Zudecken am Plage wäre). An der Stelle, wo sich der Mercato Vecchio in seiner Bettlermajestät erhoben hatte, gähnt jezt in öder Langerweile wie ein aufgesperstes Riesenmaul die Piazza Vittorio Emanuele, und daß sie den ganzen Mercato zusamt den anstoßenden Gassen und Pläzen verschlungen hat, macht sie dem Auge doch nicht gebietend. Die grausame Zerreißung und Erweiterung des Platzes um San Giovanni, der jezt nach drei Seiten offensteht und die Taufkirche inmitten des wilden Betriebes wie einen einsamen Felsen in der Brandung erscheinen läßt, hat den Stimmungszug des alten Stadtbildes noch mehr verwischt.

Wie aber auch Florenz im Außern sich verändert, der Genius loci widersteht den Neuerungen. An langem Faden reicht die Überlieferung ununterbrochen bis auf unsere Tage herab. Die Brüderschaft der Misericordia z. B., der die ersten Familien der Stadt und der Landesherren selber angehören, ist über sechshundert Jahre alt. Gewohnheiten, Feste, Spiele, Redensarten der Florentiner sind die gleichen wie vor Jahrhunderten. Seit unvordenklichen Zeiten wird am Epiphaniatag die Hege Befana gefeiert, die in einem Strumpf Geschenke ins Ramin hängt, und deren Ankunft die Gassenjugend schon Tage vorher durch das ohrenzerreißende Luten der langen Glasstrompeten ankündigt. Noch heute will der Florentiner an jedem Karfreitag den geschmückten carro vor der Domtür in die Luft fliegen sehen, so kindlich die Mechanik der künstlichen Taube ist, die ihn entzünden muß. Daß an jedem 24. Juni für den Täufer, den Schutzpatron der Stadt, die alten fuochi abgebrannt werden, versteht sich von selbst. Aber ebenso zähe ist der närrische Brauch, daß

an Mittfasten jedem Vorübergehenden von den Kindern, diesen besten Hütern der Vergangenheit, das papierene Leiterchen auf den Rücken geheftet wird, obwohl niemand mehr weiß, was der Unfug bedeutet,* und daß am Tage von Mariä Himmelfahrt der Liebhaber seiner Schönen eine schwarze Singgrille im Käfig verehren muß. Ein Liebchen, mit dem die Kleinen in den Frühsommernächten das Erscheinen der Leuchtkäfer begrüßen, habe ich wörtlich so in den Gesängen des Poliziano gefunden, der es im 15. Jahrhundert gewiß schon alt übernommen hat, und ich frage mich, ob nicht hinter dem Kinderschreck Maramao vielleicht eine Erinnerung an den Verräter Maramaldo sich versteckt! Einen Schmerbauch hörte ich einen Giangastone nennen von Leuten, die in ihrem Leben nichts von dem schlemmerischen letzten Mediceer gehört hatten, und wenn einer zu spät mit seiner Hilfe anrückt, so sagt der Florentiner: E il soccorso di Pisa, obgleich heute nur noch die Geschichtsforscher wissen, wann und weshalb die pisanischen Bundesgenossen in solchen Verruf geraten sind.

Auch ein Gespenst würde sich in Florenz schämen, nicht mindestens seine vierhundert Jahre alt zu sein, wie die schöne Luisa Strozzi, die unter dem Herzog Alessandro, der ihr nachstellte, geheimnisvoll starb und sich noch immer ab und zu erzeugen soll. Die Umwohner des Bargello schließen selbst in den glühenden Hochsommernächten ängstlich alle Fenster, weil aus dem alten Säulenhof, an dem das Blut der Staatsverbrecher klebt, so seltsame Töne und Schatten heraufsteigen.

Die Zeit hält über der Arnostadt ihre raschen Flügel an. Die alte Uhr auf dem Palazzo Vecchio regelt das Leben von

* Ein deutscher Freund aus Petersburg macht mich darauf aufmerksam, daß hinter der Leiter sich vielleicht eine Erinnerung an die einst weit verbreitete Sitte des Winteraustreibens verbirgt, jenes uralte Fest zu Frühlingsanfang, wobei der Winter in symbolischer Gestalt hingerichtet, in manchen Gegenden gehängt wurde.

Florenz, und ihr Schlag ruft: Eile mit Weile! Nichts hat hier seine feste Stunde. Der Nobile, der mit der Zigarre im Munde an der Tür des Circolo steht, die gepuderte Bürgerstochter, die vom Fenster seufzend den herrschaftlichen Equipagen nachsieht, der Facchino, der sich an der Straßenecke in der Sonne räfelt, sie gehören alle zur großen Familie der Lilien auf dem Felde. Nur ein loser Sommerfaden hält das ganze Getriebe zusammen; will man ihn spannen, reißt er.

Fast rührend mutet es im zwanzigsten Jahrhundert an, wenn man in einer der belebtesten Straßen auf einen Laden stößt, an dem ein geschriebenes Täfelchen aushängt mit der vertraulichen Aufschrift: Torno subito (ich komme gleich wieder). Der Inhaber ist nur ein bißchen weggegangen, um anderswo zu plaudern; aber der Kunde müßte viel Zeit übrig haben, der auf seine Zurückkunft warten wollte. Wer frisch von außen kommt und noch das Tempo des modernen Lebens in den Gliedern hat, der fühlt sich in Florenz wie eine Kugel, die in einen Woll sack fällt. Seine Tatkraft nützt ihm nicht das geringste gegen den weichen, untätigen Widerstand, der ihn umgibt. Und der Ankömmling wundert sich über seine Landsleute, die vor ihm da waren und schon das zeitlose Leben der Eingeborenen teilen. Sie erinnern ihn vielleicht an die verzauberten Lotophagen, die mit stillen Gesichtern wunschlos umhergehen und nimmer heimverlangen nach dem Lande der Väter. Doch bald wird ihm so seltsam wohl in der blauen Unendlichkeit; die Geister der Zeit, die ihn jagten, fallen ab, und am Ende wird er selbst wie jene und begehrt nichts weiter als nur immer dazubleiben und von den Früchten des Lotos zu essen. Aber wehe ihm, wenn er nicht gefeit ist gegen das süße Gift, denn diese Früchte bekommen nicht jedem. Eine wonnige Mattigkeit schleicht durch die Adern, die manchem die Spannkraft auf immer lähmt. Nichts spornt ihn mehr zum Tun auf einem Boden, wo seit Jahrhunderten alles getan ist. Langsam verfeinert sich das Stilgefühl bis

zur Anduldsamkeit und schafft beim Anblick jedes Erzeugnisses einer unreiferen Kultur Qualen, von denen der Außenstehende keine Ahnung hat. Nur in Gesellschaft der Toten scheint das Leben noch lebenswert. Aber die Toten sind grausam, besonders gegen den schaffenden Künstler. So mancher legt sich als demütiger Schüler zu ihren Füßen, der daheim Gewinn und Ehren erringen könnte oder schon errungen hat, und wird von ihnen ausgesogen und weggeworfen. Erst reißen sie ihn an sich mit dämonischer Gewalt; sie werfen Hülle um Hülle vor ihm ab, daß er sie erkennt in ihrer übermenschlichen Schönheit, dann beginnt der kalte Hohn, die eisige Zurückweisung: Versuch es und sei wie wir! Er hält es zuerst für möglich. Aber hat er eine Leinwand auf der Staffelei, die ihm Freude macht, so blicken sie ihm über die Schulter, kalt und unerbittlich. Im Pitti gibt es bei seinem Eintritt eine wahre Verschwörung. Leo X. mit dem Kardinal Bibbiena lächelt heimtückisch, die stolzen Sizians sehen so über ihn hin, und sogar die schwermütigen Madonnen des Botticelli verziehen ihre Mündchen, bis ihn die Verzweiflung packt, daß er seine Leinwand zerschneidet und ein paar Tage wie ein Toller durch die Campagna rennt. Er hadert mit sich und mit den Toten; er sagt ihnen die schöndesten Worte: Ihr habt nicht nötig, euch aufzublasen; was wärt ihr, wenn nicht die Wogen eurer Zeit euch getragen hätten! Es ist ein Unterschied, ob man für die Stenzen des Vatikans schafft oder für einen Berliner Progensalon. Ich möchte sehen, wie ihr euch heutigentages anstellen würdet, um unsterblich zu werden! — Er hat gut reden, die lächeln weiter und geben keine Antwort; nichts Niederschlagenderes als mit Leuten hadern, die den Mund nicht zur Erwiderung aufthun. Endlich ruft er in heller Wut: Was wollt ihr? Neben den Griechen seid auch ihr nur Krämer! Dann schlagen sie die Augen nieder; das ist seine Rache. Aber der Anblick eines einzigen modernen Bildes genügt, ihn reuevoll zu den Füßen seiner Peiniger zurück-

28

zuführen. Ja, die Toten sind ein tückisches Geschlecht. — Wer aus den Armen der stillen Königin kommt, der steht als Fremdling unter den Menschen, wie wenn er aus dem Venusberg stiege, und ist er dann noch imstande, der Mittwelt zu dienen, so hat er die stärkste Probe auf seine Lebenskraft abgelegt.

Florenz ist die vornehmste aller Städte. Da auf diesem Boden kein Geld zu machen ist und die gröberen Vergnügungen fehlen, gibt es keine prozigen Banaußen, keine das Leben genießenden Handlungsreisenden dort, und von den internationalen Abenteurern anderer Weltstädte nur der Vollständigkeit halber einige wenige Muster. Kein Wald von Fabriköfen verdickt die Luft mit Qualm und mit sozialen Fragen; was den Bauern betrifft, so ist er in Toskana durch die Einrichtung der mezzadria besser gestellt als irgendwo sonst; der Kleinbürger aber lebt in einem Geflechte höchst verwickelter, doch friedlicher Auskunfts Mittel, in die wir keinen Einblick haben. Freilich fallen mit dem wirtschaftlichen Kampfe auch die Leidenschaften weg, die die Gesellschaft verjüngen. Das heiße Blut der Florentiner ist schon nach den letzten großen Ueberlässen beim Untergang der Republik zahn und stille geworden; das gesellschaftliche Leben ist abgeklärt, ruhig und rein gestimmt wie die Landschaft um Florenz, die hochgebildete Sprache trägt einen Hauch von Vornehmheit bis in die niedersten Schichten hinunter. Dagegen ist der Blick auch unbegrenzt. Alle Völker treffen in Florenz zusammen. Jede Welle des modernen Lebens, gleichviel von wo sie ausgegangen, dort kommt sie angerauscht; man kann ihren Weg verfolgen, nur daß ihr Schlag am Arnoufer seine elementare Kraft verliert. Einen Barrikadentkampf z. B. kann man sich auf dem Boden, der so viel Bürgerblut getrunken hat, in unseren Tagen gar nicht mehr vorstellen. Auch ihr 27. April

ist ja so gesittet verlaufen wie eine Revolution im Lustspiel. Man mußte unseren alten Tapezierer, der die Zeit noch miterlebt hat, von dieser menschenfreundlichsten aller Staatsumwälzungen erzählen hören; schade, daß ich nur den Sinn seiner Rede, nicht auch den Wortlaut wiedergeben kann. Schon tags zuvor hatte es gegoren, drohende Gruppen standen auf den Straßen, und als General Ferrari, eine sehr verhaßte Persönlichkeit, sich mit seinem Adjutanten auf der Piazza zeigte, schnitten die toskanischen Gendarmen, die ihm folgten, Fragen hinter ihm her, bis ein Herr hinzutrat und ihn bat, sich aus Rücksicht auf die Stimmung des Volkes zurückzuziehen. Am 27. wurde es ernst. Da machten die Häupter der Bewegung dem Großherzog eine Aufwartung, nach der ihm nichts übrig blieb, als zu gehen. Als er mit seiner Familie in großer Staatskarosse zum Boboli hinausfuhr, begleiteten sie ihn nebst Militär als Sicherheitswache und führten ihn mit aller schuldigen Achtung nach Bologna, wo sie ihn in die Arme der Oesterreicher legten. Und wo der Zug vorüberkam, da stand das Volk schweigend und höflich auf der Straße und ließ sogar den General Ferrari, den einzigen, dem man ans Leben wollte, ungehindert vorüber, weil er hinten auf der großherzoglichen Equipage stand, wo sonst der Platz der Lakaien war. Erst als der „Papa“ die Stadt verlassen hatte, brach der tobende Jubel aus, und man sang den Anhängern der gestürzten Regierung den Spottvers nach:

Oh cosa speri tu?

Il babbo non torna più.*

Freilich als dann mitten in das Evvivarufen und Fahnen-schwenken hinein die Steuereinnehmer kamen und die Soldaten ausgehoben wurden, da kühlte sich die trikolorre Begeisterung bald ab — man spürt es ordentlich der Mimik des Erzählers

* Oh, worauf hoffst du noch?
Der Pappé kommt nicht wieder.

an, wie die piemontesische Schraube das weich gewohnte Volk von allen Seiten zwickte. Denn die Toskana mit ihren milden Einrichtungen hat mit dem Anschluß an das große Vaterland ein Opfer gebracht wie keiner der anderen Stämme. Darum fühlt sich so ein alter Florentiner bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz als Italiener. Immer denkt er mit stiller Wehmut an das gelinde lothringische Regiment, wo sich's so bequem lebte, wo alle öffentlichen Geschäfte über Hintertreppen gingen, wo der sigaro toscano zwei Centesimi kostete und wo sogar das Wetter schöner war als heute. Immer ist er ein bißchen codino, ein bißchen paolotto geblieben, das heißt, daß ihm ein Zöpfchen hinten hängt, und daß er nach Kirchenluft riecht. Und der Piemontese ist ihm so lieb wie dem Altbayern der Preuße.

Überhaupt kommt dem Florentiner der Fremde schwerlich recht nahe, und als Fremder wird von ihm jeder Nicht-Toskaner angesehen, daher er dem Römer und Lombarden ebensogut ein Buch mit sieben Siegeln bleibt wie dem Deutschen oder Engländer. Er lebt in seiner alten Kultur wie hinter einer chinesischen Mauer. Nie vergißt er, daß sein kleines Gemeinwesen einmal die Wiege der modernen Zivilisation und ein Inbegriff der ganzen Menschheit gewesen ist, der keiner Ergänzung von außen bedurfte. Darum stellt er sich vor, daß noch heute jedes andere Volk von ihm, er von keinem anderen Volk zu lernen hätte. Seine Geographie ist so einfach wie möglich und wird auch durch das wütige Zeitungslernen nicht beeinflusst: Florenz und um Florenz her Italien, um Italien her eine nebelhafte Welt, das Ausland, das die seltsame Menschenrasse der Fremden, der forestieri, hervorbringt. Von diesen weiß er nur so viel, daß der Brite von einer kleinen Insel kommt und der Amerikaner von einer großen, und daß der Deutsche nicht allemal ein Österreicher ist, obgleich er das letztere immer gerne wieder vergißt. Damit ist so ziemlich sein Interesse für außerflorentinische Dinge

umschlossen. Selbst der Literat ist stolz darauf, keine fremde Sprache zu verstehen, weil er so die eigene reiner zu erhalten glaubt.

Im gesellschaftlichen Verkehr kommt man über den Anfang nicht hinaus, und wenn man bei der ersten Begegnung wegen der Leichtigkeit und Freundlichkeit der Sitten den Eindruck gewonnen hat, als ob man mit alten Bekannten zusammen sei, so bewegt sich das Gespräch nach jahrelanger Bekanntschaft immer wieder in denselben Gemeinplätzen, als sehe man sich heute zum erstenmal. Fiorenza ist weder gastfrei noch warmherzig. Die Sitte verbietet dem Fremden sogar, den ersten Besuch zu machen; er muß warten, ob man ihm entgegenkommen will. Es gibt keine freundschaftliche Teilnahme, auch zwischen den Einheimischen selber nicht, obgleich ein Kaffeehausbekannter den anderen amico nennt.

Dafür duldet die stille Königin auch keinen Klatsch an ihrem Hofe. In den modernen Millionenstädten gibt es immer wieder ein Krähwinkel, wo der eine das Tun und Lassen des anderen bemängelt, in der kleinen Weltstadt am Arno nicht. Höchstens wenn der Principe Strozzi stirbt und niemand sich findet, der seinen Palast mit den wundergroßen Erinnerungen und den wundergroßen Hypotheken übernehmen will, bewegt sie das ein wenig, denn der Palazzo Strozzi ist ein Stück von ihrem Herzen; aber den Kleinram des Tages läßt sie nicht an sich heran. Wird eine Skandalaffäre laut, die anderwärts ein Jahr lang alle Zungen beschäftigen würde, so zuckt Fiorenza die Achseln und läßt in einer Nacht das Gras der Vergessenheit darüber wachsen. Und an „Affären“ fehlt es nicht in einer Stadt, die der Liebesromantik aller Völker als Zuflucht dienen muß. Auch der Fremde artet sich bald nach dem einheimischen Stil: ein Geheimnis der Kolonie wird nur von den feinen Luftschwingungen, nicht von Menschenstimmen weitergetragen. Am Ende wissen's alle, und niemand spricht davon.

Was den Umgang mit dem Florentiner erschwert, ist seine Abneigung gegen die geraden Wege. Wie alle sehr alten Kulturvölker hat er das Bedürfnis des Umgehens und Verhüllens. Das Gegenteil von dem sagen, was man denkt, heißt in Florenz *educazione*, und wer es anders hält, ist ein ignorante. Dabei zieht der eine von den Versicherungen des anderen mit klarer Schätzung ein bestimmtes Maß ab, so daß doch noch eine Art von Wahrheit herauskommt. Es dauert lange, bis der Fremde sich diese Übung aneignet. Vor allem muß er lernen, daß sein Gewährsmann selber gar nicht ernst genommen sein will, sondern nur den Anstand wahr, wie er ihn empfindet. Man könnte, ein berühmtes Wort parodierend, sagen: Allgemeine Verstellung, gemildert durch allgemeinen Unglauben. Daß dieses System für den modernen Menschen zu zeitraubend ist, kommt nicht in Betracht, denn der Florentiner ist kein moderner Mensch. Ihm ist die ererbte schöne Form Zweck und Inhalt des Daseins. Die Begeisterung für die Sache, die ihn einst so groß machte, hat er mit der Wildheit seiner Jugend hinter sich gelassen.

Auch äußerlich trägt er die Merkmale der Überfeinerung. Er ist schwächlicher gebaut und hat schwächere Nerven als der Norditaliener; es kann vorkommen, daß er an den Folgen eines plötzlichen Schrecks hinsiecht und stirbt — *ha avuto una paura* * heißt es dann. Rachitis und Skrophulose wühlen im Volk, und der allzu spärliche Salzverbrauch leistet diesen Feinden noch Vorschub. Daran ist nicht allein die hohe Salzsteuer schuld, sondern auch alte Gewohnheit. Alle Bitternis der Fremde symbolisiert sich für Dante in dem Salzgeschmack ihres Brotes, und noch heute ist der Toskaner kein gesalzenes Brot. Daß die Kinder schon so gewist sind wie die Erwachsenen, scheint auch ein Altersmerkmal der Rasse zu sein. Wunderbar leicht und schnell arbeitet die geistige Maschine des Volkes. Es versteht die Rede des

* Er hat eine Angst gehabt.

Fremden augenblicklich, auch durch die abenteuerlichsten Sprachschnitzer hindurch; ja, es erhascht seine unausgesprochenen Gedanken, vorausgesetzt, daß sie sich im florentinischen Gesichtskreis bewegen. Was aber darüber hinausliegt, das trifft auf um so tiefere Verständnislosigkeit. In eine fremde Gedankenwelt einzudringen, gibt sich kein Florentiner die Mühe, er will in seiner eigenen aufgefucht sein.

Der gemeine Mann ist taktvoll, verständig und gutartig, doch mit einem leichten Stich ins Verschämte. Seine Höflichkeit gegen den Höherstehenden hat nie etwas Unterwürfiges, er gibt stets zu verstehen, daß er durch die feine Form sich selber ehren will. Dem Florentiner liegt seine republikanische Vergangenheit im Blute. Er lacht über Titel und Orden. Eine Livree zu tragen bequemt er sich nur mit dem äußersten Widerwillen. Die Droschkentutscher wehrten sich noch gegen jedes Abzeichen, das der Magistrat ihnen aufnötigen wollte, um nur ja nicht mit Herrschaftskutschern verwechselt zu werden, und bemühen sich unter ihrem Panamahut oder dem festgeschraubten Regenschirm so nachlässig und bürgerlich wie möglich dreinzuschauen. Spricht der Fattore mit seinem Gutsherrn, so läßt er den Grafen- oder Marchesetitel beiseite und redet ihn vertraulich Sor Giuseppe, Sor Cosimo an. Das ist das letzte Überbleibsel jenes Geistes der Freiheit, der einst die *ordinamenti della giustizia* schuf, jene unerhörten Ausnahmegeetze, die den kriegerischen Feudaladel von Florenz zertraten und den Boden frei machten für eine Kulturentwicklung ohnegleichen, die aber auch den späteren Niedergang vorbereiteten, da es in den Tagen der Not an waffenkundigen Führern fehlte. — Und mit wie wenigem ist dieses Volk zufrieden. Es braucht Vergnügungen, aber sie kosten ihm nichts. Ein Drahtflücker, der im Häuserschatten des Lungarno sitzt und alte Köpfe zusammenheftet, genügt, um den Rühlgängern, die zusehen und scherzhafte Reden mit ihm tauschen, einen lustigen Nachmittag zu machen. Ihre höchste Wonne

freilich ist das Rutschfahren, doch auch das wissen sie sich billig zu verschaffen. Sechs Mann im Einspänner, wobei einer auf dem Bock neben dem Rutscher sitzt und die im Wagen den überzähligen fünften auf dem Schoße halten, das ist in Florenz ein alltäglicher Anblick. Es ist ein ganz besonderes, von allen italischen Stämmen verschiedenes Geschlecht, diese geschmeidigen, gewissten, zungenschnellen Nachkommen der Etrusker. Ein unergründlicher, aber lächelnder Pessimismus haftet ihnen an, der dem Nächsten von vornherein das Schlechte zutraut, ohne es ihm übelzunehmen.

Nirgends lernt man den Zauber und die Gefahren einer alten Aristokratie besser kennen als in Florenz. Wer trägt so schwer an seiner Überlieferung wie die Erben dieser alten geschichtlichen Namen? Darf man es ihnen verargen, wenn sie die Welt innerhalb ihrer Paläste, ihrer Gemäldegalerien, ihrer Familienarchive beschloffen glauben? Sie kommen alt zur Welt, wie so oft die Söhne berühmter Väter. Die Mitarbeit an dem Bau der Neuzeit reizt sie nicht. Ein florentinischer Aristokrat in einem bürgerlichen Beruf, etwa als Arzt oder Ingenieur, ist ein schwer auszudeckender Gedanke. Er richtet sich auch nur standesgemäß — im Spiel oder durch den Rennstall — zugrunde, nicht etwa durch Ausrüstung einer wissenschaftlichen Forschungsfahrt oder durch die Erbauung eines Luftschiffs. In freiwilliger Entfugung, die nicht ohne ein inneres Pathos ist, verbringt er sein Dasein abseits von den Quellen des modernen Lebens, Auge in Auge mit der Vergangenheit und seinen Standespflichten. Wo gibt es aber auch solche Familienerinnerungen, solche Ahnenfäle, wo sieht man im Rahmen einer kleinen Stadt so edlen Lurus, so glänzende Herrschaftswagen, so wahrhaft vornehme, weil einfache Verkehrsformen? Dort oder nirgends ist die alte Zeit mit ihrer Anmut und ihrem Adel zu Hause. Gar zopfig wirkt der letzte Nachklang des einstigen Mäzenatentums, wenn

noch heute der florentinische Nobile die Abhandlung eines Gelehrten über irgendein schwieriges Fachthema, das dem Empfänger gänzlich gleichgültig ist, als Widmung zu seiner Vermählungsfeier entgegennimmt. Und gar ein Begräbniß in der Aristokratie ist ein Fest, auf das die ganze Stadt stolz ist und das den Weiblein des Viertels durch die Anzahl der Wagen, der Kränze, der Fackeln ihren Bedarf an Unterhaltungsstoff und an Lottonummern liefert. Welchen Eindruck muß es in dieser feierlichen Welt hinterlassen haben, als einmal vor Jahrzehnten — die Erinnerung daran ist noch in Florenz lebendig — ein überschuldeter Nobile sich mit Pustkasten und Metallschildchen an der Ecke seines väterlichen Palastes niederließ und so lange den Vorübergehenden mit vielem Anstand die Schuhe wischte, bis ihm die Bezahlung seiner Schulden und das Reisegeld nach Amerika von der Verwandtschaft bewilligt war.

Signore bedeutet auf florentinisch einen, der nicht arbeitet. Die Sprache macht aber noch eine feine Unterscheidung. Wessen Eltern und Voreltern schon nicht zu arbeiten brauchten, der ist Signore. Wer diesen Vorzug sich selbst oder dem Glücke verdankt, der „macht“ den Signore. Kann er sich auch nicht mit dem Dufte der echten Aristokratie umgeben, so wird er doch in seinen eigenen Augen ihresgleichen. Auf ein solches Glückslos hofft ein jeder; das Lotto oder der bekannte Forestiere aus Märchenland soll ihm die Mittel dazu liefern. Jeder Fremde wird darauf angesehen, ob er der Erwartete ist. Ich könnte mir kein verächtlicheres Geschöpf denken als einen armen Forestiere in Florenz. Es gibt aber wahrscheinlich überhaupt keinen solchen, denn neben dem Abfindungswesen, mit dem die kleinen Leute sich dort helfen, gilt der barzahlende Fremde, auch wenn er noch so ärmlich lebt, immer für einen wohlhabenden Mann. In früheren bescheideneren Zeiten war so ein Forestiere in einem armen Bürgerhaus das gepflegte und vorsichtig gemolkene Stall-

tier; seine Anwesenheit war so viel wie eine sichere Rente, man erhielt auf ihn Kredit, und er konnte sogar, wenn er einmal seßhaft war, der Tochter statt der Mitgift hinterlassen werden. Diese idyllischen Zustände sind vorüber, seitdem mehr Geld im Umlauf ist und die Ansprüche gestiegen sind. Aber immer noch ist der Fremde mit dem fabelhaften Mammon das Ziel aller Hoffnungen. Nach dem achttägigen Besuch des Königs von Siam phantasierte die Bevölkerung nur noch von den Trintgeldern, die sich wie ein goldener Regen über das Hotel ergossen haben sollten; der Anteil eines Kellners, der meinem Hauswirt nahestand, war, bis er mein Ohr erreichte, schon auf zwanzigtausend Franken gestiegen und wuchs noch immer. Denn die Einbildungskraft der Florentiner ist äußerst rege, und wenn das Geld ins Spiel kommt, geht sie gerne mit ihnen durch. Belauschen wir einmal ihre Gespräche, wenn sie unter sich sind:

Da sitzt ein Häuflein Stammgäste um einen billigen Mittagstisch. Es sind Leute aus ganz verschiedenen Schichten: ein General a. D., ein Unteroffizier, Beamte, alle in dürftigen Verhältnissen: ihre Armut und ihre Sprachkultur geben ihnen die gesellschaftliche Gleichheit. Sie sprechen von Geld und was ein jeder von ihnen damit anfinge, wenn er welches hätte. — Was soll ich mit Geld? sagt der Unteroffizier: Ich habe fünfundsiebzig Centesimi Pension im Tag, damit kann ich auskommen. — Aber, wird ihm eingewendet, wenn Ihnen eine Million angeboten würde? — Nein, nein, eine Million würde mir nur Scherereien machen, ich will keine Scherereien, ich will keine Million. — Sie könnten ja das Geld für gemeinnützige Zwecke verwenden, Almosen geben, Stiftungen machen. — Der Unteroffizier schweigt zuerst betroffen, dann wiederholt er, lebhaft abwehrend: Nein, nein, nein, ich will nichts davon wissen. Arm bin ich geboren und arm will ich sterben. Mir genügt meine Pension! — Ich verzichte auf die Million! setzt er laut und mit Nach-

druck hinzu, erhebt sein Glas zur Bekräftigung und trinkt es aus. Dann blickt er von einem zum anderen nach der Wirkung seines gran rifiuto. Allein das Gespräch ist weiter gerauscht und niemand achtet mehr auf ihn. Da stößt er getränkt sein Glas auf den Tisch: Und ich, der ich eine Million ausgeschlagen habe, von mir soll gar nicht die Rede sein? Ist das etwa nichts?

Was ist es nun, das dem Florentiner trotz der augenscheinlichen Verengung seines Horizontes den Vorrang unter den italischen Stämmen wahr? Einzig seine Sprache, die der Niederschlag seiner großen Vergangenheit ist. In der Sprache hat der Florentiner auf der ganzen Welt seinesgleichen nicht. Sie ist auch das einzige, was dort jung geblieben. Trotz dem öden Phrasenschwall, zu dem sie jahraus, jahrein mißbraucht wird, redet sie wie im Stande der Unschuld, wenn sie sich unbelauscht weiß. Dann hat sie all die unwiderstehlichen Natürlichkeiten und holden Pößlichkeiten, die uns in Kindermunde entzücken. Aus dieser mündlichen Rede ist die Schriftsprache der alten Italiener entstanden mit ihrer bezaubernden Frische, ihrem Recht zum Aus-dem-Satzbau-fallen und anderen liebenswürdigen Schwächen, die zum Glück keinen Schulmeister fanden.

Die Sprache ist dem Florentiner nicht wie jedem anderen Sterblichen das mehr oder minder handliche Werkzeug der Mitteilung, sie ist ihm höher als aller Zweck, eine andere und höchste Form des Daseins. Sie bezeichnet ihm nicht sowohl die Dinge, als sie sie erhebt und verwandelt. Seine Sprache webt ihm ein leuchtendes Festgewand über den Alltag, sie stellt sich zwischen den Bettler und sein Elend, sie hebt den Gefallenen aus dem Schmutz; durch sie kann der Unwissende zum Lehrmeister des Gelehrten werden. Sie geht als heiligstes Erbe von Geschlecht zu Geschlecht,

und keiner hat teil daran, der nicht im Schatten des Cupolone geboren ist.

In der Aussprache liegt es nicht, denn diese hat Mängel, und ebensowenig im Tonfall, der leicht in einen Gesang übergeht. Dies der Grund, warum der Kenner sich die *lingua toscana* in *bocca romana* wünscht. Der Reiz kommt aus dem Worte selbst und seiner Entstehung. Denn die Sprache von Florenz ist ein ewiges Blühen, sie gefriert nicht zu stehenden Wendungen, sie verblaßt nicht zu Abstraktionen, ihre Fülle und Bildkraft ist unerschöpflich. Der Mann aus dem Volke ist dem Gebildeten noch überlegen; überall drückt sich ja die Gesellschaft verwaschener aus. Nie ringt der Florentiner mit dem Ausdruck, nie wird er dürftig oder platt, er hat je nach Bedürfnis das knappste und treffendste oder das ironisch umschreibende oder das durchsichtig verhüllende Wort zur Hand. Nicht in schon geprägten Sprichwörtern redet er, wie es sonst der Volksmund tut, wenn er sich in Äußerungen über allgemein Menschliches ergeht, sondern in Bildern, die immerzu frisch aus der Natur genommen werden. Darum bezeichnet er das Sprechen aller anderen Sterblichen mit dem Ausdruck *parlare*, nur für das seinige sagt er *ragionare*, gleichsam als ob die Rede des Toskaners einer höheren geistigen Ordnung angehöre. Wie die anderen Stämme diesem Zauber erliegen, davon erlebte ich einmal in San Serenzo bei Spezia ein hübsches Beispiel. Der ganze Ort war mit zersprungenen Deckeln und Blechöpfen ausgezogen, um einem neuermählten Paare eine *Ragenmusik* — eine *pentolata* — darzubringen. Denn ein schöner Mensch von zwanzig Jahren hatte eine hohe Vierzigerin geheiratet, und der dortige Brauch verlangt, daß ungleiche Heiraten mit solchem Unfug gefeiert werden. Ich fragte, was den jungen Mann zu seiner Wahl bewogen habe, ob die Braut reich sei oder sich auf Liebestränke verstehe. Keineswegs, wurde mir geantwortet, sie sei mittellos und besitze auch durchaus keine

anderen Reize als nur ihr bel parlare toscano, denn sie sei Florentinerin. Da staunte ich über den Idealismus dieses jungen Landmanns, dem das schöne Toskanisch mehr wert war als Jugend und Schönheit und alle weltlichen Vorteile. Was ich damals nicht verstand, das verstehe ich heute. Das schöne Toskanisch ist in der That eine Mitgift, wie ein armer Sterblicher sie nicht besser wünschen kann, eine Feenmitgift, die Kohlen in Gold verwandelt und jede andere Mitgift überflüssig macht. Eine Florentinerin heiraten heißt in einer Welt voll Reichtum und Pracht das Bürgerrecht erwerben. Wenn sie redet und sich in ihrer schönen Sprache wie in einer Schaukel wiegt, so ist das nicht gewöhnliche Schwachhaftigkeit, vielmehr macht sie sich durch ihre Rede, wenigstens für Augenblicke, zur Herrin und Besitzerin aller der Dinge, für die sie das Wort findet. Hier gedenke ich meiner alten Freundin Beppa, der Weißzeugverschieferin aus dem Hotel de Rome. Ich ließ mich nie, wenn ich dort wohnte, die Treppe nach dem vierten Stock verdrießen, wo sie unter Türmen von Wäsche thronte, denn es war ein Vergnügen, sich mit ihr zu unterhalten. Sie empfing mich wie eine Königin, jede ihrer Bewegungen war von einem unsichtbaren Purpurmantel umflossen. Die Beppa war guter Leute Kind, und heute noch ist sie stolz darauf, daß keiner ihrer Vorfahren zu arbeiten brauchte. Ihr Vater war Pächter und hatte nur Befehle zu geben, ihr Onkel zog mit dem großen Napoleon nach Rußland und ließ auf jener schrecklichen Brücke „über den Nil“ sein Leben. Sie hätte in ihrem Stande heiraten und wie ihre Geschwister lebenslang die Hände in den Schoß legen können und Signora sein. Aber die Liebe machte einen Querschnitt durch ihr Leben. Einer von der „weißen Kunst“, der arte bianca — ich glaubte zuerst, es sei von weißer Magie die Rede, sie meinte aber das Bäckerhandwerk — gewann ihr Herz und wurde ihr Gemahl. Er war zwar selbst vom feinsten Teige und so gebildet, daß er nie ein gewöhnliches

Wort in den Mund nahm, aber er gehörte eben doch zum Stande derer, die von ihrer Hände Arbeit sich nähren. Die Beppa stieg mit ihm äußerlich auf eine tiefere Stufe herab, und als er starb, ließ er sie unverorgt zurück, daß sie nun selber gezwungen ist, zu arbeiten. Und ewig betrauert sie das doppelte Unglück ihres Lebens: erstens, daß sie ihn genommen, zweitens daß sie ihn so früh verloren hat. Aber mit der Feinheit ihrer Sprache macht sie zugleich den Standesverlust ungeschehen. Niemand kann sie wie eine Bäckerfrau behandeln. Heilige Illusion, Mutter des Glücks und Tochter des bel toscano!

Wer aber die Sprache ihre ganze Macht bis zur Selbstherrlichkeit entfalten sehen will, der wohne einer Schwurgerichtssitzung bei; er wird da ein unentgeltliches Schauspiel genießen, dessen Aufregungen die des Theaters übertreffen, und wird zugleich binnen weniger Verhandlungstage Geist und Charakter des Volkes besser kennen lernen als sonst in langjährigem Aufenthalt. Die Menge der Zeugen mag noch so groß sein, nicht einer unter ihnen ist langweilig. Männer und Frauen aus allen Schichten erzählen fließend und unverwirrt mit solcher Anschaulichkeit und Lebendigkeit, daß man ihre sinnliche Wahrnehmungskraft und ihr psychologisches Feingefühl bewundern muß. Es ist unbewußte Kunst, die im Mark der Knochen steckt. Nun aber kommt die bewußte. Da sind die Verteidiger und ihre gegnerischen Kollegen von der Nebenklage, der Staatsanwalt, die Richter, der Präsident. Wie grimmig sie sich untereinander anfallen, es ist nicht böse gemeint, sie huldigen alle einer gemeinsamen Göttin, der Sprache. Hat einer von ihnen eine besonders glückliche Wendung, ein besonders treffendes Wort gefunden, so läuft eine Welle des Beifalls durchs Publikum, die Geschworenen lächeln stillvergnügt, der Widerpart nimmt das glückliche Wort auf und schiebt es in schmeichelhafter Weise seiner Entgegnung ein, der Präsident verwendet es in seiner Zusammen-

fassung, und kein Berichterstatter versäumt, es am Abend seinen Lesern vorzusetzen. Ja, es freut sogar den Angeklagten hinter seinem Gitter, dasern er Florentiner ist. Ist er kein Florentiner, so weiß der Verteidiger diesen Umstand als Entschuldigung seiner sittlichen Minderwertigkeit auszunützen: Der Arme, er ist nicht unter der Kuppel des Brunneleschi geboren, die Sonne von Florenz hat nicht in seine Wiege geschienen, wie soll er wissen, was gut und böse ist?

Unvergeßlich bleibt mir die letzte Verhandlung eines lärmenden Mordprozesses, den ich durch alle Sitzungen verfolgt hatte. Ein alter Mann und seine Geliebte standen unter der Anklage, gemeinsam den Gatten der letzteren ermordet zu haben. Die Tat und ihre Beweggründe waren scheußlich, die Beweise erdrückend, es konnte sich nur fragen, wen von den beiden Angeklagten die Hauptschuld traf. Wochenlang hatten die Verteidiger des einen und des anderen Theils gerungen und die Last hinüber und herüber gewälzt. Der Alte sah abstoßend aus, die Negäre aber war jung und schön! Wie sie hereingeführt wird und in ihrem „Räfig“ Platz nimmt, hängen die Augen des Publikums mit Neugier und Bedauern an ihr. Die Carabinieri, schlanke, jugendliche Gestalten, drängen sich um das Gitter und sprechen ihr Trost zu. Man kann zwar nicht hören, was sie sagen, aber der Sinn ist offenbar der, daß die Suppen des Staatsanwalts nicht so heiß gegessen werden, wie er sie anrichtet. Dieser allein ist ungerührt. Er hat das Mörderpaar schon mit dem kalten Zwang seiner Beweisführung vernichtet; um die Herzen der Geschworenen zu stählen, liegen vor ihm die blutigen Kleider des Ermordeten. Jetzt aber erhebt sich der Palabin der Inculpation zu einer glanzvollen letzten Rede. Er steht da, hoch und kühn, und trotz dem wallenden Talar mit den Gebärden eines Ringers. Mit vorgestossenem Zeigefinger sticht er die Schlüsse des Staatsanwalts nieder. Er läßt alle Lichter der florentinischen Dialektik spielen, er ist

logisch, beißend, ironisch. Sind die juristischen Pfeile verschossen, so lernt man ihn erst in seiner ganzen Stärke kennen. Jetzt verteidigt er nur noch das Geschlecht. Jeder Nerv zuckt, die Stimme zittert, die Augen quellen über, und die ganze Versammlung weint mit. Dann sinkt seine Stimme zu Boden und windet sich im Weh der Menschheit — wir liegen alle mit ihm zerschmettert —, plötzlich rafft er sich auf und lodert als Feuerflamme in die Höhe. In diesem Augenblick ist das Wunder eingetreten, das Unmögliche möglich geworden, in diesem Augenblick glaubt er selbst an die Unschuld seiner Klientin. Seine Erschütterung sendet elektrische Wellen in die Menschenmenge, und die Täuschung wird allgemein. Ein Beifallstosen erhebt sich, gegen dessen Urgetwalt der Präsident machtlos ist; ebensogut könnte man die Hörer schweigen heißen, wenn d'Andrade gesungen hat. Ich glaubte, mit dieser Leistung habe die Redekunst ihr Außerstes getan. Aber es sollte noch besser kommen. Jetzt ergreift auch der Verteidiger des Alten das Wort. Der neue Redner ist Sizilianer und, wie mir gesagt wird, ein Stern erster Größe, der die Florentiner noch überflorentinert. Er nimmt die Waffe der Rhetorik gleich da auf, wo der andere sie niedergelegt hat, das Grob-tatsächliche ganz beiseite lassend. Sein Schwung überfliegt noch den des Vorredners wie der Wurf des Odysseus die Würfe der Phäaken. Atnafeuer bricht aus seinem Munde, er schäumt, er stöhnt — auf mich freilich wirkt dieser künstliche Ausbruch nur befremdend, aber die Einheimischen verfest er in orgiastischen Taumel. Nicht dem Manne noch dem Weibe fällt mehr die moralische Saterschaft zu, sondern der Gesellschaft, der verrotteten, ungerechten Gesellschaft, die sie schuldig werden ließ. Auf den breiten Rücken dieses Karnickels hageln die Worte wie Peitschenschläge, sie legen sich wie schützende Arme um den Verbrecher. Zuletzt wird noch der unglückliche Belastungszeuge, der den Ausschlag gegeben hat, so verdonnert, daß er sich in die Erde

vertriehen möchte. Das Volk ist überwältigt, außer sich, die Aula wankt vom Beifallsklatschen, die Geschworenen sind blaß geworden; ich meine schon die Wage in der Hand der Göttin Iustitia schwanken zu sehen. Aber ich kannte meine Florentiner schlecht. Als der Gerichtshof sich zur Fällung des Urteils zurückzog, fragte ich meinen Nebensitzer, einen Studiosus juris, der sich laut an den Rundgebungen beteiligt hatte, ob er glaube, daß der Spruch auf mildernde Umstände lauten werde. Da sah ich ihm an, daß er einen ganz anderen Apparat einschalten mußte, bevor er antwortete: Mildernde Umstände? Bei einem solchen Verbrechen? Das ist ja gar nicht möglich. — Nun begriff ich erst, daß hier Leben und Kunst zwei völlig getrennte Dinge waren.

Unterdessen hatte ein Carabiniere, entrüstet über den Lärm, der immer weiter ging, die Bühne erstiegen und mit sittlichem Ernst das Publikum angesprochen: Das wollen Florentiner sein! Und Florenz nennen sie die Wiege der Besittung! Schöne Besittung! Ich sehe ganz andere Dinge als Besittung hier! — Ein tosendes Gelächter empfing diese kleine Standrede. Bravo, bravo, Carabiniere! Wohl gesprochen! rief es von allen Seiten, denn die unwilligen Gebärden und die harte piemontesische Aussprache des Wackeren wirkten mit unwiderstehlicher Komik auf die bewegliche Menge.

Jetzt aber wird der Gerichtshof angekündigt, bei dessen Wiedereintritt sich Totenstille verbreitet. Die Angeklagten werden wieder hereingeführt und das Urteil verlesen. Siehe da, die lodernnden Flammen der Rhetorik haben der Gerechtigkeit auch kein Härchen versengt. Der Spruch lautet für beide auf das höchste vom Gesetz vorgesehene Strafmaß, und gäbe es in Italien eine Todesstrafe, so wäre wahrscheinlich diese verhängt worden. Die Vorstellung ist zu Ende. Die Kämpen der beiden Teile, die sich so lange befehdet haben, eilen aufeinander zu, schütteln sich die Hände und beglückwünschen sich gegenseitig zu ihren Bravourarien, die vielleicht

nur die Vorläufer einer Wahlschlacht gewesen sind. Und was mich am meisten überrascht: das Volk nimmt den Wahrspruch mit Befriedigung auf. Der Dunst hat sich verzogen und der alten kühlen Verstandeshelle Platz gemacht. Da hatte ich den ganzen Florentiner: er berauscht sich an der Phrase, aber er glaubt nicht an sie.

•

Durch viele Jahre schlief ich in einem Eckzimmer, dessen Türfenster mit der durchbrochenen Brustwehr auf eine enge, hallende Verkehrsstraße ging. Diesem Fenster verdanke ich vielleicht meinen tiefsten Einblick in das Wesen der Bevölkerung. Während ich mit dem einen Ohr der Nachtigall zuhörte, die drüben im Lorbeergebüsch des Gartens sang, mußte ich mit dem anderen von der Straße her die Heimlichkeiten meiner Nebenmenschen in mich aufnehmen, ich mochte wollen oder nicht. Unter meinem Fenster, dicht an der Straßenecke, brannte eine Gaslaterne, deren trübes Licht die nächtlichen Spaziergänger wie Motten anzog; ob eine lärmende Gruppe oder ein flüsterndes Paar in die Gasse einbog, vor der Laterne wurde haltgemacht, und dann kamen die persönlichsten und kitzlichsten Angelegenheiten zur Sprache; Briefe wurden vorgelesen, Geschichten erzählt, denn daß zu dem Auge der Nacht sich auch ein Ohr gesellen könnte; fiel den Leuten niemals ein. Wenn beide Fensterflügel offen standen, so hallte jedes Wort, als würde es im Zimmer gesprochen, und ich befand mich in meinem Bette wie in einem Beichtstuhl. Mit der Zeit lernte ich da die Haupttypen schon beim ersten Wort unterscheiden: den Kleinrämer, den Spötter, den Genußmenschen, den Schwadronneur. Neun Zehntel der Gespräche waren freilich sehr uninteressant, denn sie handelten vom Interesse, wie der florentinische Euphemismus für Geldangelegenheiten lautet. Auch die Verliebten lieferten einen ziemlich schalen Beitrag, denn, ich kann es nicht verschweigen,

die Landsleute des Dichters der Beatrice sind in Liebes-
sachen sehr nüchtern, wie schon der für ausländische Ohren
so befremdende Ausdruck für l'amore beweist. Nur selten
fiel da ein Wort, das aus den tragischen Tiefen der Mensch-
heit kam.

In der Stunde nach Mitternacht, kurz vor dem Erlöschen
der Laterne, schritt das Drama höheren Stiles vorüber. Da
redete in beklemmtem Tone die Schuld und mit Donnerlaut
die Anklage; mehr als einmal kosteten mich die Nachmitt-
nachtsgespräche den Schlaf, weil ich mich auf einen blutigen
Ausgang gefaßt machte, zu dem es jedoch glücklicherweise
wenigstens unter meinen Fenstern niemals kam. Aber auch
in diese ernsteren Stunden klingelte die florentinische Schellen-
kappe herein. Einmal erhaschte ich im Flug einen Wortwechsel,
der eine ganze Ehemödie im Auszug enthielt, und die Ge-
bärden, die das Gespräch begleiteten, sah ich gleichsam mit
den Ohren. Ein älterer Baß und eine jugendliche Kopf-
stimme kamen zusammen die Straße herunter, man merkte
den Stimmen an, daß ihre Besitzer getrunken hatten. Der
eine, Rechtsgehende, hatte einen schweren und ungleichen
Tritt wie ein Mensch von schwerfälliger Körper- und Geistes-
beschaffenheit, der zur Linken ging leicht und federnd, und
er redete in beschwichtigendem Ton auf den anderen ein:
Was könnte es Anehnehhaftes geben zwischen drei ehrenhaften
Personen, wie wir sind? Du bist ehrenhaft (zustimmendes
Gebrumme von rechts), sie ist ehrenhaft (abermalige Zu-
stimmung, aber schwächer), ich bin ehrenhaft. — Nein!
bricht plötzlich der Baß entrüstet aus. Kopfstimme gleichfalls
entrüstet: Wieso nein? Was soll das heißen? Dann wieder
gütlich zurendend: Geh zu, du hast getrunken. Ich sage es
noch einmal: Was könnte Anehnehhaftes vorgehen zwischen
drei Menschen von Ehre, wie wir sind? Onesto tu! Onesta
lei! Onesto io! Und um die Ecke verhallte die Stimme ohne
weiteren Widerspruch. Die kleine Szene steht noch immer vor

mir, als hätte ich sie mit den Augen wahrgenommen. Der Aktent, der Tonfall, die Gebärden, das drohende Vortreten des einen, das vorsichtige Ausweichen des anderen und endlich der Sieg der Sophistik über die Zweifel der Einfalt — wie echt florentinisch war das alles.

Aber allzu naheß Sehen verzeichnet. Ich ward meines Logenplatzes in dieser Freien Bühne überdrüssig; er hätte mir noch am Ende Florenz verleidet. Erst als ich die kleine Gasse aufgab und eine Wohnung hoch oben bei den Zypressen des Poggio Imperiale bezog, wo Kuppel und Campanile unter mir lagen und von den Ausdünstungen der Stadt mich nur noch das letzte geistigste Atom erreichte, gewann ich wieder den richtigen Abstand zu den Florentinern. Nicht die Masse der Alltagsgesichter ergibt ja die wahre Physiognomie eines Volkes, sondern der Genius, der seine Züge trägt. An seinen Großen will der Florentiner erkannt sein. Dante schließe ich aus. Er gehört zu den Vorweltriesen und hat nichts gemein mit den Menschen unserer Tage. Auch den ihm seelenverwandten Michelangelo, der schon fremd in seiner eigenen Zeit stand. So tiefen, tödlichen Ernst, so gewaltige, ungebrochene Einheit des Wesens staunte man schon damals an wie einen erraticen Block. Aber einer wohnt bei den Unsterblichen von Santa Croce, in dem der florentinische Charakter monumental geworden ist: Niccolò Machiavelli. Seine *Istorie fiorentine*, die sich wenig um geschichtliche Treue kümmern, sind doch so florentinisch im Geiste, daß jeder Satz dasteht wie ein Baustein zu dieser dämonisch berückenden Stadt. Allein dieser letzte der großen Florentiner war zugleich der erste der großen Italiener. Weil er einem Cesare Borgia zugetraut hatte, was erst ein Garibaldi vollbringen sollte, stieg er beladen vom Fluche seines Jahrhunderts ins Grab, und sein unsterbliches Teil ging als ungelöstes Rätsel durch Länder und Zeiten. Auf seinem Heimathoden aber lernt man den Principe auch ohne Renaissancestudien ganz von selbst

verstehen, denn dort wandelt der große Realpolitiker noch in Fleisch und Bein, nur daß er über keinen Staatsgeschäften mehr brütel, sondern über denen des Kramladens. Nein, wahrlich, in den Principe war kein Geheimniß versteckt, der Verfasser sagt dem Leser klipp und klar, wie er es meint. Mit seinem sonnenklaren Auge hatte der geniale Mann dem Sun der Großen zugesehen, und naiv, wie der Genius immer ist, nahm er keinen Anstand, auszusprechen, was sich in der Anwendung als so brauchbar erwies. Aber „die Kinder dieser Welt sind klüger denn die Kinder des Lichts in ihrem Geschlecht“. Wenn der Rechtsinn aus den Handlungen völlig geschwunden ist, führt er im Wort seine Herrschaft weiter, die Heuchelei wird der letzte dünne moralische Faden, ohne den die Welt ins Chaos stürzen würde. Vor diesem Abgrund bäumt sie zurück. Die öffentliche Meinung bricht in einen Schrei der Entrüstung aus, wenn, was jeder im geheimen tut, zum offenen Grundsatz erhoben wird und, was das Merkwürdigste ist, diese Entrüstung ist echt. Die Gewalthaber konnten ihm seine schauerlich harmlose Sachlichkeit erst recht nicht verzeihen, weil er sie bloßstellte, und die Vox populi verlangte einmal ein Sühnopfer. So stieß man ihn beladen mit allen Sünden seiner Zeit hinaus und taufte die politische Felonie für immer mit seinem Namen, ohne der Größe seines Zieles zu gedenken. Er wurde gemieden wie ein Verpesteter, litt Verfolgung und Armut, hockte in schmierigen Spelunken unter der Hefe des Pöbels, mit schmutzigen Wizen auf den Lippen und mit großen Gedanken im Kopfe; daheim aber in seinem Kämmerlein legte er die alten Staatsgewänder wieder an und prägte sich die Worte ein, die er den Mächtigen sagen wollte, wenn sie ihn an ihre Seite beriefen, während schon die Zeit über ihn wegrollte. So einfältig kann nur ein Genie sein, Messer Niccolò! In später Erkenntnis hütet jetzt Fiorenza die Asche des Ibrigsten der Ihren: tanto nomini nullum par elogium.

Über von der Rückseite gesehen, heißt er Stenterello! Welch ein Verlust, daß jetzt auch der Stenterello an Altersschwäche zu sterben droht. Er ist der Rückschlag der Natur gegen die alles umwölkende Phrase. Feige, verschlagen, zynisch und urgemein, aber ein Kerl zum Entzücken, wenn er mitten in einem gestelzten historischen Drama oder einem tränenfeligen Familienstück mit einer einzigen seiner grundnüchternen Bemerkungen das Publikum so jählings auf den Boden der Wirklichkeit zurückstellt, daß von der Erschütterung das Haus wankt. Und was hat er selber für ein Mundwerk! Am schönsten ist er in der Heldenpose. *Me ne ricorderò**, sagt der geohrfeigte Stenterello mit pathetischer Gebärde und — macht sich einen Knoten ins Taschentuch. Nur leider ist er in den letzten Jahren pöbelhaft geworden, was seiner Vergangenheit widerspricht! Denn der Stenterello ist von edlen Ahnen. In Lorenzo Magnifico steckte ein großes Stück Stenterello, und in Machiavelli, der ihn dafür gescholten hat, ein noch größeres. Wenn aber auch die florentinische Volksmaske von der Bühne verschwindet, im Leben wird man den Stenterello immer wieder finden, solange der Toskaner Toskaner bleibt. Könnte ich nur meinen wackeren Natale, den Zimmermann von Ruffina, lebhaft hierhersehen, wie er am Feierabend den ganzen Ort unterhält — der Stenterello in Person. In den Häusern, wo er arbeitet, umsteht ihn groß und klein, um ihn schwadronieren zu hören. Er hat die Kriege des Risorgimento mitgemacht und erzählt mit Begeisterung von dem Empfang, der den Truppen in Oberitalien zuteil ward, wie die schönsten Damen auf der Straße knieten, um Blumen, Zigarren, Wein zu überreichen, wie die jungen Mädchen mit zusammengebundenen Taschentüchern in drei Farben von den Balkonen wedelten und es von allen Seiten schrie: *Evviva i nostri fratelli, liberatori d'Italia!* daß den Soldaten vor Wonne Hören und Sehen verging.

* Ich werde daran denken.

Er erzählt es nicht, er spielt es uns vor und versetzt uns mitten hinein.

Und wir Toskaner waren ihnen die liebsten, denn sie hatten il nostro ragionare noch nie gehört. — Nun gibt er Proben vom Dialekt jener Provinzen zum besten, daß die Zuhörer sich vor Lachen krümmen.

Und in Tirol, wo die Frauen die Taille hier haben (an den Bauch greifend) und keine Beine. Wenn wir zu einer hingingen und Spaß machen wollten: Oh come sei bellina! oder so was ähnliches, gleich hieß es: Maledetto da Dio, va! Oder in Susa, wo die Frauen alle kropfig sind, und wenn eine keinen Kropf hat, findet sie keinen Mann (große Heiterkeit). Ja, ja, in Wahrheit, sie stößt auf Schwierigkeiten, versichert er ernsthaft, und seine Trockenheit entfesselt neue Salven von Gelächter.

Mir erzählte er gleich bei der ersten Bekanntschaft mit größter Unbefangenheit, wie er einst beim Landeschießen in Mailand als einer der besten Schützen drei Treffer gehabt und wie er da dem Kontrolleur zugestüstert habe: Oh, haben Sie doch gütigst die Gefälligkeit und schreiben Sie mir vier Treffer auf, ich gebe Ihnen drei Napoleon. Der Mann aber wandte schweigend den Kopf (er machte die Gebärde mit Erhabenheit nach), das war sehr schade, denn ich hätte den ersten Preis mit tausend Franken gewonnen. Das wäre eine Ehre gewesen für mich und für die ganze Toskana; so waren's nur sechshundert.

Am gehobensten fühlt er sich, wenn er die drei militärischen Ansprachen, deren er in historischen Augenblicken Zeuge war, mit ungeheurem Pathos vortragen kann! Die des Generals Medici, als er sich im Trentino mit Garibaldi vereinigen sollte, ist ihm die liebste, weil sie die schwülftigste ist! Seine zweitbeste hat er vom General Pinelli bei der Unterdrückung des Brigantaggio im Neapolitanischen gehört. Da entzückt ihn besonders die Stelle von den preti colle bocche sozze, quei

servi non di Dio ma di Satana (den Priestern mit den Schandmäulern, diesen Dienern, nicht Gottes, sondern des Satans). Die des Königs Viktor Emanuel I. ist ihm eigentlich zu einfach, aber weil er schon im Zuge ist, nimmt er sie auch noch mit. Der Ausfall auf die Preti hat aber seine Gedanken in eine andere Richtung gezogen. Mit großem Nachdruck gibt er mir jetzt sein materialistisches Glaubensbekenntnis zum besten:

Ich sage immer, wenn ich einmal sterbe, so will ich keinen Preti und kein Geläut. Wenn ich sterbe, so ist es, wie wenn ein Eidechse stirbt. Wozu die Umstände? Bin ich denn mehr als ein Eidechse? Die Glocken will ich nicht, die kosten Geld, und für einen Armen werden sie doch so schwach geläutet, als hätte man Angst, das Metall könnte sich abnutzen. — Signora, die Religion ist zu kostspielig für uns arme Leute.

Guter Natale, trotz deinem Haß auf die Sutane wirfst du doch einmal, wenn dein letztes Stündlein schlägt, nach dem Preti schicken, nicht aus Bedürfnis, sondern aus Vorsicht, denn nützt es nichts, so kann's nicht schaden; das große Nichts, denkst du, werde dir die Inkonsequenz nicht übelnehmen. Und so wie du denkst dein ganzer Stand.

Am Ende der Vorstellung, die er uns gegeben hat, wendet sich Natale-Stenterello mit naiver Selbstbewunderung an mich:

Nicht wahr, das gefällt Ihnen? So viel Talent hätten Sie mir nicht zugetraut? — Und er erzählt es später allen, welcher tiefen Eindruck er auf mich gemacht hat.

Auch die Boccaccio-Alder vertrocknet nicht im Volk. Wer die Leute in ihren Osterien sitzen und ihre frizzi und motti* aushecken, sich an ihren Anekdoten gütlich tun sieht, der weiß, das ist noch derselbe Stoff, aus dem der Decamerone geschöpft ist. Nebst den mehr oder minder graziösern Schlüpfrigkeiten bevorzugen sie solche Geschichten, die irgendeine

* Sticheleien und Wige.

menschliche Schwäche oder Torheit in feiner Weise geißeln, ganz wie Messer Giovanni. Da ist z. B. ein Professor in den Grafenstand erhoben worden und weiß sich vor Selbstgefühl nicht zu lassen. Er spricht jeden Vorübergehenden an, tritt in jedes Caffeehaus, um sich sagen zu hören: Guten Tag, Herr Graf. Wie geht's dem Herrn Grafen? Er macht Besuche, um seine neue Visitenkarte zu verteilen, er ist liebenswürdig gegen Betitelte und Unbetitelte und strahlt vor Wonne. Nur eines trübt sein Glück: sein wißiger Nachbar, der Pizzicagnolo an der Ecke, bei dem er seit zwanzig Jahren jeden Abend in der Butte saß, per far due chiacchiere*, dieser Wursthändler und eingefleischte Liberale tut beharrlich, als wüßte er nichts von seiner Standeserhöhung und grüßt ihn nach wie vor: Guten Abend, Sor Professore — ein heißer Tag, Sor Professore, daß der arme Graf geärgert weggeht mit der Absicht, nicht wiederzukommen. Aber so eine alte Gewohnheit ist zähe; wenn es Abend wird, so zieht's ihn unwiderstehlich an sein gewohntes Plätzchen beim Ladentisch, wo ihm auch gleich der unvermeidliche Sor Professore rechts und links um die Ohren schwirrt. Endlich hält er sich nicht länger. Man sagt mir Signor Conte, bemerkt er kurz, worauf der Schalk mit tröstlicher Miene und unsäglich überlegener Handbewegung: Lassen Sie die Leute reden, Sor Professore, lassen Sie die Leute reden.

Von einem solchen Spaßvogel sagt der Florentiner, er habe „Spiritus feil“, und diese Ware steht noch ebenso hoch im Preise wie zur Zeit, wo man die Hofnarren für ganz Italien aus Florenz bezog, und der Herold der Republik selber das Amt des öffentlichen Lustigmachers versehen mußte.

Auch die beffe und burle,** wegen deren die Florentiner einst gefürchtet waren, sind noch im Schwange, und man

* Um ein wenig zu plaudern.

** Spöttereien und Schwänke.

hört ab und zu ein lustiges Stücklein von solch einer Fopperei, durch die ein Gimpel oder ein Superfluger dem Stadtgelächter preisgegeben werden soll. Freilich eine so unsterbliche burla, wie sie sich Brunneleschi und Donatello einst in grausamer Laune mit ihrem Freunde, dem „dicken Holzschneider“, leisteten, dem sie vorspiegelten, daß er ein anderer geworden sei, und dabei einen Apparat in Szene setzten, der uns noch heute beim Lesen den Verstand aus den Fugen treibt wie seinerzeit dem armen Dicken, solch eine geniale Teufelei wird kein heutiger mehr aushecken, dazu brauchte es den Kopf, der die Wölbung der Domskuppel erfunden hat. Dieser tolle Schwank erschien mir stets als die notwendige Ergänzung zu dem, was die Annalen von Florenz erzählen, denn er zeigt uns die Großen, die wir sonst nur aus ihren Werken kennen und staunend aus der Ferne verehren, im Haus- und Arbeitskittel und an der festlichen Tafel, wo es so vertraulich und mitunter so boshaft herging. Man sieht den Riesengeist Brunneleschis seine gewaltige Konstruktionsgabe an die Erfindung einer Postse wenden, die die ganze Stadt in Atem hält, und die noch nach Hunderten und Hunderten von Jahren immer wieder nach-erzählt wird. Neben ihm den viel gutartigeren Donatello, der doch bei dem bösen Streich von Herzen mitmacht, indem er seine stadtbekannteste Zerstreutheit einmal aufs natürlichste spielt, um das Opfer ins Garn zu locken. Dieses Stückchen altflorentinischen Lebens wickelt sich vor unseren Augen ab, als ob es gegenwärtig wäre. Die Ratlosigkeit des armen Dicken, gegen dessen Seelenfrieden sich die größten Geister der Zeit verschworen haben, seine melancholische Ergebenheit und stille Sehnsucht nach seinem früheren Ich, die er zuletzt nicht mehr zu äußern wagt, aus Furcht, auch aus seiner neuen Haut wieder herausgejagt zu werden und am Ende gar niemand mehr zu sein. Die täppische Einmischung des Priesters, der ihm in gutem Glauben seine letzten Zweifel als Ver-sündigung ausredet — man denkt dabei an eine ebenso zün-

dende, nur minder redliche geistliche Ermahnung, die in Machiavellis Mandragola, wo der Priester, in diesem Falle wissend, seine Beredsamkeit in den Dienst eines viel verhänglicheren Schelmenstreichs stellt. Der schweigsame, sphingenhafte Brunneleschi steht leibhaftig vor uns da, wir sehen sogar seine Mimik, wie er beim ausgelassenen Gelächter der Freunde nur sarkastisch die Mundwinkel verzieht und mit seinen durchdringenden, stillen Augen einem um den anderen befriedigt ins Gesicht blickt, wie um zu sagen: Das wäre gelungen! — Denn das hatten diese Großen, auch die Besten unter ihnen, an sich, daß es in ihrer Nähe nicht geheuer war, sie waren gefährlich, auch wo sie scherzten, und als echte Florentiner sahen sie in der treuherzigen Einfalt ohnehin etwas Straffälliges. Der Sterbliche, der mit Göttern zu Tische saß, mußte darauf gefaßt sein, auch einmal gezaust zu werden, daß die Federn flogen, wenn sie die Lust ankam, sich ein Späßchen zu machen.

Doch ich spreche von Donatello und Brunneleschi und wollte von den heutigen Florentinern reden. Die Abschweifung ist nicht so unberechtigt, wie es scheint. Das ist ja der Reiz des heutigen Florentiners, daß immer wieder irgendwo der Florentiner von ehedem hindurchscheint. Ja, ich wage zu behaupten, daß man in Florenz die Toten nur durch die Lebenden, die Lebenden nur durch die Toten verstehen kann.

*

Zum Charakterbild des Florentiners gehört auch der unbezwingliche Hang zum Fluchen, in dem das Sprachbedürfnis seine wildesten Blüten treibt. Da jagt ein *Accidente!* den anderen, wenn auch die schreckliche Verwünschung, die auf den Nächsten einen Schlagfluß oder etwas Ähnliches herabrufft, noch ehe sie das Ohr des Dämons erreicht, in ein unschuldig *Accid-empoli!* gemildert wird. Die Prädikate, die dem Namen des höchsten Wesens angehängt werden, sind

ganz wahnwitzig und schwanken zwischen dem Unflätigen und dem schlechtweg Possenhaften wie Dio prete oder Dio pizzicagnolo! Ich glaube, außer in der Stadt des Aristophanes ist das Heilige nirgends so mit dem Schmutzigsten vermengt worden wie im Munde der florentinischen Droschkentritscher, die die Lehrmeister der Straßenjugend sind. Es gibt in diesem Fach wahre Künstler, die ihre Flüche mit Sprachgefühl ausarbeiten und sie feinziseliert wie neue Münzen unter das Volk werfen. Man kann sogar Zeuge eines Wettfluchens werden, wie man vormals Stegreifdichter um die Wette singen hörte. Dahinter steckt nicht einmal eine blasphemische Absicht, es ist nur eine der vielen Wunderlichkeiten, in denen der „fiorentino spirito bizzaro“ sich gefällt. Ich denke mit Schrecken an die grausamen Strafen, die in alter Zeit auf das Fluchen gesetzt waren und die doch das Nationallaster nicht austrotten konnten.

Welch feine Schleier so eine alte Kultur bisweilen um die Laster spinnt! Wenn Dienstboten stehlen — es geschieht in Florenz durchaus nicht öfter als anderwärts —, so tun sie es nicht geradezu, sondern in einer bedingten Weise, unter allerlei innerem Vorbehalt, der ihre Selbstachtung rettet. Ein florentinischer Diener findet z. B. die gespickte Briefftasche seines Herrn, schiebt sie wie zufällig beiseite und deckt sie mit alten Papieren zu. Nicht um die Welt würde er sie in die Tasche stecken. Dann hilft er dem Herrn mit Eifer suchen: Signoria wird sie verlegt haben. Vielleicht ist sie in der Kupferschale da oben. — Unsinn, wie käme sie da hinauf! Später schafft er sie wirklich dahin; er will der Herrschaft noch die Möglichkeit lassen, das Geld wiederzufinden. Es ist gewissermaßen ein Gottesurteil, das er zwischen sich und seinem Herrn entscheiden läßt. Nach Monaten stülpt er einmal ganz absichtslos — er glaubt selbst, daß es absichtslos geschehe, — die Kupferschale um, und die Briefftasche fällt heraus. Jetzt steckt er fröhlich das Geld ein, denn sein Herr hat es ja längst

verschmerzt und vergessen, die Sache ist schon so gut wie verjährt, und er nimmt nur herrenloses Gut an sich. Der Finder kann ruhig fortfahren, sich für einen ehrlichen Mann zu halten und streng gewissenhaft über das Mein und Dein zu denken. In der Sprache der Leute heißt ein solches Verfahren *spostare* — verlegen, und unmöglich kann ja verlegen ein Synonym für stehlen sein. — Das Übervorteilen dagegen wird nicht bemäntelt, weil es gar keinen Tadel nach sich zieht. Wer einen vertrauensseligen Tölpel von Forestiere überlistet, der befolgt nur den Willen der Natur, die den Einfallsfingel eigens zu diesem Zweck erschaffen hat, und erweist die Feinheit seines eigenen Geistes. Hier aber läuft die Zivilisation in eine so feine Spitze aus, daß sie zuweilen abbricht. Der große Kaufmannsgeist von ehedem, der die Mittel zu der ungeheuren Entwicklung geschaffen hat, ist verschwunden; dem florentinischen Händler von heute ist ein leichter, augenblicklicher Vorteil lieber als ein gleichmäßig fortlaufender Gewinn. Für den Späßen in der Hand läßt er gar zu oft die Taube auf dem Dach entfliegen. Wenn man eine Zeitlang von einem Lieferanten sehr gut bedient wurde, so ist es rätlich, zu wechseln, denn es steht ein Umschlag bevor. Ja, man kann sogar in einem Laden auf die Klage: Warum bedienen Sie mich denn viel schlechter als den Herrn Soundso, der ja viel weniger bei Ihnen kauft? die überraschende Antwort erhalten: *Cara Lei* — Sie bezahlen mich bar, und der Herr Soundso läßt mich bis Neujahr warten, da muß ich mich anstrengen, damit ich zu meinem Geld komme!

Daß ihr Ideal so verschieden ist von dem unfrigen, das macht uns die Italiener, und vor allem die Florentiner, oft so unverständlich. Solch einem Ding wie der Nibelungentreue könnte man auf italienischem Boden noch eher in Fleisch und Bein als in der Dichtung begegnen. Ein Principe hätte in Deutschland eher einmal Wirklichkeit sein können als Ideal. Dorum denken und fühlen wir so oft aneinander

vorüber, auch wenn wir uns im Handeln begegnen. Einen sicheren gemeinsamen Boden haben wir nur im ästhetischen Ideal. Ein richtiger Florentiner hat auch vor nichts wirkliche Ehrfurcht als vor der Schönheit. Mit dieser Fähigkeit zu höheren Genüssen hängt seine Genügsamkeit in materiellen Dingen zusammen. Noch vor wenigen Jahren galt ein künstlerischer Ruhm in Italien erst für voll, wenn Florenz ihm die Weihe erteilt hatte, ebenso wie sie jede neue Erfindung aus der Taufe hob. Il popolo di Firenze ha parlato hieß es dann; es war der letzte Nachklang der Zeiten, wo Florenz der ganzen Welt die Gesetze des Schönen gab. Leider wird das anders, seit das neue Italien auch dem Florentiner so nach und nach den monumentalen Geschmack verborgen hat und er sich schmeichelt, in seinen modernen Plätzen mit ihren barbarischen Denkmälern und den schlecht aufgeputzten Schau-läden ein Klein-Paris zu besitzen. Der bauliche Flitterstaat versteht sich gut mit den im Fenster liegenden Fähnchen, für deren Beschaffung ein kleinbürgerlicher Haushalt im Winter friert und sich das ganze Jahr hindurch nicht satt ißt. Ein altes Sprichwort sagt, der Mailänder liebe den Braten und der Florentiner den Rauch. Aber spricht sich nicht auch in dieser Wahl noch ein verirrter Idealismus aus? Und ist von dem alten Kunstsinne des Volkes nicht immer noch so viel übrig-geblieben, daß man an Festtagen Landleute und Soldaten zu Haufen in den Galerien antrifft, und daß ihre Bemerkungen über die Bilder und Statuen nicht die schlechtesten sind, die an dieser Stelle fallen?

Seltzam wird uns immer die geringe Naturfreude dieses kunstfrohen Volkes berühren. Für die Tiere hat es nur Sinn, soweit man sie braten und essen kann — die Katzen ausgenommen, die den allgemeinen Schutz genießen —, und die Flora ist ihm überhaupt nicht vorhanden. Wenn man ein Landkind nach dem Namen einer Blume fragt, so antwortet es verwundert: Blume. Werden wir dringlicher, so erhalten

wir am Ende den freundlichen Bescheid: Dica come vuole, wodurch die Namengebung zuvorkommend in unser eigenes Belieben gestellt wird. Was die Bäume betrifft, so kennt und nennt das Volk zwar die immergrünen wie Pinie und Zypresse, Lorbeer und Steineiche, aber von den blattwechselnden unterscheidet es einzig die Pappel, und diese nennt es schlechtweg „Baum“, alle übrigen fallen ihm unter die Kategorie „Pflanzen“. Daß Baum (albero) alle einstämmigen Holzgewächse bezeichnet, davon ist kein Florentiner zu überzeugen.

Ich ließ mir einmal von unserem Schreiner bei Bestellung eines Schrankes die verschiedenen Holzarten erklären und fragte schließlich, ob er auch die Bäume kenne, von denen die Hölzer kommen. Natürlich verneinte er, wie ich erwartet hatte, er sei ja kein Gärtner. Als ich ihn schalt, meinte er, ich würde schwerlich einen Schreiner finden, der es anders halte. Freilich, fügte er in dumpfem und warnendem Tone hinzu, einen habe er gekannt, der sei immer herumgegangen, die Leute zu belehren: Dies ist eine Esche — das eine Ulme — jenes eine Linde. Aber, schloß er in tiefem Ernst, wobei seine Stimme bis unter die Erde sank, das große Wissen ist ihm nicht zum Heile gewesen, der Mann hat ein schlechtes Ende genommen. — Inwiefern die botanische Erkenntnis einem Menschen verderblich werden kann, ob der Unglückliche über seinem Lehreifer das Schreinerern vergaß oder ob ihn am Ende ein Luziferischer Hochmut auf seine Überlegenheit zu Falle brachte, konnte ich leider nicht erfahren.

Dieser alte Schreiner, der in unserem Wagenschuppen einen Unterschlupf und Schutz vor seinen Gläubigern gefunden hatte, war eine köstliche Erscheinung. Er hieß Giovanni und hatte zu dem Namen auch das Außere des Wüstenheiligen, denn auf seinen nie gewechselten Kleidern wuchs das Gras, daher man nur aus einiger Entfernung mit ihm verkehren konnte. Trotzdem machte er noch mit Siebzig Eroberungen.

Er rühmte sich, siebenundzwanzig Frauen im Laufe seines Lebens mehr oder weniger legitim geliebt und unterschiedliche „Schwäger“ aus Nothwehr umgebracht zu haben. Mit einem langen Messer stellte er mir einmal flammenden Auges eine solche Valentinszene mimisch dar. Seine letzte Liebe, die alte häßliche Giulia, die in unserem Hause diente, quälte ihn arg mit Eifersucht. Zuweilen prügelte er sie, um sich Ruhe zu verschaffen. Dann mischten sich aber die Dienstmädchen aus der Nachbarschaft ein und schrien: Laß die Giulia gehen! Sie ist dir nicht angetraut, also hast du kein Recht, sie zu schlagen. Die Giulia wollte um jeden Preis geheiratet sein, dem stand jedoch Giovanni's Ehrgefühl im Wege. Sie hatte sich in ihrem Dienst vierzig Franken erspart, und er besaß nichts als seinen Hobel. Die Partie lag also zu ungleich, war er doch kein Mitgiftjäger. E fare cosa indegna, mai!* Man mußte das Pathos hören.

Zu den unvergeßlichen Sonderlingen gehört auch jener krumme Bettler, der seit Jahrzehnten oben am Poggio Imperiale seinen Standplatz hat. Er sitzt auf dem niedrigen Mäuerchen unter den Zypressen, atmet die warme Luft und den sonnigen Harzgeruch ein, und mit der Haltung eines Mannes, der einen öffentlichen Posten bekleidet, erhebt er durch bloßes An-den-Hut-greifen von jedem gut angezogenen Spaziergänger seinen kleinen Zoll. Weniger als einen Soldo nimmt er überhaupt nicht an, das ginge ihm gegen die Standesehre. Er hatte immer die neueste Zeitung vor sich ausgebreitet, und wenn er mit mir zufrieden war, klärte er mich über die europäische Lage auf. Ging ich einmal vorüber, ohne ihm etwas zu geben, so grüßte er mich das nächste Mal gewiß nicht mehr, und ich mußte selber wieder anknüpfen, wenn ich die alte Rundschau nicht ganz verlieren wollte. Der Alte ist der Freund und Gönner aller Dienstmädchen aus der

* Etwas Unwürdiges begehen, nimmermehr!

Nachbarschaft, die ihm die kleinen Kinder zur Obhut überlassen, während sie selbst höheren Belangen nachgehen. Der Briefträger gibt ihm, bevor er die Stufen der hohen Willen hinaufsteigt, die schwere Tasche mit den Wertbriefen zur Aufbewahrung. Dem Manne ist zu trauen. Daß er ein Narr wäre, sein sicheres, sorgenfreies Dasein an der Sonne und das Ansehen, das er genießt, gegen die Wechselfälle einer Verbrecherlaufbahn zu vertauschen! Am Sonntag „arbeitet“ er nicht, er trägt alsdann einen feinen Überzieher aus grauem Tuche und grüßt mit einer Miene, die mich in der Entfernung hält. Während der heißesten Wochen des Jahres verschwindet er ganz; es heißt, daß er mit seinem Ersparten eine Sommerfrische aufsuche und dort als Mann von Welt lebe. — Überhaupt die florentinischen Bettler! Welch eine Menge ausgesuchter Spielarten gibt es da. Einen weiß ich, der nur bei Künstlern Geschäfte macht. Man sieht ihn oft in tiefer Versunkenheit mit Kohle mitten auf den Gehsteig zeichnen, und wenn man bei ihm stehenbleibt, so erfährt man, daß er ein armer Künstler sei, dem das Geld für Leinwand oder Ton fehle, der deshalb seine Eingebungen den Pflastersteinen anvertrauen müsse. Und während er redet, läßt er mit breiten, sicheren Strichen die Umrisse einer Madonna mit dem Bambino auf dem Straßenpflaster entstehen, die er zuvor unsichtbar mit der Schablone vorgezeichnet hat. Ein ganz geriebener Komödiant trieb lange Zeit auf den einsamen Wegen zwischen Fiesole und den Kastellen sein Wesen. Er legte sich mit blutüberströmtem Kopfe quer über den Weg und ließ sich von mitleidigen Fremden aufheben und königlich beschenken. Das erstemal, als ich ihn sah, hatte er sich besonders grauig hergerichtet. Die kleinen, mit Tierblut getränkten Zeugläppchen, die er auf den Kopf geklebt hatte, sahen aus wie klaffende Wunden. Aber jenes Tages hatte er kein Glück, denn unser Kutscher, der wackere Beppone aus dem Hotel de Rome, wollte auf unsere ent-

festen Schreie nicht anhalten, sondern fuhr hart an den bewußtlos Daliegenden heran und zog ihm einen pfeifenden Peitschenhieb über den Rücken, daß er auffuhr wie eine Rakete und fluchend über den Graben sprang.

Und gar die florentinischen Straßentypen! Was gab es in den achtziger und neunziger Jahren noch für merkwürdige Erscheinungen, die ebenso zum Stadtbild gehörten wie die steinernen Monumente. Das erste, was man damals bei der Einfahrt in die Arnostadt erblickte, war die Kuppel, der Campanile und die Beppa fioraja. Mit dieser Veteranin der Sträußchenverkäuferinnen, poetisch Blumenmädchen genannt, ist eines der drei Wahrzeichen von Florenz verschwunden. Hochbusig, im schwarzen Seidenkleid mit der schweren Goldkette, den nickenden weißen Florentiner Strohhut auf dem Kopf und den Spuren zerstörter Schönheit im verwitterten Gesichte, erschien sie Tag für Tag zu jedem Hauptzug auf dem Bahnhof und drängte den aussteigenden Fremden ihre Sträußchen auf. Sie war Rentnerin und Villenbesitzerin, denn sie hatte sich in jüngeren Jahren ein Vermögen erworben, aber nichts konnte sie abhalten, zu jeder Jahreszeit bei Wind und Wetter wie in den Tagen ihrer Jugend ihr Blumenkörbchen auf den Bahnhof zu tragen. Ich bewahre ihr ein gutes Andenken, denn sie war die Gönnerin der jungen Mädchen und hat mir manches duftende Sträußchen unentgeltlich angesteckt. Gleich ihr waren übrigens alle florentinischen Blumenmädchen, die ich kannte, ehrwürdige Matronen.

Der letzte Überlebende von den Florentiner Sonderlingen ist der große Palazzi. Er ist fast so hoch wie der Turm des Palazzo Vecchio und geht immer in wunderbar schlampigem Anzug mit einem gewaltigen Knüttel in der Hand. Wenn er allein auf der Straße daherkommt, fällt seine Größe gar nicht auf, so ebenmäßig ist er gebaut. Erst wenn ein gewöhnlicher Sterblicher an ihm vorübergeht, erschrickt man über den Abstand. Weil er in dem Luftraum, zu dem er aufragt, keine

Gesellschaft findet, spricht er immerzu mit sich selbst. Aus seinen Rocktaschen, die sich ungefähr in der Höhe unserer Köpfe befinden, ragt immer ein Bündel Geschriebenes oder Gedrucktes, seine Gedichte, von deren Vertrieb er lebt. Dabei ist er harmlos wie ein Kind. Die Dreistigkeit der Gassenjungen wehrt er mit einem väterlich strafenden: Ragazzi! ragazzi! ab, und wenn sie gar zu unverschämt werden und etwa an einem glühenden Sommertag sich mit gereckten Hälsen an den Riesen herandrängen, um zu fragen: He, Palazzi, ist's bei dir da oben kühler? so faßt er wohl auch einen von ihnen vorsichtig beim Kragen, um ihn ein wenig zu schütteln, und dann sieht es ganz unheimlich aus, wie die große Hand von oben durch die Luft heruntersinkt. Ernstlich böse wird er nur, wenn sie ihn an das Gerücht erinnern, daß er sein Skelett der Specola verkauft habe als Seitenstück zu ihrem riesigen Patagonier. Er hat sich sogar schon durch Zeitungserklärungen gegen diese Fabel verwahrt; aber immer kommt wieder einmal einer der kleinen Quälgeister heran, um sich nach dem Preise seiner Knochen zu erkundigen. Es braucht nur so ein Wichtlein im Vorübergehen zu fragen: Per quanto? so ist es mit der Geduld des Riesen vorbei: er schwingt seinen großen Stock, den er neuerdings auch noch mit Stacheln hat besetzen lassen, und schreiend stieß das Rudel auseinander.

Eine ganz besondere menschliche Abart sind die florentinischen Gassenjungen. Sie verkörpern vielleicht noch mehr als die Erwachsenen den Geist der Rasse. Ihr Selbstgefühl und ihre Zungenfertigkeit sind unbezwingbar. Sie leben vom Arger, den sie ihren Nebenmenschen bereiten; aber ihre Bosheit verübt keinen sachlichen Schabernack, sie tobt sich ganz in der Sprache aus. Diese Bosheit heißt mit ihrem italienischen Namen malizia, ein unübersetzbares Wort, denn es bedeutet eine wohlgezogene Tücke, die nicht ohne Liebenswürdigkeit ist. Für alles, was ihnen befremdlich in die Augen

sticht, erfinden die monelli ein Spottwort, das sich dem Gegenstand anpaßt wie ein Handschuh. Als nach der Enthüllung der Domfassade eine sehr beliebte Dame aus dem Wagen stieg, um das neue Werk in Augenschein zu nehmen, stellte sich solch ein monello vor ihr auf und sagte: Oho, die Kuppel steigt herunter, um die Fassade zu besichtigen. Verrocchio hat in seinem kleinen David die geschmeidige Frechheit und witzige Grausamkeit dieser Bengel verewigt. Nicht, daß er dem Goliath das Haupt abgeschlagen hat (das glaub' ihm, wer kann!), daß er geborener Florentiner ist, macht das Bürschchen so dreist, und das Schwert, womit er den Feind gefällt hat, kann nur seine Zunge gewesen sein. — Ein mir befreundeter Herr aus dem Veneto, der schon seit zwanzig Jahren in Florenz lebt, wurde einmal, als er vom Bahnhof kam, von solch einem monello belästigt, der sich ihm durchaus als Fremdenführer aufdrängen wollte, bis der Herr endlich im Arger rief: So geh doch deiner Wege, du siehst ja, ich bin selber aus Florenz. Das Bürschchen hatte kaum den Akzent des Ankömmlings vernommen, als es im unverfälschten Dialekt von San Frediano mit spöttischer Überlegenheit sagte: Halten Sie's wie Sie wollen. Ma di Firenze La 'unn è (aus Florenz sind Sie nicht). Sprach's und schwang sich triumphierend von hinnen.

Sch könnte kein Ende finden, wenn ich das Wesen der Florentiner erschöpfen wollte, das sich in lauter Widersprüchen darstellt. Sie sind gutmütig und arglistig, nüchtern und phantastisch, poesievoll und zweifelsüchtig. Ihre Tugenden gehören ihnen selbst, ihre Untugenden sind zumeist das Altern ihrer Rasse. Sie sind noch immer die Florentiner der Renaissance, aber in Spiritus aufbewahrt und von der Länge der Zeit zusammengeschrumpft. — Oft hat ihre Gleichgültigkeit gegen den eigenen Niedergang mich erschüttert. Ein jeder sieht's und weiß es, daß seine Welt um und um morsch ist, und spricht über die Ursachen wie ein Erleuchteter, aber

er fühlt weder Schmerz noch Zorn. Im Alter erlischt ja das Empfinden früher als die geistigen Fähigkeiten.

Aber siehe! Man spricht vom Altern, und schon hebt leise die Verjüngung an. Ein Volk hat ganz andere Hilfsquellen als ein einzelner, und auch diesem erkennt ja Goethe, wenn er von genialer Anlage ist, wiederholte „Pubertätszeiten“ zu. Eine geniale Rasse braucht noch weniger an sich selbst zu verzweifeln. Leise, leise beginnt allenthalben in Italien ein neues Leben sich zu regen. Das Signoreisein ist nicht mehr der höchste Traum des Italieners, er hat in der Arbeit die große Welterlöserin erkannt. Sein glühendster Freund von ehemals war in Hinsicht auf seine Zukunft hoffnungslos wie er selber. Heute haben wir alle, die ihn lieben, die Überzeugung, daß ihm eine neue Rolle unter den Völkern beschieden ist. Er wird nicht wie voreinst die anderen überstrahlen, denn diese haben unterdessen ihre Bärenhaut abgeschüttelt, und die Gaben sind jetzt gleichmäßig verteilt. Aber sein sonnenheller Genius wird das verbreiten, was den andern fehlt, die Freude. Als letzter unter den italischen Stämmen wird vielleicht der Florentiner in diesen Jungbrunnen hinuntersteigen, denn er weiß, wenn er heraufkommt, wird er nicht mehr Florentiner, sondern Italiener sein. Und darum befindet er sich noch ein Weilchen.

Unterdessen saust und raffelt und tutet der neuzeitliche Verkehr durch die Straßen der Stadt, die sich immer mehr verändert. Die stille Königin hat sich vor diesem Lärm nur noch tiefer in sich selbst zurückgezogen, sie will sich noch glühender suchen lassen. Aber wer sie liebt, wem sie sich einmal entschleierte hat, der wird sie immer wieder finden.

O Fiorenza, wie schön und wie geheimnisvoll bist du! Auf deinen Zügen liegt das seltsam wissende, unergründliche Mona-Lisa-Lächeln, das dein Leonardo der unsterblichen Mutter abgelauscht hat, um die sterbliche Tochter damit zu schmücken, denn so hat nie ein irdisches Weib gelächelt. Schön

bist du, wenn ich dich des Abends von den Colli herab in deinem lichtblauen Duft mit Türmen und Kuppeln glänzen sehe und mein Auge dem Arno von Brücke zu Brücke folgt bis zu dem fernen Westen, wo nur für Minuten wie ein Luftbild die schroffen Marmorralpen heraufsteigen, um dir den Gruß des Meeres zu bringen. Noch schöner vielleicht, wenn die Morgennebel um dich brauen und von der Sonne langsam weggesogen werden, bis du in grüner Schale wonnig gebettet daliegst. Am schönsten aber und am geheimnisvollsten erscheinst du mir, wenn ich des Nachts auf dem Ponte Vecchio stehe und das Lichterdiadem des Piazzale sich im dunklen Arno spiegelt. Dann ergreift mich eine trunkene Sehnsucht, dir näher, immer noch näher anzugehören, mich tief in deinem Schoß zu verbergen. Denn überall in der Welt ist Unrast und Unzufriedenheit, nur im Reich der Schönheit, am Herzen der stillen Königin ist der Friede.

Ugli Allori

Auf halbem Wege zwischen Florenz und der Certosa, hart an der Straße, liegt der protestantische Friedhof, durch eine dichte Reihe hochstämmiger Zypressen dem Auge von weitem kenntlich. „Ugli Allori“ (bei den Lorbeeren), so heißt nach einem Lorbeerhain, der früher dort gestanden, zufällig, aber bedeutungsvoll, diese Herberge, wo manches ruhmgekrönte Haupt deutschen Stammes seine letzte Schlafstätte gefunden hat. Der Ort ist nicht weisevoll, wie der unvergleichliche Friedhof bei der Cestiuspyramide; er hat nichts von dem übermächtigen Naturleben, das dort die Schläfer so versöhnend einspinnt; nur den Ruhm seiner Anwohner hat er mit jenem gemein.

Starr, regelrecht und schnurgerade ist die Anlage, die an den Grundriß eines Theaters erinnert. Als regelmäßiges Rechteck, das mit seiner Vorderseite die Straße säumt, schmiegt sich der Friedhof den flachen Hügel hinan und buchtet sich dann in dem verengten Hintergrund zu einem hochgelegenen, terrassenförmig aufgebauten Halbrund aus. Den ebenen Vorderraum, worauf die große Kapelle steht, schmücken mächtige Trauerweiden auf grünem Rasen; ein breiter Zypressengang durchschneidet ihn in der Quere. Jenseits dieser Allee beginnt der Boden allmählich zu steigen und geht endlich in die Terrassenanlage, den Begräbnisplatz erster Klasse, über, der amphitheatralisch um einen leeren, vom hohen Kreuz überragten Mittelraum gelagert und von breiten Treppen strahlenförmig durchzogen ist. Den Hintergrund schließt eine Nischenwand mit Arkaden ab, hinter der nur die Wipfel der den Friedhof umsäumenden hohen Bäume sichtbar sind. Auf diesen gemauerten Rampen ist fast jeder

Fußbreit mit prunkenden, geschmacklosen Monumenten übersät; kein Baum, kein Halm unterbricht den kalten, weißen, harten Glanz, und im blendenden Sonnenschein wie im trüb-seligen Winterregen bleibt der Ort immer gleich phantasie-loß, nüchtern und unerträglich. Er hat durchaus etwas von einem Zuschauerraum, und es ist kein Zufall, daß von den eigentlichen Darstellern der Lebensbühne, denen, um deret-willen wir herkommen, kaum einer sich hier niedergelassen hat. Oben in den Logen das reiche Publikum, das seinen Prunk ausstellt, unten die Personen des Stückes: Helden, Nebenfiguren, Statisten.

Noch auf ebenem Grund, links von der großen Kapelle, liegt einer, den wir am liebsten in tiefer Waldeinsamkeit oder auf stiller, meerumsfluteter Insel gesucht hätten: Arnold Böcklin! Die Geister der Toten weilen nicht gerne an ihrer Gruft, am wenigsten dieser; das zeigte sich schon bei der Leichenfeier. Seit Jahren war der Künstler, der nur noch im engsten Familienkreis lebte, für die Welt so gut wie ein Ab-geschiedener gewesen, aber als an jenem 16. Januar die Nach-richt von seinem in der Nacht erfolgten Tode durch die Kolonie flog, da war es doch, als ob die Natur plötzlich er-kaltet wäre, und durch die fröstelnden Lüfte meinte man den Klageruf zu hören: Der große Pan ist tot! Das Gefühl, ihm noch einen Zoll der Liebe und Verehrung, der Dankbar-keit zu schulden, trieb alle, die kommen konnten, an sein offenes Grab! Aber der Mann, der im Leben alle lauten Saldi-gungen abgewehrt hatte, schien ihnen auch im Tode aus-weichen zu wollen. Wer kann sagen, wie es zuging? So würdig der offizielle Teil der Feier gehalten war, über den Trauergästen lag ein Bann, der sich nicht lösen wollte und der das volle Gefühl keinen Ausdruck finden ließ. Der Sarg unter der erdrückenden Menge und Pracht der Kränze schien gar nicht Böcklins Irdisches zu bergen, sondern nur ein leeres Schaustück zu sein; unter der kalten Winter Sonne schwand sein

Geist weiter und weiter hinweg. Keiner der Künstler und Freunde, die ihm im Leben nahe gestanden, wagte ihn mehr zurückzurufen: auch die vielen Vertreter einheimischer und auswärtiger Vereinigungen legten alle ihre Kränze schweigend nieder. Ganz zuletzt trat eine unbekannte Mädchengestalt mit wallenden blonden Haaren an das Grab und senkte einen Busch weißblühenden Flieders hinunter; man konnte sie für die Böcklinsche Muse halten, die auf immer Abschied nahm; das war der letzte Sonnenblick der Poesie über Arnold Böcklins offenem Grabe. Derselbe Geist der Fremdheit schwebt nun auf immer über der Stätte. Wer Böcklin geliebt hat, wer seine Poesie im Herzen trägt, der pilgere nicht zu seiner Gruft. Wie schön, wie traumhaft hat er das Reich der Abgeschiedenen im tiefen Zypressenschatten zu malen gewußt! Nicht eine Zypresse, nicht eine grüne Rante, nicht ein Hälmchen hat Platz in seiner Nähe. Eine Säule von mächtiger Größe erhebt sich zu seinen Häupten; zwei festschließende, große Platten, glatt und spiegelblank, bedecken die Gruft. Wie hätte man ihm einen schlanken Altar inmitten eines Zypressenhains gönnen mögen oder so ein trautes, blumiges Gärtchen auf grünem Rasen, wie er es zu malen liebte, wenn er ausnahmsweise einmal deutsch phantasierte! In dieser Umgebung konnte sein Wesen keinen Ausdruck finden. Non omnis moriar sagt die Inschrift. Aber nicht hier ist es, wo Böcklin weiterlebt; viel eher ist sein Geist noch in seinem letzten Wohnsitz zu San Domenico zu spüren, der sich in pietätvollen deutschen Händen befindet. Die herrliche Villa mit den breiten Terrassen und dem schattigen Park, von der man hoch über die Arnostadt hinunterblickt, war seine letzte Freude, sein späterworbenes Stück Eigentum. Dort wird in Haus und Garten alles weiter erhalten, wie es zu seinen Lebzeiten gewesen ist. Um das phantastische Brunnenbecken schwebt noch des Künstlers barocker Humor, und unter den großen Oleanderbäumen, die er liebte, wandelt

seine stille Beschaulichkeit; die reizende pompejanische Loggetta, die er selbst bemalte, blickt von der schön bewaldeten Hügelflanke von San Domenico auf die Arnostadt hinab und scheint auf die Rückkehr des einstigen Bewohners zu warten. In seiner Werkstatt liegt noch der letzte Pinsel an der Stelle, wo seine Hand ihn niederlegte, und kein Gerät ist verrückt worden.

Hier, in tiefer Abgeschlossenheit, entstanden seine letzten Bilder, die nur von wenigen auf der Staffelei gesehen wurden, von denen aber dann und wann noch eine Runde in die Kolonie drang: die Pest, die auf gifthauchendem Tier mit Fledermausflügeln durch die Lüfte reitet, während alles um sie her niedersinkt; die Melancholie im schwarzgrünen Gewand, auf einer Bank sitzend und durch den Schwarzspiegel die Gegend betrachtend; im Hintergrund ein Liebespärchen unter einem blätterlosen, roten Weidenbaum und ein Ritter im roten Mantel, zwei Lieblingsvorfürfe Böcklins, die er oft wiederholt hat. Dann eine Muse auf Bergeshöhe im weinroten Mantel, auf einer Marmorplattform bei dickstämmigen Bäumen stehend. Der alte, weltabgewandte Mann lebte hier noch einmal sein Temperament aus; er freute sich am Traumgesicht, an der brennenden Farbenglut, am Märchen, das er sich selbst erzählte. Alles geriet ihm jetzt übermächtig plastisch, von stärkster Wirkung bei vereinfachten Mitteln und ersparter Arbeitskraft. Denn schwer und körperlich unbeweglich, wie er in seinen letzten Lebensjahren geworden war, fiel ihm das Stehen und das Zurücktreten von der Staffelei sauer; wenn er sich auf einen Stuhl niederließ, so geschah es, um den Ausdrück eines Nahestehenden zu brauchen, „mit weitausgreifenden, angestregten Bewegungen, als ob er ein Schiff ans Land zu ziehen hätte“. Daher mußte er die äußere Leistung abzukürzen suchen und zur unmittelbaren Wirkung greifen; so kam freilich des öfteren auch etwas Grelles und Hartes hinein. — Ein jüngerer Freund seines Hauses, der dem Alten

nahestand, sprach mir einmal seine Überzeugung aus, daß Böcklin nicht als würdiger, das Leben in Weisheit überschauender alter Herr aus der Welt scheiden werde, sondern in heiterem Wahnsinn, die Wirklichkeit vergessend, mit keinem anderen Gegenüber mehr als seiner Phantasie, sich endlich in die Elemente auflösen müsse. Ein solches Ende hätte ein Dichter dieser Gestalt gegeben; die Natur aber verfuhr mit ihrem Lieblingssohne nicht so poetisch: sie ließ auch ihn die Not des Alters und die Bitterkeit des Todes schmecken.

So oft bin ich gebeten worden, meine Erinnerungen an Böcklin niederzuschreiben, und immer mußte ich nach einigem Besinnen mir selbst bekennen, daß ich gar keine Erinnerungen an ihn habe, sondern nur eine Erinnerung, das heißt ein höchst lebendiges Bild seines Wesens, aber keine besonderen Züge, keine des Aufbewahrens werthe Einzelheiten. In der That, es wird nicht leicht wieder einen Mann von solcher Bedeutung und von so ausgeprägter Persönlichkeit geben, von dem sich nach vieljähriger Bekanntschaft so wenig Persönliches erzählen läßt. Böcklin gab sich in der Unterhaltung nicht aus, sondern wirkte nur durch die Naturmacht seiner Gegenwart. Halbe Nächte lang habe ich ihn sitzen sehen, schweigend, voll augenscheinlichen Behagens beim Weinglas, während um ihn her das Gespräch der anderen schwirrte, in das er nur ab und zu ein Wort oder eine humoristische Anekdote warf. Er liebte solch ein schweigsames Sitzenbleiben, eine Art geselliger Einsamkeit. In früheren Jahren, wenn Böcklin zuweilen des Abends in unser Haus kam, galt es unter den Familienmitgliedern, wer am längsten aushalten konnte. Ich erinnere mich, manchmal wacker ausgehalten zu haben, an irgendein bedeutendes Wort, das ich dabei aus seinem Munde vernommen hätte, erinnere ich mich nicht. Er sah mit hellen, offenen Augen vor sich hin, ohne sich mit Unterhaltung anzustrengen, nur innerlich die Fülle seines Daseins genießend.

Erörterungen waren ihm gründlich zuwider, überhaupt alles „Beschreiben“ der Dinge, auch alles Auf-den-Begriff-bringen und Schrankenziehen. Er wollte in seinem inneren Schauen durch kein aufreizendes Wort gestört sein. — Alle Zeit war ihm eine ewige Gegenwart; mit dem Hintereinander der Dinge wußte er nach Künstlerart nicht recht umzugehen; so kam es ihm nicht darauf an, gelegentlich etwa Raffael ins 13. Jahrhundert zu versetzen und, wenn er das Erstaunen seines Gegenüber sah, ihn von da wieder wegzunehmen und unbeforgt im 17. unterzubringen. Auch auf sein Urteil über Menschen durfte man sich nicht allzusehr verlassen, denn es war stark persönlich und von augenblicklichen Eindrücken abhängig. Er hatte zwar gewiß die richtige Witterung für Charaktere, aber die einzelnen Züge konnte er leicht mißdeuten. — Für seine ganz nach innen gewandte Natur war es sehr bezeichnend, daß er sich so viel lieber mit Kindern als mit Erwachsenen unterhielt.

In unsere ersten Florentiner Jahre fiel die Erbauung der von Böcklin erfundenen Flugmaschine. Man sollte denken, diese Anstalten zu einer Zeit, wo die Lösung der Aufgabe noch in weiter Ferne zu liegen schien, hätten die Öffentlichkeit aufs lebhafteste beschäftigt. Dem war jedoch nicht so: die Florentiner sind viel zu gleichgültig, um dem Treiben der Fremden irgend tiefere Aufmerksamkeit zu schenken. Nur der nächste Freundeskreis scharte sich in Erwartung und Sorge um den Erfinder, der fest entschlossen war, die gefährliche Probe in Person zu bestehen. Mein Bruder Edgar, Böcklins naher Freund und Hausarzt, der keine Zeit hatte, dabei zu bleiben und doch von den Zurüstungen nichts verlieren wollte, war immer zwischen dem von Böcklin gemieteten Flugfeld oberhalb des jenseitigen Mugnoneufers und der Stadt unterwegs, schwankend zwischen der Freude an dem kühnen Unternehmen und dem Zweifel, ob die Technik dafür schon reif sei. Die Sache zog sich natürlich in die

Länge, denn es mußte beständig an dem Apparat nachgebessert und um Hilfsmittel nach der Stadt geschickt werden. Später hieß es, Freund Zurbelle, der ritterliche Österreicher, der den Säbel von 1866 mit dem Pinsel vertauscht hatte, um erst Böcklins und später Marées' Schüler zu werden, habe, nachdem er bei Tage wacker mitgeholfen und mitgezecht, des Nachts die Drähte heimlich wieder abgeknipt, daß man nicht fertig werden konnte. Aber am Tage, der für den Aufstieg bestimmt war, griff der Himmel selber ein: es erhob sich ein furchtbarer Gewittersturm mit Hagelschlag, der das leichte Gestell — zum Glück noch ohne seinen Meister — durch die Lüfte davontrug. Als die Freunde aus der Stadt hinzueilten, stießen sie unterwegs auf einen melancholischen Zug: es war das von der Sonne gebräunte und vom Regen durchweichte Häuflein der Getreuen, deren jeder ein Stück des zertrümmerten Apparats auf dem Arme trug, und noch Wochen später las das Landvolk aus Klüften und Felbern und von den nahen Felsenkanten die Fesen der Böcklinschen Flugmaschine zusammen.

Ein einziges Mal habe ich Böcklin wirklich mittheilsam gesehen, und ich nahm es für ein Zeichen, daß er sich nicht behaglich fühlte. Es war in Zürich, bald nach dem Tode Gottfried Kellers. Böcklin klagte mir seine Vereinsamung, den Mißgriff, den er mit seiner Übersiedlung in die Schweiz begangen, und seine brennende Sehnsucht nach dem Süden. Fern von Italien fühlte er sich verschmachten. Die einzigen Menschen, sagte er, mit denen er nach Kellers Tode in Zürich Verkehr haben könne, seien Architekten und Mediziner, und diese beiden Menschengattungen hätten das leidige Vorrecht, immer von ihrem Handwerk zu reden.

Nebenher ärgerte er sich über die noch jugendliche Junft der Freilichtmaler, deren laute Schlagwörter ihm wie lästige Fliegen um die Ohren summten. Wenn man sein ganzes Leben daran gesetzt hat, sich auf seinem eigenen Wege vor-

wärtszufühlen, rief er mißmutig, und soll sich dann von der grünsten Jugend sagen lassen, daß der Weg ganz anderswo gehe! Die Jungen hatten ihn nämlich um jene Zeit noch nicht für sich entdeckt. Er klagte auch über seine Gesundheit, die soeben dem ersten schweren Stoß entgegenging, und wie schwer es ihm werde, mit immer schmerzdem Kopf zu arbeiten, wozu er doch durch die Verhältnisse gezwungen sei.

Aber bald siegte der Humor: er holte mir das angefangene Bild einer Penia mit strengem, mahnend erhobenem Finger aus einer Ecke der Werkstatt herbei und sagte: Und in solcher zürnenden Gestalt erscheinen auch Sie mir jetzt zuweilen im Traum. Auf meine entsetzte Frage, wieso meine unschuldige Person für ihn zum Popanz geworden sei, erzählte er mir, daß er sich vergebens bemüht habe, nach einem früher gegebenen Versprechen, das ich übrigens längst vergessen glaubte, ein Eitelblatt zu meinen „Phantasien und Märchen“ zu entwerfen, daß der Versuch mißlungen sei, und daß sein böses Gewissen ihn jetzt nur noch die strenge Mahnerin in mir sehen lasse. Ich verstand so gut, wie es seiner selbstherrlichen Phantasie beschwerlich sein mußte, sich irgend gebunden zu fühlen, und ich beeilte mich, ihn seines Versprechens zu entbinden, womit ich zwar in den Augen des Verlegers eine große Torheit beging, mich selbst aber erleichterte. Denn der Gedanke, als Gespenst mit anderen Plagegespenstern vor seiner Seele zu stehen, war mir abscheulich. Natürlich hätte ich das Blatt, das er verwarf, brennend gerne gesehen, aber ich mochte ihn auch damit nicht bedrängen. Ein halbes Jahr später, nach seiner scheinbaren Wiederherstellung, besuchte er mich in Florenz und überreichte mir eine schön verzierte Torte, um mich durch das gelungene Werk des Zuckerbäckers für sein eigenes, nicht gelungenes zu trösten —, eine etwas sonderbare Entschädigung, die ich trotz des guten Willens, der sich darin ausdrückte, nicht ganz für voll nehmen konnte.

Bei jenem Besuch in Zürich erzählte er mir auch eine kostbare, noch ganz warme Keller-Anekdote, die, soviel ich weiß, nicht aufgezeichnet ist und die ich deshalb, soweit mein Gedächtnis reicht, der Vergessenheit entreißen will. Keller war kurz zuvor gestorben. Böcklin hatte zusammen mit J. Bächtold die Aufgabe, des Dichters schriftlichen Nachlaß zu ordnen. Es ist bekannt, mit welcher peinlicher Sorgfalt Keller jeden an ihn gerichteten Papierschnitzel aufbewahrte. In einem Schubfach fand sich ein Stoß Briefe von weiblicher Hand, sorgfältig nach den Daten geordnet, die zuerst das Staunen, dann wachsendes Befremden und schließlich zwerchfellerschütterndes Lachen der Testamentsvollstrecker erregten. Die Schreiberin stellte sich als eine Jugendliebte vor, die den Briefempfänger an gemeinsam genossene schöne Stunden erinnerte; sie versicherte, daß sie mit inniger Freude das Aufsteigen seines Sterns verfolgt habe und daß es ihr nicht einfallen würde, mit einem Bittgesuch an ihn heranzutreten, wenn sie nicht wüßte, daß er sich jetzt in günstigen Verhältnissen befinde, die ihm wohl gestatten würden, sich des Pfandes seiner Liebe, eines schönen, wohlbegabten Töchterleins, das sie ihm großgezogen habe, zu erinnern und für ihre Zukunft zu sorgen. Auf dieses Schreiben hatte Keller augenscheinlich nicht geantwortet, denn es folgte ein zweites, dringenderes mit derselben Ermahnung, und danach stellte sich auch besagtes Töchterchen brieflich vor, um den „lieben Vater“ ihrer kindlichen Liebe und Verehrung zu versichern und ihm von den Fortschritten ihrer ganz in seinem Geiste geleiteten Ausbildung zu erzählen. Noch immer blieb augenscheinlich das Herz des Dichters ungerührt, denn in den nachfolgenden Briefen steigert sich das Pathos der Schreiberin immer mehr, bis sie in die bittere Klage ausbricht, wie er nur in seinem Ruhm und Glück so ganz die schöne Jugendzeit vergessen könne, wo sie ihn in X. in der Stellung eines städtischen Schwimmlehrers gekannt und geliebt habe. Diese unerwartete

Schlusswendung — Gottfried Keller als Bademeister! —, wodurch die vermeintliche Jugendsünde des Grünen Heinrich ganz von selbst von dessen Schultern weg auf die eines unbekanntens Namensvetters fiel, war überwältigend. Ob der Dichter endlich den Irrtum aufgeklärt oder ob er auch diesen letzten Brief schweigend und lächelnd ad acta gelegt hat, war nicht zu ersehen.

Böcklin erzählte vortrefflich; sein langsames, immer etwas mühsames Sprechen gab seinen Trümpfen noch einen besonderen Nachdruck. Man konnte sich lebhaft die humorvolle Spannung des Empfängers vorstellen, der augenscheinlich gar keine Erklärung dazwischenwarf, sondern ruhig den Schluss der Komödie abwartete. Die Geschichte ist mir in Erinnerung geblieben, nicht nur, weil Böcklin sie so humoristisch erzählte, sondern weil sie auch so echt Kellerisch ist, als ob sie ein barocker Einfall des Dichters, nicht ein persönliches Erlebnis wäre.

Im letzten Jahrzehnt seines Lebens habe ich Böcklin so selten mehr gesehen, daß mir das Bild des alten Mannes mit dem haar- und bartumwallten Seherkopf, in dem das früher so helle Auge schwer unter gesunkenen Lidern hervorblickte, allmählich ganz zu schwinden beginnt und an seiner Stelle die Gestalt des jugendkräftigen Fünfzigers, als den ich ihn zuerst in Florenz kennen lernte, wieder hervortritt: ein schönes, männliches Gesicht, in dem zumeist der ruhig-starke, glänzende Blick des blauen Auges auffiel, die Züge derb und holzschnittartig, der Körper hünenhaft, etwas Schweizer Lanzknechtstypus, aber ein durch langen Aufenthalt im Süden veredelter Lanzknecht. Und zu diesem Bilde paßt vortrefflich die Szene, mit der nach der Schilderung eines Augenzeugen der Unglückstag auf dem Campo Caldo schloß: während nach der Vernichtung der Flugmaschine die Gesellschaft niedergeschlagen und erschöpft herumstand, ergriff mit einem Male Böcklin ein blankgeschliffenes Beil, zielte eine Zeitlang ruhig auf gespreizten Beinen und warf dann das Beil mit

solcher Gewalt in einen Baumstamm, daß die Schneide tief ins Holz fuhr und der Stiel noch lange nachzitterte. Nach diesem reckenhaften Wurf, der an die Helden der Edda erinnerte, war er mit dem Schicksal ausgeföhnt und teilte den Freunden nun die fröhlichste Stimmung mit, denn er hatte sich in seinen eigenen Augen von dem Mißerfolg seiner Erfindung wiederhergestellt.

•

Nicht weit von Böcklins Ruheplatz befindet sich das Grab eines anderen Schweizer Künstlers, der wie er ein Ruhm seiner Heimat gewesen, der aber die Höhe der letzten Vollendung nicht erreichte, weil ihn frühe ein tragisches Geschick hinraffte. Auf grüner Rasenfläche, nahe dem Eingang rechter Hand, liegt dieses Grab unter hohem Lorbeergebüsch, von Efeu umspunnen; sein bescheidener Stein trägt die Inschrift:

Hier liegt gebrochen nach schwerem Kampf
Karl Stauffer-Bern,
Maler, Radierer und Bildhauer.

Geb. 2. September 1857, gest. 24. Januar 1891.

Die Schrift sagt viel mit wenig Worten: das ganze vielseitig ringende Künstlerleben mit seinen gewaltsamen Ausschreitungen und dem tragischen Ende, das in aller Erinnerung ist. Nur eines sagt sie nicht, was mir zumeist vor der Seele steht, wenn ich an diese Stelle trete: daß in Stauffers Grab auch ein Dichter ruht.

Die Entdeckung der Stauffer'schen Gedichte gehört mir zu den unvergeßlichsten Eindrücken. Der Verfasser hatte diese wilden Lieder, die unter den Greueln des römischen Gefängnisses entstanden sind, im Frühjahr 1890 meinem Bruder Erwin, dem Bildhauer, der ihm noch von der Münchener Akademie her befreundet war, zur Aufbewahrung übergeben, vermutlich weil er sie in seinen eigenen Händen nicht für sicher

hielt, und war dann von Florenz abgereist, ohne sie zurückzuverlangen. Als er im Herbst wiederkam, gebrochen, versempt, auch von der Frau, die der hauptsächlichste Gegenstand dieser Lieder war, verstoßen, da fragte er nicht mehr nach ihnen; sie lagen unberührt und halbvergessen in meines Bruders Wohnung, bis mir dort eines Tages beim Aufziehen eines Schubfachs durch Zufall ein Blatt in die Hände geriet. Ich staunte: Funken vom Urfeuer stieβten mir daraus entgegen. Es war ein Stück aus seinen Totentanzgesprächen in Berner Mundart, derb und zynisch, aber von einer Groβheit des Wurfes, in der man die Löwenklaue spürte, und von überraschender Unmittelbarkeit (das merkwürdige Stück, das wohl nach Inhalt und Titel Anstoß erregte, ist später aus der Sammlung verschwunden). Das Bündel war unversiegelt und nicht als Geheimnis übergeben worden, also las ich weiter und fand mich mitten in dem schauerlich-schönen Trümmerfall eines großen Lebens. Die Gedichte waren mit Stauffers großer, kühner Hand und mit dem schönen Raumgefühl des bildenden Künstlers, aber zum Teil mit Bleistift und in Spiegelschrift auf großen Blättern geschrieben, die den Stempel der Gefängnisdirektion von Florenz trugen.

In wildem Chaos war Stauffers Leben darin ausgeschüttet, seine Liebe, sein Haß, sein selbstherrlicher Übermut, der Sturz aus Sonnenhöhe ins graufigste Elend, Wut und Rache, nächtliche Kerkerphantasien, alles aus der ungeheuren Erregung des Augenblicks geboren, einfach und unwiderstehlich wie die Wahrheit selbst. Zugleich aber hatte der tobende Vulkan in seinem mächtigen Feuerstrom alles mitherausgeschleudert, was seit Jahren schweigend in Stauffers Seele geruht hatte, Sprüche über Kunst und Künstler, über dichterische und historische Gröβen, volksliederartige Weisen, eine längst verklungene Jugendliebe, die Leidenschaft für die Antike, die sich bei ihm, dem protestantischen Pfarrerssohn, wie bei den Renaissancemenschen, mit inniger Christgläubig-

keit mischt — das alles „tanzt reimweis hier zu Paaren“, und zuweilen fällt in diesen heidnisch-christlichen Hergensabbat wie ein Schein aus gemalten Kirchenscheiben eine pietätvolle Kindheits Erinnerung, ein Bild aus dem väterlichen Pfarrhaus im grünen Emmental herein.

Aber nicht umsonst waren diese oft wunderbar poetischen Verse nach dem florentinischen Irrenhaus, wo Stauffer sie ins reine schrieb, „Die Lieder des Narren von San Bonifazio“ betitelt. Man befand sich mit ihm in den Irrgärten eines Wahnlands, wo alle Fesseln, auch die der Vernunft, zerrissen sind, wo die Grenzen des Ichs sich verwischen und die rasende Gedankenflucht sich zuweilen in ein irres Stammeln verliert. Doch diese Mischung von Wahnsinn tat dem eigentlich Poetischen keinen Eintrag; es machte die Gedichte elementarisch-unbewußter. Und neben aller Verwirrung mußte man noch immer die sichere Sprachgewalt bewundern; freilich, mit dem einzelnen durfte man es nicht genau nehmen. Stauffers Verse sind wilde, tobende Gebirgswasser, die alles mit sich führen, was ihnen im Lauf begegnet: Anklänge und unbewußte Entlehnungen von da und dort her, Berner Deutsch, Berliner Deutsch, griechische und lateinische Wörter, selbst ganze Strophen Italienisch ins Deutsche eingeflochten, denn er beherrschte das Italienische wie wenige Ausländer bis in die Dialektformen herunter.

Der Eindruck, den ich davon empfang, war um so mächtiger, als ich Stauffer bis dahin für einen Poseur gehalten hatte. Persönlich war ich ihm nie begegnet, obgleich er in Florenz gerade in den Häusern aus- und einging, wo auch ich verkehrte; ich hatte seine Bekanntschaft eher gemieden als gesucht, nicht des Romans wegen, dessen Einzelheiten damals noch nicht hinlänglich aufgeheilt waren, um ein gewinnendes Bild von Stauffers Charakter zu geben, als vielmehr wegen gewisser äußerer Eigentümlichkeiten, die dem Künstler noch von seiner Berliner Zeit her anklebten, und die ihm auf dem

vornehmen Hintergrund des florentinischen Lebens ein etwas emporkömmlingshaftes Ansehen gaben.

Aber man sollte niemals Vorurteile haben, auch nicht, wenn ein Schweizer Berlinerisch spricht! Angesichts dieser Blätter kehrte sich mein Vorurteil in Achtung und Teilnahme, in den herzlichsten Wunsch, dem bisher Gemiedenen meine Freude an dem Fund, meine Bewunderung für sein ursprüngliches Talent aussprechen zu können. Aber die Prosa des Alltags schob den Vorfaß hinaus, und wenige Tage später kam mein Bruder von einem Morgenbesuch in Stauffers Wohnung zurück mit der erschütternden Nachricht, daß man ihn tot im Bette gefunden habe. Er selbst war ihm am Abend zuvor behilflich gewesen, das verhängnisvolle Chloral zu kaufen, das seine Schmerzen einlullen sollte und das sie so unerwartet ganz gestillt hat.

Nun waren die Gedichte, über die er keine Verfügung getroffen hatte, und von deren Dasein niemand wußte, als ein Vermächtnis des Zufalls in meiner Hand zurückgeblieben. Ich fühlte die Pflicht, sie zu sichten und zu ordnen; ich hoffte, das Beste davon ganz oder in Auszügen unter dem ergreifenden Titel, den er selbst ihnen gesetzt hatte, der Öffentlichkeit übergeben zu können. Denn ich glaubte und glaube es noch, daß sie einen Platz in unserer Literatur verdient hätten, schon weil sie durch ihren vulkanischen Ursprung Winke über die Entstehungsart unserer schönen deutschen Volkslieder geben könnten. Daß mir die Herausgabe nicht gelungen ist, habe ich immer bedauert. Die Einwilligung, die ich von Frau Pfarrer Stauffer erlangte, war an die Bedingung geknüpft, daß alles persönlich oder sittlich Bedenkliche ausgetilgt, Form und Inhalt gemildert und geglättet werde, und diese Klausel, an sich zwar begreiflich, war mit meiner Überzeugung, daß der poetische Wert der Staufferschen Dichtungen gerade in ihrer leidenschaftlichen Einseitigkeit und der Unmittelbarkeit des Ausdrucks bestehe, nicht in Einklang zu bringen. Ein

zahmer, von allen Seiten zugeschnittener und zurechtgestuhter Stauffer wäre eben kein Stauffer mehr. So legte ich endlich notgedrungen und ungern das ganze Manuskript in die Hände der Familie Stauffer.* Eine Auswahl davon konnte dann später Otto Brahm als Anhang zu den berühmt gewordenen Stauffer-Briefen drucken; es sind die abgeklärtesten, formgerechtesten, aber leider nicht durchweg die eigentümlichsten von Stauffers Gedichten, und sie geben von der Feuereffe, auf der sie entstanden sind, nur einen unvollkommenen Begriff.

Wer, der das Manuskript in Händen gehabt hat, kann sich ohne die tiefste Bewegung an das merkwürdige, teils deutsch, teils italienisch geschriebene Gedicht erinnern?

Auf Königs Kosten via Rom—Florenz,
Mit sieben Mördern an der langen Kette,
Eiserne Schellen — na, das Ding wird lustig. —

Das ist ein „menschliches Dokument“ in künstlerischer Form, wie es nicht viele auf der Welt gibt. Man erlebt Stauffers Überführung aus dem grauenvollen römischen Kerker nach dem florentinischen Gefängnis mit, die letzte Nacht vor dem Transport in einem schauerhaften, von Ungeziefel wimmelnden Loch, „Transit genannt, das schrecklichste von allen“, wo nicht Sonne noch Mond hereinscheint.

Hier übernachten, na, es geht zum andern,
Doch wird von Schlaf wohl kaum die Rede sein.
Da geht die Türe auf, und dreiundzwanzig Strolche,
Ladroni, Diebe, Mörder, Raubgesindel,
Auch zum Transport a spese del governo.
's wird immer besser. Herr, laß diesen Relch

* Unterdessen hat mir Stauffers Schwester in zuvorkommendster Weise die Ermächtigung zum Druck der nachstehenden Gedichte erteilt, wofür ich ihr und den anderen Hinterbliebenen meinen verbindlichsten Dank sage.

An mir vorübergehn, sonst werd' ich närrisch.
Aus allen Himmelsgegenden Italiens,
Theils schon verurteilt, theils noch in Erwartung.

Wer nie sein Brot mit Tränen aß, wer nimmer
Auf seinem Strohsack bitter weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr großen Himmelsmächte!

Und in der langen, bangen Kerkernacht
Hab' ich die Lebensrechnung still gemacht,
Ich schloß kein Aug', der Morgen kam heran,
Da drehte sich mein Nachbar gähmend um
Und fragte mich: E che hai preso tu?

— Niente ancora. E a te che fanno?

— Vent' anni di galera button giù.

Ho ammazzato un po' la mia madre.

— Ma tu sei buono. Cosa c'hai pensato?

— Non venne fuori coi soldi, sai,

Sta brutta strega, dunque l' ammazzai.*

Man sieht, wie er herausgeholt wird, wie ihm die Handschellen angelegt werden, die im italienischen Gefängnisjargon „des Königs Handschuhe“ heißen; dann geht es fort:

Acht Mann an einer Kette, je zu zweien,
Den ganzen Bahnhof lang bis an den Wagen
Mit achtzehn finstern wohlverschloßnen Zellen.

Das Staunen der Leute, die ihm so begegnen:

Wer mag der sein, der mit dem langen Mantel?

Wie ein Spitzbube sieht er grad nicht aus. —

* Was hast du gefaßt? —

Noch nichts. Und du, was geschieht dir? —

Zwanzig Jahre Galeere hab' ich bekommen.

Ich hab' meine Mutter umgebracht. —

Du bist mir ein netter Kerl. Was ist dir denn eingefallen? —

Sie wollte nicht mit dem Geld herausrücken,

Die garstige Hege, da hab' ich sie totgeschlagen.

Dann die lange Fahrt durch die römische Campagna, wo zuweilen durch ein offenes Buckloch ein Stück Landschaft sichtbar wird und an diesem lang entbehrten Anblick der Künstler sich selbst und seine starke Seele wiederfindet, entzückt, trotz alledem, auch in Schmach und Not, in Italien zu sein:

Im neuen, hochgelobten Vaterland,
Wo aller schönen Künste Wiege stand,

gerührt, daß die Eskorte ihn menschlich behandelt:

Der Brigadiere mit dem Personal
War Gott sei Dank kein preußischer Korporal,
Erat seine Pflicht als Mensch und als Soldat,
Nicht als ein arroganter Autokrat.

Und kaum, daß er sich selber wieder erkennt, so schwillt auch schon der Mut ins Unermessliche; bei der Fahrt durch die Straßen von Florenz, am wohlbekanntem alten Dom vorüber, fühlt er sich frei trotz der Handfesseln und der schweren Kette; das Lied der Schmach wird zu einem Triumphgesang:

Ihr könnt die Hände mir in Fesseln schlagen,
Mich in die gottverdammten Mauern sperren
Bei Brot und Wasser, 's ist mir einerlei.
Der Herr, er segnet Wasser mir und Brot
Und schickt die Muse mir in meiner Not.
Er reißt die dummen Mauern vor mir nieder,
Er gibt dem Geiste Schwungkraft und Gefieder,
Der fliegt hinaus. — Geh mal und hol ihn wieder!

Und endlich tönt das wilde Lied in einen Choral aus:

Aus meinem kleinen Zellenfenster sah
Ich Santa Croce und Santa Maria
Del Fiore, o wie ward mir da zu Sinn!
Ich träumte mich in jene Räume hin
Und betete: O Herr, laß ohne Bangen
Mich still ertragen, was du hast verhängen,

Du weißt es besser, was dem Menschen frommt,
 Und was ihm gut und was ihm schlecht bekommt.
 Es möge mir geschehn nach deinem Willen;
 Du hast mein Leid gesehn und wirfst es stillen,
 Du wandelst droben in der Ewigkeit,
 Und aller Welten Kraft und Herrlichkeit
 Webt wunderbar dein zauberhaftes Kleid,
 Und überall geschieht dein starker Wille.

In diesen Versen steckt der ganze Stauffer, frech und fromm, bis zum Synismus entwürdigt in dem Gespräch mit dem Muttermörder, der ihn als Quzbruder behandelt, und gleich wieder auf den kleinsten Anblick des Schönen, auf die leiseste Berührung des Guten sich erhebend bis zum Überschwang! Man denkt an einen, der ähnliche Glückswechsel — nur minder schuldlos — durchgemacht, dem er an Temperament und Spannkraft glich, den wilden Goldschmied Benvenuto Cellini.

Stauffer hat aber auch noch ganz andere Töne auf seiner Leier, zarte, innige, so, wenn ihm in den schauerlichen Kerker-
 nächten die Wundererscheinung des vergangenen Glückes aufgeht, wie in dem Gedicht „Wunderblumen“:

O, dein gedenk' ich in den langen Nächten,
 Und in die wachen, bangen Träume flechten
 Sich deine reichen, blonden lieben Haare,
 Die deinen Scheitel zieren, Wunderbare.
 Es trinken deine dicken Seidensträhnen
 Des starken Mannes schwere Schmerzensstränen;
 Und Blumen blühn in deinem goldnen Haare,
 Und in der Seele Frieden, Wunderbare.

Oder:

Matt strahlt das Licht, die kahlen Wände schlafen,
 Und oben an dem schmußigen Gewölbe

Sieht der Laterne grauer, großer Schatten
Wie eine riesenhafte Geisterspinne,
Und auf den harten Pritschen rings im Kreise
Schnarchen im Chor die Kerle laut und leise.
Ich denk' an dich, die wunden Ohren klingen,
Der Liebe Grüße durch die Mauer dringen.

Zuweilen vergift er die graufige Umgebung ganz und
verfintt völlig in die Erinnerung des vorigen Zustands, den
er magisch zurückbeschwört:

Von meinem Grab hast du den Stein gewälzet,
Und meine Seele ist nun auferstanden,
Und weit hinaus nach jenen blauen Landen
Mein Auge schaut — und meine Sinne schwanden.
Du hast gesprengt die starken Eisenbanden,
Die um die Brust ich schmieden ließ mit Schmerzen,
Als du noch lagst an einem andern Herzen —
Sieh gnädig an, o Herr, laß uns nicht stranden.

Und wie rührend das kindlich-fromme, in friedvolle
Nachtstimmung getauchte Lied:

Sieh, die Gebete steigen
Sinauf ins stille Reich,
Im mondbeglänzten Reigen
Und singen: Bin dein eigen,
Und singen, bin dein eigen
Weit durch das stille Reich.

Die Sterne rings erglänzen
Am dunklen Himmelszelt,
Und in der Seele glänzen,
Geschmückt zu Reigentänzen,
Gedanken einer Welt.

In das Brahmsche Buch ist ein wundervolles Gedicht aufgenommen, das ganz merkwürdig den Bildhauer im Poeten verrät; es schildert die Erscheinung des Pallas Athene, wie sie im Kerker streng an ihm vorüberschreitet, wobei die ehernen Gewänder schaurigen Klang geben. Von der gleichen plastischen Sichtbarkeit des Vorgangs ist die Aphroditenvision:

In meinen Träumen haben einst geglänzet
Goldene Tempel, marmorsäulumkränzet,
Hoch oben sah ich in dem Dunkelblauen
Des Himmels Wolken auf die Erde schauen,
Und unten in dem tiefen Tale lauschte
Der Nymphen Schar, wo kühl das Wasser rauschte,
Und auf den Bergen rauchten die Altäre,
Und Opferdünste zogen durch das Land,
Und an den Hängen reifte schwarz die Beere,
Im fernen Westen schimmerte der Strand.
Da sah ich auf dem Hügel vor mir leuchten
Das goldne Haus der hehren, wellenfeuchten
Buhle des Mars, der Meereschaumerzeugten.

Des goldnen Tempels weiße Marmorstufen,
O Göttin, steig' ich zagend bang hinan;
Ich hörte dich in meine Seele rufen.
O Aphrodite, sieh mich gnädig an!
O sieh mich an, mein Schwert so scharf und schneidig,
Den Arm so hart und ach, das Herz so weich!
Gebiete, und ich hole aus zum Streich,
Und der Barbaren plumpe Köpfe sollen
Vor dir im Staube mit den Augen rollen.

Auch aus seinen Zwiegesprächen mit den großen Toten
erinnere ich mich prachtvoller Stellen, so der Strophe an
Edermann:

Auf deinem Haupte ruhten Seine Hände,
Und deine Augen in die Seinen schauten,
In die gewaltigen alten Feuerbrände.

Desgleichen liegt in dem Totentanzzyklus, den er den „Tod von Bern“ betitelt hatte, manches von poetischem Urgestein vergraben, das wohl verdient hätte, das Licht zu sehen. Vor allen andern aber hat sich mir ein Gedicht unauslöschlich eingepägt und tritt mir, wo von Stauffer als Dichter die Rede ist, als erstes vor die Seele:

Ich bin in keinem Staatsgemach erzogen,
Ich hab' an keiner Ammenbrust gesogen,
Der jungen Mutter lag ich nach den Schmerzen,
Ein Kind der Liebe, an dem treuen Herzen.
Dort, wo die Isis schäumend jagt zu Thal,
Hab' ich die Wasser wühlen sehn einmal,
Wie Fels und Tannen, Steingeröll und Hirten
Die gräßlichen, die tollen Fluten führten.
Es war in meiner Jugend frühesten Tagen,
Ich hab's gesehn, nicht etwa hören sagen.
So ist mein Lied wie jener Strom der Berge
Es brauset wild und weiß . . .
Es führet mit sich aus der Berge Spalten,
Wie jene Bäche, wenn erbraust der Föhn,
Was sie in ihrem Laufe aufgehalten,
Doch breitet unten wieder sich das Thal,
Soll er sich rieselnd segensreich ergießen,
Ins ferne Meer soll er hinüberfließen,
Und viele Städt' und Länder soll er grüßen
Und stillen mancher Seele wilde Qual.
Der walte Gott, er möge seinen Segen
Mir, meinem Weib und allen Guten geben.

Es bleibt ewig schade, daß Stauffer die Absicht, mit der er sich eine Zeitlang trug, seine Lebensgeschichte zu schreiben,

nicht wahrgemacht hat. Bei der rücksichtslosen Offenheit seiner Natur und seiner Herrschaft über die Sprache, die ihm für jedes Ding das treffende Wort eingibt, wäre gewiß ein Meisterstück zustande gekommen wie die Selbstbiographie Cellinis, ja, viel wertvoller als diese, da Stauffer über unendlich tiefere Mittel verfügte als der ruhmredige Goldschmied, der vor den höchsten Fragen seiner Zeit doch immer als ein Untergeordneter steht. Aber Stauffer konnte sein zerüttetes Innere nicht mehr zu einer solchen gesammelten Selbstschau zusammenraffen, er wollte es auch nicht mehr. Er hatte in seiner letzten Lebenszeit die Freude an sich selbst verloren. Er, der alle Höhen und Tiefen des menschlichen Daseins ausmessen sollte, war jetzt auf dem tiefsten Punkte angelangt, wo der Mensch sich selber aufgibt. Die Gesellschaft verdammt ihn, die alten Freunde fielen ab, die Frau, die sein Schicksal gewesen, verstieß ihn, und endlich versagte sich ihm auch die Kunst. Noch in den Schrecken des Rerkers hatte er trotzig von sich gerühmt:

Ich bin ein wildverwegener Kumpan,
Und was ich fasse, faß ich ehern an.

Jetzt ließ er gebrochen die Hände sinken. In Florenz, auf dem Schauplatz seines triumphierenden Übermuts, ging er umher wie der Schatten seiner selbst, aber ein breitschultriger, rotwangiger Schatten, der nicht einmal äußerlich die Würde seines Unglücks darstellte, denn seine derbe physische Anlage hielt noch über den inneren Zusammenbruch hinaus stand. Er wollte nichts mehr wissen von jenem Stauffer, der er einst gewesen, und dessen kühne Verheißungen er nicht mehr wahr machen konnte. Nur seine körperlichen Kräfte hätte er noch gerne beschäftigt, er sprach davon, als Arbeiter in eine Majolikafabrik einzutreten, vor allem aber lockte ihn die Stille und Zucht des Klosters von Quaracchi, wo er von den gelehrten Franziskanermönchen, größtenteils Rheinländern, wohl-

wollende Teilnahme erfuhr. BERN wäre er in den Orden eingetreten, aber seiner Sehnsucht nach der ruheverheißenden Klosterregel stand nicht nur die Furcht, durch seinen Übertritt die Familie noch mehr zu betrüben, sondern vor allem auch die von den Mönchen gestellte Bedingung einer eingehenden seelischen Rückschau und darauffolgender Generalbeichte entgegen. Stauffer wollte sich selbst entfliehen, seine Vergangenheit wie ein abgelegtes Kleid von sich werfen, nicht allen Irrthümern und Dualen noch einmal ins Gesicht sehen, und dies ist wohl auch der Grund, daß die Autobiographie unterblieb.

Selten ist das Urtheil der Gesellschaft so schnell, so gründlich umgeschlagen, wie es nach Stauffers Tode der Fall war. Als einen Verfeimten hatten sie ihn eingesenkt, als ein Gereinigter und Verklärter ist er alsobald auferstanden, und gerade das Uebermaß der Ungerechtigkeiten, denen er erlag, hat die Sühne der öffentlichen Meinung zu einer so willigen und vollständigen gemacht. Stauffer als Künstler und Mensch nimmt längst seinen Ehrenplatz unter den Zeitgenossen wieder ein, er ist mit seiner Kraft und seinen Schwächen in die Reihe der Unverlierbaren eingegangen. Nur für den Poeten Stauffer war noch kein volles Zeugnis abgelegt, und immer, wenn ich an die Stelle trat, wo er begraben liegt, mahnte mich's an die unbezahlte Schuld, die ich ihm mit diesen Zeilen, so gut ich's konnte, noch abzutragen gesucht habe.

*

Von dem Stürmer und Dränger, dem „Narren von San Bonifazio“ weg führt uns der Weg zu einem reinen Weisen, der ein langes Leben in antiker Schlichtheit und Heiterkeit zu Ende gelebt hat. Theodor Heise, der einsame Gelehrte, den am 10. Februar 1884 zu Florenz ein sanfter Tod hinwegnahm, hat auf der linken Seite der grünen Niederung einen stimmungsvollen, echt poetischen Ruheplatz gefunden, ernst und traulich zugleich, wie er ihn im Leben gewünscht haben

mochte. Sein Grab schmückt eine Herme mit seinem edlen Römerkopf in Bronze, einem Abguß von Hildebrands schöner Marmorbüste; wuchernder Lorbeer, der zu bergenden Wänden zugeschnitten ist, bildet ihm ein grünes Rabinettchen, kaum höher als sein Haupt. An Stelle des Bitters ist um einen horizontalen Eisenstab ein Rosenbusch gezogen, dessen leichtes Gezweig sich am Fußende wie ein Band zu einem anmutigen Knoten verschlingt. Es ist das richtige Gelehrten- oder Poetenstübchen, in dem man sich den Geist des Bewohners gerne heimisch denkt.

Die Welt, deren Dasein er über sah, kennt Theodor Heyse fast nur als den Onkel Paul Heyses; einige wenige wissen, daß er einer der gründlichsten Kenner der Alten, der scharfsinnige *Aeschylus*-Erklärer, der feine *Catull*-Übersetzer war. Der Öffentlichkeit war er so abhold, daß er einen Zyklus warmblütiger Liebessonette, die er als Sechszwanzigjähriger gedichtet hatte, unter dem Pseudonym Theodor Florentin erscheinen ließ.

Aus den frühesten Jahren meines florentinischen Aufenthalts steht mir diese Gestalt, in der noch die klassische Zeit der deutschen Literatur durchschimmerte, lebendig vor der Seele. Wenn der „alte Heyse“ redete, so waren Goethe und die Alten immer stillschweigend zugegen. Zugleich hat sich mir seine Gestalt als eine typische eingeprägt, denn sie machte mir die Humanisten der Frührenaissance verständlich, deren ganzes Dasein in der Entdeckung, Wiederherstellung und Bewahrung der geistigen Schätze des Altertums aufging. Wie jene alles abwiesen, was in den klassischen Formen keinen Platz hatte, so wollte auch Heyse von unserer heutigen Welt der Naturwissenschaften nichts wissen. Edgar, der sein Hausarzt war, wußte ergößliche Geschichten von ihm zu erzählen, wie er nicht einmal die neuzeitlichen Krankheiten anerkannte, sondern bei jeweilig eintretenden Störungen auf die Symptome irgendwelcher fabelhaften, in der Geschichte genannten

antiken Krankheit hin untersucht sein wollte. Was ihn aber von seinen florentinischen Vorbildern des Quattrocento, den glanzverwöhnten, völlig unterschied, war seine gänzliche Bedürfnislosigkeit. Die äußere Form, den Luxus des Sichtbar-schönen verlangte der deutsche Gelehrte nicht für sich, der gleichwohl ein empfängliches Auge dafür hatte; er suchte das Schöne einzig in der Phantasie, auch darin ganz der Sohn jener klassischen Zeit der deutschen Kultur, die unerhörte geistige Schätze mit der größten Dürftigkeit des äußeren Lebens verband. Völlig besitzlos und völlig unabhängig, ohne ein Band, das ihn fesselte, und ohne ein Gerätstück, das ihm gehörte, hauste der Achtzigjährige in einem dürftig eingerichteten Zimmer bei der Piazza Carmine unter seinen Büchern und lärmenden Kanarienvögeln, dem einzigen, was er sein eigen nannte. Dort wurden nur wenige Auserwählte empfangen; er selbst ging niemals unter Menschen. Am Persönlichen nahm er längst keinen Teil mehr. Der Wellenschlag des Lebens rauschte ihm nur noch aus der Ferne. Im grauen Schlafrock, das kleine Mützchen auf dem Kopf, wenig über mittelgroß, aber schlant und aufrecht, mit noch immer feurigen Augen und reingeschnittenem, scharfem Profil, wirkte er auch als Erscheinung gebietend. Die Stimme war noch klangvoll, und seine Rede war ein lebendiges Kunstwerk, die größte Frische und Unmittelbarkeit mit einem völlig durchgeführten Satzbau verbindend. Von den Italienern mochte er das gelernt haben. Der „gebildete“ Deutsche spricht seine Sprache abgerissen und nachlässig, und er tut wohl daran, weil er sonst gleich langweilig würde. Der Italiener, als der wahrhaft „kultivierte“ Mensch auch in den unwissenden Ständen, behandelt die feinige wie der Musiker sein Instrument, auf dem er mit sicheren Griffen die schwierigsten Läufe und Übergänge ausführt. Diefelbe Kultur und dasselbe bewegliche Temperament machten es dem alten Herrn möglich, seine schöngeformten Sätze bis herab ins kleinste Teilchen

90

feuerflüssig zu erhalten. Ich hatte so viel von diesem schönen Sprechen gehört, daß ich mißtrauisch war und ein Reden um des Redens willen erwartete. Aber der alte Heise warf seine Worte „wie Messer nach dem Zweck“, und der Ausdruck saß dem Gedanken knapp wie ein Handschuh. Man fand bei ihm nichts Fertiges, auf Lager Befindliches; was er sagte, löste sich unmittelbar von seiner Persönlichkeit ab. Freilich brauchte er, wenn man bei ihm zu Hofe kam, auch nur von Dingen zu reden, die ihn selber beschäftigten. Manche seiner Aussprüche wurden zu geflügelten Worten, die seine Vertrautesten verbreiteten, so das schöne Wort, das auch R. Hillebrand in seinem Nachruf anführte, über den Gegensatz der Zeitrichtungen: Ja, ja, die Kunst war die Schuld, und die Wissenschaft ist die Sühne.

Er selber hielt es mit der Kunst; nicht nur sein wissenschaftliches Gebiet hat er als Künstler behandelt, sondern auch sein Leben hat er als Künstler gelebt. Der Nimbus einer romanhaften Vergangenheit umschwebte ihn, der wohl geeignet war, die Neugier eines jungen Mädchens anzuziehen. Er sollte in jüngeren Jahren von einer römischen Prinzessin glühend geliebt worden sein; andere wollten wissen, daß er der Held einer romantischen Liebesnovelle seines Neffen sei; ja, er galt noch bei seinen hohen Jahren für frauengefährlich. Ich habe nie zu ergründen versucht, was Wahres an diesen Geschichten sein mochte, aus Furcht, sie widerlegen zu hören; diese Legenden gehörten zu dem alten Heise wie Efeu zu einem alten Gemäuer.

Als einstiger Erzieher und alter Seelenkenner, der er war, pflegte er gern in pädagogischen Fragen Rat zu erteilen; auch seine ungewöhnlichen Sprachkenntnisse stellte er den Fragern aufs liebenswürdigste zu Gebot. Ich erinnere mich dankbar, wie einst, als ich wegen einer schwierigen Stelle in einem neulateinischen Autor umsonst an viele Türen geklopft hatte, der alte Meister die philologische Nuß spielend knackte.

Meist lag über seinem Reden eine leichte Ironie, aber wenn er sich erwärmte, wie bei Gegenständen der älteren Literatur, dann schlug das vulkanische Temperament des alten Mannes wie Flammen aus seinen Augen. Wundervoll soll es gewesen sein, wenn er im engsten Kreise Shakespeare vorlas; daß ich die Gelegenheit, dabei zu sein, versäumt habe, ist eine jener Unterlassungssünden, die ich zeitlebens bedauern werde.

Das schwächliche Bändchen Catull-Übersetzungen, woran er zeitlebens besserte und feilte — eine bewundernswürdige Nachgestaltung des lebenswürdigen römischen Brausekopfs —, ist die einzige sichtbare Frucht dieses langen und innerlich tiefbewegten Lebens. Die Vorrede, der er die Gestalt eines Briefes an seinen Neffen Paul gegeben hat, läßt sich als ein unendlich verdichteter Auszug seines Wesens betrachten, dessen Aroma so darin erhalten ist, daß man den Alten reden zu hören meint; denn gerade so drückte er sich aus mit dem Wechsel kurzer Sentenzen und langgegliederter, pointenreicher Sätze. Auf diese wenigen Seiten hat er gewissermaßen den Inhalt seines Lebens ausgepreßt; es ist eine Verschwendung wie die der Rosengärtner von Schiras, die den Ertrag meilenweiter Anpflanzungen verbrauchten, um wenige Tropfen Rosenöl zu gewinnen.

Unvergeßlich bleibt mir mein letzter Besuch bei dem alten Herrn, nur wenige Tage vor seinem Ende. In dem Krankenhaus der Villa Bethania, wohin er zum Sterben übergesiedelt war, brachte ich ihm in Begleitung einer älteren Freundin einen Strauß ans Bett. Er strich leise mit müden Fingern über die Stengel und sagte in dem gewohnten Tone leiser Ironie: O mein liebes Fräulein, das ist für einen Sterbenden nur Heu. — Das fuhr mir in die Seele, zumal da der Strauß in dieser kalten, blumenarmen Zeit des Carnevals nicht so schön ausgefallen war, wie ich gewünscht hätte. Der Kranke fühlte, was in mir vorging, denn wenn auch seine Sinne schon von dem nahenden Tode geschwächt waren, die

feinen Fühlfäden der Seele waren es nicht. Lächelnd hob er die Blumen gegen die umflorten Augen, an die Nase, die für den Duft nicht mehr empfänglich war, und sie wieder sinken lassend, sagte er freundlich: Aber so schönes, wohlriechendes Heu — und er behielt den Strauß auf der Decke, solange ich zugegen war.

Un seinem langen Krankenlager hatte sich übrigens die Legende, die ihn zum Liebling der Frauen machte, bewährt; denn begeisterte, aufopfernde Frauenfreundschaft pflegte den mitunter auch etwas Schwierigen bis in seine letzten Lebenstage.

*

Daselbe Jahr 1884, das in seinem Aufgang Theodor Heyse wegraffte, sah auf der Reize auch den im blühendsten Mannesalter stehenden Karl Hillebrand scheiden. Wenn wir von Heyses Grab uns noch immer mehr links halten bis zu der efeubewachsenen Mauer und auf ansteigendem Boden dieser folgen, so kommen wir an die Stelle, die seine Aschenreste birgt. Die Gruft schmückt ein Werk von Adolf Hildebrand, eine freistehende Marmornische mit spitzem, säulengetragenem Bogen, die ein reichverziertes, marmorernes Aschenkästchen trägt. Darüber tritt aus grauem Rund die wohlgelungene Bronzebüste vor, das feine, sinnende Gesicht mit dem klugen Lächeln des Weltmanns, des Völker- und Menschenkenners.

Halte das Bild der Würdigen fest, wie leuchtende Sterne
Teilte sie aus die Natur durch den unendlichen Raum
redet uns die Inschrift auf dem Sockel an, die in ihrer Zurückhaltung mehr sagt, als laute Ruhmredigkeit vermöchte.

Karl Hillebrand war keine Erscheinung von scharf umrissener, leicht erkennlicher Silhouette, die sich in wenigen Strichen darstellen ließe. Wie sein Äußeres nicht auffallend, aber gewinnend war: eine große schlanke Gestalt mit blondem Haar und Vollbart, die Züge wohlgeformt, ohne stark aus-

geprägt zu sein, der Blick rein und wohlwollend, so wirkte auch sein Wesen vor allem durch eine vollkommene Harmonie, in der zunächst kein Zug als besonders charakteristisch hervortrat, sondern durch eine ruhige Tönung alle gegeneinander ausgeglichen schienen. Wenn ich den Eindruck seiner Persönlichkeit mit einem Worte bezeichnen sollte, so würde ich sagen: er war ein Kulturmensch im höchsten, heute fast unerreichbar hohen Sinne des Wortes. Das Ideal einer Weltliteratur und Weltkultur, wie es der Zeit Goethes vorgeschwebt haben mochte, war in dem Manne zur Wahrheit geworden, der die vier heutigen Kultursprachen fast mit derselben Sicherheit sprach und schrieb und den betreffenden Völkern gleichmäßig anzugehören schien, da er nicht als ein Außenstehender ihre Geschichte und Literatur kannte, sondern ihr Leben mitlebte und teilhatte an ihrer Entwicklung. Denn wenn Deutschland den Menschen in ihm geboren hatte, so dankte er seiner zweiten Heimat, Frankreich, den Schriftsteller, der die künstlerische Form auf wissenschaftliche Gebiete übertrug. Frankreich hatte er im Jahre 1870 verlassen, um nicht die Orgien des Deutschenhasses zu sehen, Deutschland mied er, um nicht als undankbar gegen Frankreich zu erscheinen, aber seinen „beiden Vaterländern“ hing er zeitlebens mit dankbarer Treue an. Deutschland hat er wohl von beiden mehr geliebt, da er es mehr gescholten hat, wie ja das Unreife, Zukunftsfrohe mehr zum Tadel reizt als das Fertige, dessen Vorzüge ausgereift und dessen Fehler nicht mehr zu ändern sind. Zu England zog ihn eine innere Wahlverwandtschaft; schon als Gießener Student soll er sich in englischer Form und Tracht gefallen haben, und dieser Vorliebe blieb er treu; er pflegte zu versichern, daß von allen lebenden Völkern der Engländer mit seinem Gleichgewicht zwischen geistiger und leiblicher Ausbildung dem alten Griechentideal des *καλὸς καὶ ἀγαθὸς* am nächsten komme. Außerdem hatte dieses Land ihm die Gattin gegeben, die das unendlich reiche Gebiet seines geistigen Lebens mitbewohnte, und in der

seine innere Welt ihn überlebte. Italien aber, wo er nach den 70er Ereignissen seine bleibende Wohnstätte aufschlug, hielt ihn mit Liebesarmen fest für immer. Und zwischen diesen vier Völkern, an die er sich gebunden fühlte, war Hillebrands Feder unermüdllich tätig, geistige Brücken zu bauen.

Aber der Begriff Kulturmensch erschöpft sich nicht durch die Worte Wissen und Können, auch nicht, wenn die Anmut der Form hinzutritt. Um diesen Namen wahrhaft zu verdienen, bedarf es der Kultur, die sich auch auf Gemüt und Charakter erstreckt, die das eigene Innere wie einen Garten betrachtet, wo die Hand des Gärtners der Natur veredelnd zu Hilfe kommt. Auch dieses Ideal der Goethe-Zeit, die Behandlung des Schs als Kunstwerk, seine Ausgestaltung zur vollendeten adligen Menschlichkeit, war in Hillebrand noch einmal verwirklicht. Wer in seinen Kreis trat, der empfing die innere Gewißheit, daß hier nichts Kleinliches, niedrig Persönliches Raum hatte. Wie sehr Hillebrand der Mahnung nachgelebt hat, daß der edle Mensch auch „hilfreich und gut“ zu sein habe, dafür ist von den Unzähligen, die seine Förderung und Teilnahme erfuhren, dankbar Zeugnis abgelegt worden. Aber auch denen, die selber nichts bei ihm suchten, erschien das Dasein eines solchen Mannes als eine tröstliche Einrichtung der Natur zum Ausgleich für so viele Härten und Ungerechtigkeiten des Lebens. Dabei war er ohne alle Pedanterie; die Natur hatte ihm jene angenehme Leichtigkeit gegeben, die das Ethische für das Selbstverständliche nimmt und darum das breite Hantieren mit moralischen Gewichten im Leben wie in der Literatur verabscheut. Auch war es wohlthuend, zu wissen, daß der maßvolle, ruhig lächelnde Mann mit den tabellosen Weltformen in jungen Jahren ein revolutionärer Strudelkopf gewesen; denn das erworbene Gleichmaß macht mehr Eindruck als das angeborene. Dieses Gleichmaß und sein weltmännisches Geschick, den richtigen Abstand zu bewahren, erleichterten ihm auch das Festhalten der Menschenliebe,

das denjenigen, die die anderen zu nahe an sich herankommen lassen, oft so schwer wird.

Seine Bekannten pflegten es ihm ein wenig zu verargen, daß er so wortkarg war über die Zeit, wo er in Paris bei Heine die Stelle eines Sekretärs versah — Hillebrand nahm das Wort im buchstäblichen Sinne —, und gewiß hätte er die Heine-Literatur um manche prickelnde Anekdote, vielleicht auch um psychologisch wertvolle Züge bereichern können. Allein der Klatsch in jeder Form war ihm zuwider, und er wußte wohl, daß die Neugier, wenn man ihr einen großen Menschen überläßt, sich nur an seine Menschlichkeiten hält.

Um Hillebrands Persönlichkeit zu vollenden, kam noch der Kultus des Schönen, die Freude an aristokratischen Lebensformen, das offene, gesellige Haus, der weltweite Verkehr hinzu. Dieser Verkehr war ihm ja wohl mitunter auch ein wenig lästig; zuweilen konnte man ihn über den großen Zeitverlust klagen hören; aber seine näheren Freunde lächelten dazu: sie wußten, daß dieser breite Strom eben das Element war, das seinen Geist trug. Denn das Studium fing für ihn nicht bei den Büchern an, sondern bei den Menschen; an den Lebenden lernte er die längst Dahingegangenen kennen, die Triebfedern ihres Handelns deuten und in unbewußter, blitzschneller Auswahl aus den vom Leben gelieferten Zügen die Züge derer, die zuvor gelebt haben, feststellen. Für einen solchen gibt es gar keine Toten; in seinen täglichen Verkehr kann er einen Machiavelli, eine Rachel ebensogut hereinziehen wie seine hervorragenden Zeitgenossen; er kann nicht nur ihre Gedanken, sondern auch das Spiel ihrer Mienen sehen, die Klangfarbe ihrer Stimme unterscheiden. So mußte Hillebrand Florenz lieben, die vornehme Stadt, wo sich alle begegnen, die in der Welt eine geistige Bedeutung erlangt haben, und wo es durch die Reden der Lebenden hindurch an allen Ecken von Stimmen tönt, die nur das Ohr der Empfänglichen, der wahren Geisterseher vernimmt.

Daß er hier nicht nur als Genießender und Beschauender lebte, sondern in das geistige Leben der Nation nach seiner Art tätig und teilnehmend eingriff, haben ihm die Italiener hoch angeschlagen. Von allen zu jener Zeit in Florenz lebenden Deutschen ist nur Karl Hillebrand eine der Öffentlichkeit bekannte Gestalt geworden. Nationale Dankbarkeit ist einer der liebenswürdigsten Züge der Italiener. Im allgemeinen schlägt ja der Ausländer in Italien keine Wurzel; den Eingeborenen bleibt er ewig der Fremde, der sie nichts angeht; sein Leben und Wirken verschwindet spurlos auf diesem Boden, sei er gewesen, wer er wolle. Die Italiener kennen, schätzen, verstehen nur ihre eigenen Talente. Wer aber an ihrem vaterländischen Streben teilgenommen, wer gar noch der Zeit ihrer Unabhängigkeitskämpfe oder wenigstens den Überlebenden jener Tage nahegestanden hat, den ehren sie als den Ihrigen. Hillebrand war der Freund Peruzzis gewesen, hatte den *Circolo filologico*, der noch heute blüht, mitbegründen helfen, hatte das Jahrbuch *Italia* ins Leben gerufen, das die Kenntnis ihres Wesens, ihrer literarischen und sozialen Strömungen nach Deutschland vermitteln sollte, und solche Dienste vergißt der Italiener nicht. Florenz hat Hillebrand zum Ehrenbürger ernannt, und eine Marmorinschrift schmückt das Haus, wo er gewohnt hat. Was aber mehr heißen will: die persönliche Erinnerung an ihn ist noch lebendig, und sein Name wird auch von italienischen Lippen mit Anhänglichkeit und Verehrung genannt.

Im Frühjahr 1884 sah ich Karl Hillebrand zum letztenmal. Seine hochgewachsene Gestalt, die schon der Tod gezeichnet hatte, war leicht vornübergesunken, das Gesicht sah leidend aus, und die Stimme hatte keinen Ton mehr, als er wie alljährlich um diese Zeit vor der Abreise nach Deutschland im Hause Abschied nahm. Aber an gelassener Heiterkeit schien er ganz der alte. Er hatte mir kurz zuvor zwei seiner englisch geschriebenen Aufsätze, die für die Buchausgabe

bestimmt waren, zum Übersetzen ins Deutsche anvertraut, da ihm selbst die Zeit dazu nicht mehr reichte. Meine Frage, ob ich ihm das Manuskript, wenn es fertig sei, nachschicken solle, verneinte er lächelnd; er wolle es im Herbst persönlich abholen. Aber so weit war ihm die Frist nicht mehr gesteckt. Er kehrte zwar im Oktober noch einmal zurück, aber nur um, wie er gewünscht hatte, auf florentinischem Boden zu sterben. Der Nachricht von seiner Ankunft folgte auf dem Fuße die Todesbotschaft. An seinem Lungarno, mit dem Blick auf die sinkende Sonne, war er schmerzlos ausgelöscht. Die Kolonie erlitt an ihm den schwersten Verlust. Aber auch in das geistige Leben Deutschlands riß sein Tod eine Lücke, die nicht ausgefüllt worden ist. Die deutsche Kultur wird es zu empfinden haben, daß sie unter dem Nachwuchs keine so weitblickenden, völkerverbindenden Geister mehr großzieht.

•

Unmittelbar neben Karl Hillebrand, ihm zur Rechten, ruht sein Freund und engerer Landsmann Heinrich Homberger, auch er auf der Höhe des Lebens hingerafft.

An dieser Stelle stand ich einmal mit ihm auf grünem Rasengrunde bei Hillebrands noch frischem Grabe, und wir sprachen über das Rätsel des Nichtmehrseins, er in seiner guten, klugen Art, versöhnlich gegen Gott und die Welt, auch gegen die Tatsache der Vernichtung. Und an derselben Stelle deckt jetzt der Marmorsarkophag seine Aschenreste. Aber diese feierliche Unnahbarkeit des Todes will mir so wenig passen zu dem Bild des geselligen, allzeit hilfreichen und liebenswürdigen Mannes, der am Persönlichen so freundlich teilnahm und die Teilnahme an seiner Person so dankbar empfand, der im geistigen Austausch vom Menschen zum Menschen sein Glück fand, daß mir Hombergers frühes Ende immer wie ein Versehen der Natur erschienen ist.

Wie im Tode, so war er im Leben Karl Hillebrand eng benachbart durch verwandte Überzeugungen, Zu- und Abneigungen. Auch als Schriftsteller bebaute er anstoßende Gebiete, nur daß ihn, der zugleich Novellist war, mehr die feineren Seelenrätsel beschäftigten. Sein Novellenband ist vielleicht nur darum nicht recht durchgedrungen, weil er sein einziger blieb und man in der deutschen Literatur mehr die Masse als den Wert des Geschaffenen zu schätzen pflegt. Viel und feurig hervorzubringen war Hombergers Art nicht; er überlegte und feilte und brauchte für alles, auch für seine Aufsätze, sehr viel Zeit und Stimmung. Stimmung aber, wie er sie verstand, als das Ergebnis einer glücklichen Verteilung zwischen Einsamkeit und gefelliger Anregung, ist nicht immer zu haben, und für eine empfindsame, leicht verletzliche Natur schwer zu bewahren; so hat er uns vielleicht nicht alles gegeben, was in seinem feinen, beweglichen Geist an Eindrücken und Beobachtungen niedergeschlagen war.

Lebhaft erinnere ich mich einer ungedruckten Novelle, die ich ihn einmal im Haus des Marchese Guerrieri aus dem Manuskript vorlesen hörte. Sie war betitelt „Die Fl.“ und schilderte mit äußerster Komik die patriotische Vereins- und Redewut der Deutschen aus den achtziger Jahren:

Ein Tollkopf beruft aus Alt durch öffentliches Ausschreiben alle Mitbürger, deren Namen mit Fl. beginnt, zu einer Versammlung, „um über gemeinsame Interessen zu beraten“. Zur anberaumten Stunde erfüllt sich der Saal mit einer Anzahl zusammengewürfelter Menschen, die natürlich, außer ihren Anfangsbuchstaben, gar nichts gemein haben als den Durst nach Bier und die Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Auch eine Dame ist darunter, eine Vorläuferin der heutigen Frauenbewegung, die von allen gemieden, aber auf ihre Rechte pochend, denn sie heißt Flimmert, allein und troßig an einem Tische sitzt. Nun erscheint der Anstifter, der aus dem reinen Nichts ein großmäuliges,

unverständlich, aber die Hörer elektrifizierendes Etwas zusammenbraut, das im Nu die Herzen der Fl. verbindet, die patriotische Begeisterung ist entfacht, es werden Reden geschwungen, in denen sich das geschwollenste Pathos ohne eine Spur von Sinn mit den beliebten parlamentarischen Wendungen mischt. Die Anwesenden erkennen sich zu einer großen gemeinsamen Aufgabe berufen, deren Linien vorderhand nicht klar sind, und unter Strömen Biers erklärt sich die Versammlung der Fl. als dauernder Verein. — Die vollkommene Gedankenlosigkeit der Masse kann man nicht lächerlicher darstellen als in dieser Novelle. Sie wurde, soviel ich weiß, erst nach Hombergers Tode gedruckt und ist nicht in die Öffentlichkeit gedrungen. Der Verfasser trug sich noch mit einer Fortsetzung, aus der er gern spaßhafte Züge zum besten gab: Die Fl. sollten schließlich gar einen Vertreter in den Reichstag schicken, in dessen Gestalt das den hohlen Bier- und Phrasenpatriotismus der Dummen ausnützende politische Strebertum dargestellt worden wäre. Aber Homberger gab den Plan auf, vielleicht weil, wie das Sprichwort sagt, der Spaß nur eine Weile schön ist; vielleicht auch sah er ein, daß bei einem jungen Volksganzen wie dem unsrigen, das in einer fortwährenden Umgestaltung begriffen ist, solche Typen keine bleibenden sind. Mit seinen italienischen Modellen hat er es glücklicher getroffen; denn nach ihnen hat er typische Gestalten von dauernder Geltung schaffen können. Zu seiner so unendlich wahren Schilderung italienischer Volkscharaktere, des grundnüchternen, nur durch den Schönheitsfimmel verklärten Weltverstands, der wohlwollenden Artigkeit bei seelischer Leere, hat er die Züge unmittelbar aus der Natur herausgeholt zu einer Zeit, wo man in Deutschland noch gewohnt war, sich den Italiener nur in opernhafter Beleuchtung mit dem Dolch im Gürtel und der flammenden Leidenschaft im Herzen vorzustellen. Freilich können solche Meisterstücke wie „Der Säugling“ in ihrer feinen Wahrheit eigentlich nur von der

kleinen Gemeinde der in Italien ansässigen Deutschen gewürdigt werden.

Als literarischer Kritiker war Homberger nicht so ausschließlich und von vornherein wie Hillebrand ein Lobredner des Vergangenen; er stand dem Neuen zunächst mehr abwartend als ablehnend gegenüber. Von seinem Florenz aus, wo er sich noch spät den eigenen Herd gegründet hatte, verfolgte er wie ein Türmer auf hoher Warte die literarischen Vorgänge in Deutschland. Aber auch seine Verkündigungen klangen im allgemeinen wenig verheißend. Einen dichterisch hochbegabten Jüngling, den mit Nietzsche befreundeten Schweizer Albert Brenner, pries er seines frühen Todes wegen glücklich, denn er wäre mit seinem Talent in eine der Poesie feindliche Zeit gefallen, und in einer solchen Zeit, meinte Homberger, könne der Dichter nichts Besseres tun, als früh sterben. Zwar tauchten da und dort Lichter auf, die einen neuen Tag zu versprechen schienen, aber Homberger traute nicht; im gepriesenen Neuling sah er schon den künftigen Routinier. Oft dachte ich ungeduldig: Mein Gott, will er denn auch gar nichts gelten lassen? Aber Jahre später, wenn die Prophezeiung eingetroffen war, lernte ich den Scharfblick des Erfahrenen schätzen.

Wo er dagegen verehrte, da tat er es unbedingt. Ich gestand ihm einmal, als er mich lesend fand, mich soeben bei Gottfried Kellers „Hadlaub“ gelangweilt zu haben; die allzu behagliche Langsamkeit der Bewegung und die überstilisierten Figuren hatten mich ungeduldig gemacht. Homberger entsetzte sich geradezu über dieses Bekenntnis; bei dem freundschaftlichen Streit, in den wir gerieten, gab er zwar zu, daß es ihm selbst zuweilen schon bei Gottfried Keller ähnlich ergangen sei, aber er fand es anstößig, dergleichen auszusprechen; denn wenn ein Dichter so Großes geleistet habe, so sei der Leser verpflichtet, über ein bißchen Längeweile wegzusehen und mit ihm durch dick und dünn zu gehen.

Mit unbedingtem Autoritätsglauben hing er auch an Adolf Hildebrand, der damals erst im Anfang seines Ruhmes stand. Die Verehrung für den in der Öffentlichkeit noch wenig gekannten Künstler war ihm schon von R. Hillebrand übertragen, der zu dessen frühesten Verkündigern gehört hatte. Die Gelehrten ließen dem Künstler auch in literarischen Dingen gern das letzte Wort, ihr eigenes größeres Wissen seiner unmittelbaren Naturkraft gegenüber fast als böses Gewissen empfindend. Besonders auf die zarte, leichter bestimmbare Natur Hombergers wirkte Hildebrands unbedenkliche Sicherheit zwingend; ja, er hielt es fast für unerlaubt, ihm zu widersprechen, als hätte die Natur selbst aus seinem Munde geredet. Er hat es denn auch verdient, daß Hildebrands Hand ihm das Grabmal schuf als ein Werk seiner reifsten Kunst, den schönen Marmorsarkophag mit dem durchbrochenen Blätterwerk, das den großen Formen alle Schwere nimmt.

Meine Freundschaft mit Heinrich Homberger hing mit meinen frühesten literarischen Anfängen zusammen, denn er hatte als Redakteur der „Tribüne“ mein Märchen „Der geborgte Heiligenschein“, das anderen Redakteuren feuergefährlich erschienen war, im Feuilleton gedruckt und der jungen Anfängerin von da einen freundlichen Anteil bewiesen. Nach seiner Niederlassung in Florenz blieb er mir jahrelang ein treuer, hilfreicher Berater, dessen Teilnahme und feinfühliges Verständnis ich später schmerzlich vermissen sollte.

Das Hombergersche Haus war nach Hildebrands Tode noch eine Zeitlang der literarische Mittelpunkt, wo italienische und deutsche Berühmtheiten sich zusammenfanden. Auch sein Hingang bedeutete für den geistigen Zusammenhang der Deutschen in Florenz einen unerfeglichen Verlust. Einen eigentlichen literarischen Salon hat es seitdem in der deutschen Kolonie nicht mehr gegeben; durch die Niederlassung hervor-

ragender Gelehrter und die Gründung des kunsthistorischen Instituts sind jetzt ohnehin geistige Belange anderer Art in den Vordergrund getreten.

*

Am Ende der kleinen, abgesonderten Ansiedlung, zu der Sillebrands und Hombergers Gräber gehören, biegt die Mauer um und schneidet quer in den Friedhof ein, um den hier beginnenden Terrassenaufbau zu stützen. Auf diesen gemauerten Rampen, wo der posthume Luxus sich spreizt, liegen nur zwei, deren Namen in der deutschen Kulturwelt einen Klang hatten: der alte Liphart und Ludmilla Uffing. Ein seltsames, wenig zusammenstimmendes Paar, aber beide zum eisernen Bestand der deutschen Kolonie gehörig, der alte baltische Aristokrat, der stadtbekanntes Sonderling, der eingefleischte Sammler, und die liberale Jüdin, die Freundin Lassalles, die an der politischen Bewegung zweier Länder teilgenommen hatte und aus Preußen ausgewiesen war. Die beiden werden sich wenig zu sagen haben.

Jeder Deutsche in Florenz kannte den alten Liphart, wenigstens dem Namen nach, denn geselligen Verkehr pflegte er wenig. Er hauste mit seinem Carlo, einem sehr gewaltthätigen, aber treu besorgten Faktotum, in einer Parterrewohnung der Via Romana, wo alle Zimmer voll waren von Gemälden, Büchern, Stichen, Altertümern. Alles war aufgestapelt wie in einem Magazin. Wollte er einem Besucher einen Stuhl oder einen Platz auf dem Kanapee anbieten, so mußte er zuvor ganze Stöße von Büchern und Bildern entfernen, und die Geschicklichkeit, womit er dies auf einen Griff bewerkstelligte, war bemerkenswert. In der Kolonie galt er für einen knorrigen Eigenbrötler, aber wenn man ihm persönlich gegenübertrat, fand man sich durch das zwar kurz angebundene, aber doch weltmännische Wesen des alten Herrn, der mit seinem scharfen Profil und der hageren Gestalt selbst wie ein altes Bild ausah, angenehm enttäuscht. Ich

war einmal zugegen, wie er seinen jüngsten Fund, einen kleinen Marmor torso, zu A. Hildebrand schickte mit der Bitte, sich über die Urheberschaft zu äußern; als Hildebrand das Werkchen für einen Michelangelo erklärte, wurde er gebeten, es zum Andenken zu behalten, wogegen für den Fall, daß der Künstler die Echtheit nicht erkannt hätte, der Diener angewiesen war, es schweigend wieder heimzubringen. Die kleine Geschichte ist bezeichnend für den alten Herrn, der ganz im antiquarischen Interesse aufging und auch die anderen nach dem Wert einschätzte, den sie seinen Schätzen beimessen.

Er wandte seine ganzen Einkünfte an die Erwerbung kostbarer Gemälde und Stiche und kaufte jedes neue Buch, das ihm der Buchhändler übersandte. Aber an seiner Person befeiligte er sich äußerster Sparsamkeit und hatte sich überhaupt in allem, was nicht seine Liebhabereien betraf, so knapp wie möglich eingerichtet. Da er ein wenig Hypochonder war, pflegte er jeden Arzt, der ihm in den Weg kam, zu Rate zu ziehen, schickte auch die verschriebenen Rezepte pünktlich in die Apotheke — diese Rücksicht glaubte er der ärztlichen Wissenschaft schuldig zu sein —, nahm aber niemals einen Tropfen Medizin. Nach seinem Tode fand man in einem Wandschrank ganze Batterien von Arzneiflaschen nebeneinander aufgestellt, von Jahren her alle wohl etikettiert und noch fest versiegelt und verkorkt, wie sie aus der Apotheke gekommen waren.

Für ein Original galt auch seine Gattin, die in einem ganz anderen Ideenkreis lebte. Sie war streng katholisch; wie er in antiquarischen, so ging sie in kirchlichen Dingen auf. Auch sie war ganz ausnehmend sparsam, noch sparsamer als ihr Ehemann; wenn sie einen neuen Hut brauchte, so gab es eine Ratssitzung unter den befreundeten Damen, wie dieser Gegenstand zu dem denkbar niedrigsten Preis zu beschaffen sei. Man glaubte, der Alte halte sie so knapp, um seinen kostspieligen Liebhabereien besser fröhnen zu können. Bei ihrem Tode

aber zeigte sich der wahre Grund dieser Rargheit in rührender Weise: ihrem Sarg schloß sich unerwartet ein langer Zug leidtragender Armer an, die von der Verstorbenen jahraus, jahrein aus ihrem Taschengeld unterstützt worden waren. Konfessionelle Verschiedenheit trennt die beiden langjährigen Lebensgefährten noch im Tode, daher der alte Herr allein unter seinem schlichten Steine im innersten Ring der amphitheatralischen Erhöhung schläft.

Wenige Schritte davon entfernt, hart an der breiten Mittelstreppe, ruht Ludmilla Uffing. Mißverständene Dankbarkeit hat ihr Grab mit ihrer realistisch gehaltenen Marmorbüste geschmückt, die durch die Tracht einer vergangenen Mode noch besonders peinlich wirkt, und eine pomphafte italienische Inschrift feiert ihre Verdienste um zwei Länder. Weniger wäre hier mehr gewesen, hätte die billige Würdigung der Verstorbenen leichter gemacht. Für ihre Altersgenossen war Ludmilla Uffing nur die Nichte Barnhagens, eine wandelnde Erinnerung an jene edle Berliner Geselligkeit, die noch vom fernen Horizont wie eine Oase in die Wüste unserer durch Materialismus verwilderten Kultur herüberwinkte, und als solche war sie ihnen ein Gegenstand der Pietät. Auf uns Jüngere aber, die ihr ohne diese Voraussetzungen entgegen traten, wirkte zumeist das Groteske ihrer Persönlichkeit. Zu einem unglücklichen Auseren und einem ebenso unglücklichen Puz, der durch seine Jugendlichkeit die Trägerin älter erscheinen ließ, als sie war, gefellten sich, wie eine Verzerrung der Rahelzeit, die überschwengliche Redeweise und die schwärmerischen Gesten, die immerzu ein gesteigertes Seelenleben ausdrückten, und die zu der eigentlichen, nüchtern-verständigen Natur der Sprecherin nicht paßten. Ihre großen literarischen Kenntnisse und ihre ausgebreiteten Beziehungen zu hervorragenden Persönlichkeiten der literarischen und politischen Welt gaben ihrem Gespräche immer einen Hintergrund, doch erschien sie auch hier nur als Erbin und Herausgeberin, ohne

eigene Fruchtbarkeit. Auch fehlte ihr augenscheinlich alles künstlerische Empfinden; ich erinnere mich, daß sie mir einmal erzählte, wie sie nach den „Leuten von Seldwyla“ Gottfried Keller abgemahnt habe, auf dem betretenen Wege fortzufahren, und sie schien es für einen Mißgriff des Dichters zu halten, daß er mehr seinem Genius als ihrem Räte gefolgt war.

Ich hatte so viel von dem Affingschen Salon gehört, bevor ich nach Florenz kam, und auch heute noch wird da und dort der anregende Verkehr in ihrem Hause gerühmt, der die alten Varnhagenschen Überlieferungen auf florentinischem Boden fortgesetzt haben sollte. Ich weiß nicht, wie es damit zur Zeit der Hauptstadt bestellt war. Als ich Ende der siebziger Jahre den Affingschen Salon kennen lernte, war er eine Art Menagerie, eine Ausstellung menschlicher Merkwürdigkeiten geworden. In den prunkvoll-öden Räumen des ihr gehörigen Hauses in der Via Luigi Alamanni drängte sich an den Mittwochabenden eine buntgemischte, vielsprachige Gesellschaft, die zuweilen ein geradezu fragenhaftes Ansehen hatte. Literarisch angehauchte Fürstinnen von Irgendwoher in verschollenen Staatsgewändern, die den Schaufenstern des Nationalmuseums entstiegen schienen, raufchten vorüber, befrachtete Berühmtheiten wurden zwischen ältlichen Damen wie Schaustücke hin und her gereicht und pflegten nach einigen Komplimenten sich rasch den Blicken wieder zu entziehen; den festen Bestand bildeten einige jüngere Italiener, die politischen Freunde der Hausfrau. Neben den vier Hauptsprachen vernahm man noch russische, griechische, ungarische Laute, und unter dieser seltsam zusammengewürfelten Gesellschaft bewegte sich die kleine, unscheinbare Gestalt der Hausfrau in ausgeschnittener gelber oder rosafarbener Seidenrobe, die zu dem dünnen, grauen Scheitel und der Brille einen wehmütig komischen Gegensatz bildete. Sie war aber die Verbindlichkeit selbst und besaß ein rühmenswertes Geschick, diese widersprechenden

Elemente durcheinanderzuquirlen, denn es lag ihr daran, daß man sich bei ihr unterhalten sollte. Doch es kam kein Zusammenhang in diese bunte Welt: man saß sich gegenüber wie im Eisenbahnabteil. Denn da diese Menschen zum größten Theil gar nichts miteinander gemein hatten und nicht einmal voneinander wußten, so kam man über die oberflächlichsten Gemeinplätze vom Pitti und den Uffizien nicht hinaus (wie man anderwärts vom Wetter spricht, so spricht man in Florenz von den Gemäldegalerien, wenn man sich mit Anstand langweilt). Sobald eine Gruppe sich fünf Minuten unterhalten hatte, kam Frau Uffing und führte sie auseinander, um andere Zusammensetzungen zu bilden, in denen man dieselben Gemeinplätze wiederholte, und nach zwei grenzenlos leeren Stunden trennte man sich in der Hoffnung, es das nächstemal besser zu treffen, die dann abermals enttäuscht wurde.

Auf den letzten dieser Abende, den ich miterlebte, fällt in meiner Erinnerung ein tragischer Schatten: beim Ausbruch verbreitete sich unter den abziehenden Gästen ganz leise die Nachricht, daß am Morgen desselben Tages Frau Uffings geschiedener Gatte, der Bersagliereleutnant Grimelli, in einem dürftigen Zimmer der Altstadt durch Selbstmord geendet habe. Es mochte ihr verschwiegen worden sein, von den Übelwollenden aber wurde das Aufrechterhalten der Einladung als Absicht aufgefaßt, und das schaurige Zusammentreffen konnte auch denen, die an solche Fühllosigkeit nicht glaubten, das Wiederkommen verleiden. Es war das letztemal, daß ich Ludmilla Uffing sah. Im nachfolgenden Frühjahr erlag sie einer Gehirnentzündung. Ihr Vermögen hinterließ sie der liberalen Sache Italiens. Mehr noch als durch ihre unselige Heirat, die wie eine Parodie auf die Heirat der Rahel erschien, gehörte sie den Italienern durch politische Sympathien an. Italienische Freunde standen an ihrem Sterdebett, und sie waren es auch, deren Eifer ihr das allzu laute Denkmal gesetzt hat. Doch welches auch ihre per-

fönlichen Eigenschaften waren, uns hat sie die Briefe der Rahel geschenkt und damit ein Recht auch an unsere Dankbarkeit erworben.

Ludmilla Affing war mit Florenz unauflöslich verwachsen; sie hätte nicht gewünscht, wo anders zu sterben. Nur ein Zufall war es dagegen, daß eine andere deutsche Frau, die in denselben glänzenden Überlieferungen wurzelte, Gisela Grimm, auf florentinischem Boden entschlafen ist. Der schlichte Stein, den der Witwer ihr setzen ließ, besagt es auch. „Fern von ihrem deutschen Vaterland, aber in Gottes Erde“ ruht die Tochter der deutschen Romantik. An äußerer Erscheinung, Lebensschicksalen und Anschauungsweise so verschieden wie möglich von der Nichte der Rahel, gleich ihr die Tochter der Bettina in dem Bestreben, eine niedergegangene Kultur in ihrer Person noch einmal zu verkörpern, eine einzigartige Gestalt nachzubilden zu wollen. Die schöne, vornehm aussehende Frau mit dem Zauber einer vererbten hohen Kultur und dem sonderbaren, aber durchaus würdevollen Anzug war eine bewußte Epigonin, aber es ließ ihr gut, denn sie hatte ein Stück von dem flammenden Bettina-Herzen mitgeerbt, das sich für alles Schöne begeisterte und bereit war, allen Bedrängten beizuspringen, ob es Menschen oder Monumente waren. In der Kinderstube war es ihr eingepfropft worden, daß man alles dem angeborenen Talent und nichts der Schulung verdanken dürfe, und dieser Grundsatz, an dem sie festhielt, gab ihrer Persönlichkeit die Prägung. Die temperamentvolle Frau mit der feinen literarischen Bildung, die allen Regelzwang verachtete, entzog sich zeitlebens auch den Regeln der Grammatik und der Orthographie. Leider auch denen der ärztlichen Wissenschaft; denn sie lebte in dem Glauben, daß der begabte Mensch in Krankheitsfällen selber wisse, was ihm fruchtet. So erlag sie im April 1889, zu kurzem Aufenthalt hergekommen, einem Ubel, an dem sie sich

108

eigenfönnig auf ihre Art behandelte, und der Boden von Florenz hält sie nun fest auf immer. Sie liegt in der Nachbarschaft Böcklins. Noch durch eine Reihe von Jahren sah man jeden Frühling Hermann Grimms hohes, aufrechtes Greifenbild mit wallendem Silberhaar an das Grab seiner Lebensgefährtin pilgern, bis die Zeit auch über diese Gestalt Meister wurde.

*

Zwischen all diesen glänzenden Namen aber wie viele Namenlose, deren Gräber nur dem Eingeweihten eine Geschichte erzählen! Wie viele zerschlagene Menschenchicksale, die ferne von der Heimat zufällig oder durch eigene Wahl hier den letzten Ausklang gefunden haben, wie mancher Roman, der hier zu Ende gedichtet ist! Das Leben geht achtlos daran vorüber. Mir aber verarge man nicht, daß ich an dem bescheidensten dieser Gräber bei Efeu und Lebensbaum noch einen Augenblick verweile. Die kleine Steinplatte, auf der nur die zwei Worte „Unsrer Josephine“ stehen, ist der ganze Lohn für ein Leben voll Aufopferung und stillen, schweigenden Heldentums. In den Armen der Getreuen, die hier ruht, in einer Dachstube zu Tübingen, ist der Dichter Hermann Kurz gestorben. Seiner Tochter sei es vergönnt, auf dem Stein der lieben Alten, die ihre Kindheit behüten half, ein bescheidenes Blättchen Immergrün niederzulegen:

Nicht nur Verdienst, auch Treue wahrt uns die Person.

Edgar Kurz

Ein Lebensbild

Mag wider mich sich Unheil türmen,
Ich weiche nicht, ich denke still:
Zwei Worte trohen allen Stürmen,
Es siegt mein Wahlspruch doch: ich will.

(Aus den Jugendgedichten von Edgar Kurz.)

Als ich vor wenigen Monden die Lebensgeschichte meines längst dahingegangenen Vaters zu schreiben anhub, da ahnte ich nicht, daß es mir bestimmt sein würde, die meines Bruders Edgar, der auf der Höhe des Lebens stand, noch voranzuschicken. Vielmehr hoffte ich, daß in der Stille der Sommerferien der rastlos Tätige einmal Zeit finden würde, sich mit mir in die gemeinsame Vergangenheit zu versenken und meinen unvollkommenen Erinnerungen mit seinem eigenen vortrefflichen Gedächtnis nachzuhelfen. Es hat nicht sein sollen. Mitten aus Kampf und Arbeit wurde er herausgerissen, ein Opfer nie ermattender Berufstreue. Darum eile ich sein Bild festzuhalten, ehe die Asche der Zeit es verschleiert, denn eine so seltene und vorbildliche Gestalt gehört der Allgemeinheit an.

Zwar nahm er in der Welt eine weithin sichtbare Stellung ein, und sein Wirken war der Öffentlichkeit in Deutschland wie in Italien wohlbekannt. Allein seinen ganzen inneren Reichtum machte erst der Tod offenbar: der Schweigsame hatte einen großen Teil seines geistigen Ichs lebenslang für sich behalten. Als Mann der Wissenschaft und als Mann der Tat war er von den Freunden geehrt, von den Feinden gescheut. Man wußte auch, daß er mit seiner Person die höchste Kultur vertrat, und man spürte wohl, wie er trotz der strengsten Wissenschaftlichkeit die Welt mit dichterischen

Augen ansah, ein Zeichen, wie nahe in einer genialen Natur die Wissenschaft der Kunst stehen kann. Aber seine poetischen Erzeugnisse hielt er fast ganz geheim. Selbst in der Familie kannte man ihn fast nur als witzigen Gelegenheitsdichter, als feinen Übersetzer und Sprachkünstler, von dem Lyriker in ihm wußte man so gut wie nichts. Erst sein Nachlaß hat den Schatz zutage gefördert: viele Hefte mit Gedichten, gewissermaßen ein poetisches Tagebuch, das er vom siebzehnten Jahre an führte. Sie bilden den Schlüssel zu seinem tief verborgenen, für die Umgebung oft so rätselvollen Wesen und zeigen ihn zum Teil als einen Nochniegekannten, so daß die Freude an dem Neugefundenen mitunter fast die Trauer um den Verlorenen zurücktreten läßt. Eine Auswahl der poetisch wertvollsten unter seinen Gedichten hoffe ich bald in einem Sammelbande der Öffentlichkeit übergeben zu können.*

Vor allem aber liegt mir ob, sein Leben zu erzählen, das mir neben dem des Vaters fast wie eine Vergütung des Geschicks erscheinen will. Was Hermann Kurz einst einem neugeborenen Neffen als Wunsch in die Wiege legte, daß vor ihm der alte Anstern des Hauses weichen und das Glück ihm gewähren möge, was es den Vorfahren umsonst verheißen hatte, das ist an seinem eigenen Sohne in Erfüllung gegangen. Zwar ein Glücklicher ist auch Edgar Kurz nicht gewesen — dazu fehlte ihm lebenslang die innere Ruhe —, aber ein vom Schicksal ebenso wie von der Natur Begünstigter. Sein war, woran es dem Leben des Vaters so ganz gebrach, das äußere Gelingen. Viele Mächte vereinigten sich, ihm das zu sichern: die glückliche Mischung des väterlichen Bluts mit dem der Mutter, die Gunst der Zeiten, die äußeren Verhältnisse, die schwierig genug waren, ihn zur Entfaltung seiner ganzen Energie zu spornen, aber doch nicht so schwierig, daß sie ihm wie dereinst dem Vater jeden Weg versperrten, vor

* Diese Gedichte sind unterdessen im Herbst 1904 bei Cotta in Stuttgart erschienen.

allem aber sein Wahlspruch von Jugend an, die zwei Worte: „Ich will“, die ich als Motto über sein Leben setzen darf.

Edgar Konrad Kurz, Sohn des Dichters Hermann Kurz und der gleichfalls dichterisch begabten Freiin Marie von Brunnow, kam am 16. Januar 1853 in Stuttgart zur Welt als Erstling einer aus tiefer Neigung geschlossenen Ehe. Im ersten Lebensjahr befiel ihn eine Hirnentzündung, die ihn dem Tode nahe brachte und von der ihm während seiner ganzen Kindheit ein äußerst reizbares Wesen zurückblieb, daher die zärtliche Mutter ihn überängstlich hütete. Als ein auffallend schönes, fürstlich feines Kind wurde er auch gern von ihr mit kostbaren Stoffen und anderen altvererbten Herrlichkeiten phantastisch aufgepußt und überhaupt immer ein wenig anders behandelt als der jüngere kräftigere Nachwuchs. Das schöne, vergeistigte Gesicht, der überstarke Glanz der Augen, die blendende Weiße der Haut, von der ein kleines blaues Aderchen zwischen den Augenbrauen, im Volksaberglauben „Kirchhofblümchen“ genannt, sich auffallend abhob, ließen die Sorge um ihn nicht zur Ruhe kommen.

Allein wie die Begabung, so trat auch der Wille frühzeitig an dem Knaben hervor. Sobald das Bewußtsein in ihm erwachte, lehnte er sich gegen das mütterliche Verweichlichungssystem auf, und es entspann sich ein viele Jahre dauernder, täglich erneuter Kampf um wollene Tücher, Schals und Mäntel, der jedesmal damit endete, daß das verhaßte Wollenzug zu Boden flog und der Knabe mit bloßem Hals ins Freie lief. So früh begann er seinen von Natur zarten Körper zu stählen und zu jener zähen Widerstandskraft zu erziehen, die ihn in späteren Jahren als gegen jeden schädlichen Einfluß gefeit, als körperlich unangreifbar erscheinen ließ.

Nicht lange blieb er allein. Schon nach elf Monaten war ich gekommen, den Platz mit ihm zu teilen als ein lachendes kleines Stück Gesundheit; wir saßen einander im Kinderwägelchen gegenüber und teilten uns zurweilen unter Schreien

und Strampeln, noch öfter aber in Eintracht und Freudigkeit die ersten Eindrücke vom Leben mit. Wir liebten uns zärtlich, erzählten uns unaufhörliche Geschichten und besaßen eine Welt ganz für uns, zu der die Großen keine Thüre hatten.

Als das Lernen begann, da war es nur ein lustiger Wettlauf zu zweien unter den Augen der Mutter, zuerst nach dem Abc, dann nach Schillerschen und Ahlandschen Balladen oder lateinischen Deklinationen. Wir lebten damals wie Zwillinge, denn wir hatten nicht nur die gleichen Neigungen und Antriebe, sondern fast auch die gleichen Gedanken, und dieses Hand-in-Hand-Gehen dauerte noch längere Zeit fort, als schon die jüngeren Geschwister sich kräftig mit ihren Eigentümlichkeiten nachdrängten.

Noch schöner wurde das Leben, als im Frühjahr die Familie nach Obereßlingen bei Eßlingen übersiedelte. Dort verbrachten wir die Tage im Freien und badeten des Abends im offenen Neckar. Die Mutter machte uns mit den Gesängen der Ilias bekannt, und diese füllten nun für längere Zeit unsere Vorstellungswelt aus. Mit hölzernen Lanzen und goldschimmernden Helmen und Schilden aus Pappe bewehrt, Sandalen an den Füßen und Panzerhemden aus Leinwand auf dem Leib, so rasten wir unter Schall und Widerhall in dem großen Garten und auf der Wiese umher, indem wir die Kämpfe um Troja aufführten. Wir bewegten uns ganz und gar in der homerischen Gedankenwelt und der homerischen Ausdrucksweise und glaubten fest an das, was wir vorstellten. Dieses Spiel, das von uns mit heiligem Ernst betrieben wurde, verwickelte uns in eine fortgesetzte, nicht ganz ungefährliche Feindschaft mit der ob so ungewöhnlichen Auftretens und Gebarens befremdeten Dorfjugend, und wir Geschwister — wir waren allmählich unser fünfe geworden, obwohl der Jüngste eigentlich noch nicht mitzählte — fochten Seite an Seite manchen wackeren Strauß für unser vermeintliches Griechentum aus, bis der Umzug nach Kirch-

heim unter Deck, wo eine Stadtwohnung gemietet werden mußte, der schönen Zeit ein Ende machte. Aber diese Art, die größte Dichtung aller Zeiten, nicht zu lesen, sondern selbst zu erleben, ganz so wie sie vor zweitausend Jahren die noch glücklicheren Griechenkinder erlebt haben mögen, blieb lebenslang für unsere ganze geistige Richtung entscheidend.

In Kirchheim wurde Edgar nach kurzem Privatunterricht in die Lateinschule geschickt, was ihn allmählich von der Schwester entfernte; doch wirkte sein Lernen noch insofern auf mich zurück, als die Mutter seine Schulhefte für sich durchnahm, um mir das eben Gelernte beizubringen.

In der Schule unter den Kameraden stach nun die starke Begabung und die Frühreife des Knaben erst recht hervor, er war fast immer der Erste in seiner Klasse und setzte Lehrer und Mitschüler durch seine Fassungsgabe in Erstaunen. Das Schöne war aber, daß er gar kein eigentlicher Lernkopf und auch durchaus nicht besonders fleißig war, sondern indem er rasch auffasste und leicht verknüpfte, entstanden durch eine glückliche Mischung von Phantasie und Verstand die Dinge in ihm von selbst. Sein feuriger und doch so stetiger Wille, seine innere Lebensfülle trieben ihn immer vorwärts. Neben der Freude an den klassischen Sprachen und der Poesie lag ihm der Sinn für die Naturwissenschaften im Blute. Er beobachtete mit leidenschaftlichem Eifer das Tierleben, und wo er tote Vögel, Käsen und dergleichen fand, nahm er sie mit nach Hause und sezirierte sie. Doch das heftige und gefährliche Temperament ließ ihn des Lebens nicht froh werden und hielt auch seine Umgebung beständig in Atem. Mit dem zweiten Bruder Alfred schlug er immer erneute, grimmige Schlachten und veröhnte sich nur mit ihm, wenn es galt, gemeinsam gegen einen äußeren Feind vorzugehen. Die lange Fehde der beiden feindlichen Brüder ließ die geängstete Mutter oft für die Zukunft das Schlimmste fürchten, aber kaum, daß beide herangewachsen waren, so schloß gemeinsame

Berufswahl und herzliche Neigung gerade diese beiden aufs engste zusammen, und sie wurden sich gegenseitig für das ganze Leben die allertreuesten Freunde.

In Tübingen, wohin der Vater mittlerweile an die Universitätsbibliothek berufen war, beendigte Edgar schon im Frühjahr 1870 die Gymnasialstudien, was nur dadurch möglich war, daß er in Kirchheim zweimal eine Klasse übersprungen hatte, und trat nun in die Hochschule ein als siebzehnjähriger Student von zarter, mädchenhafter Schönheit. Er war damals klein von Wuchs und blieb es zu seinem großen Leidwesen noch mehrere Jahre, da er erst nach dem zwanzigsten mit einem plötzlichen Schuß zu der erwünschten Höhe aufwachsen sollte. Seinen philologischen Neigungen folgend, in denen er auf dem Gymnasium von seinem trefflichen, durch die Sophoklesübersetzungen in weiten Kreisen bekannten Lehrer, Professor Th. Kayser, bestärkt worden war, ließ er sich zunächst in der philosophischen Fakultät immatrikulieren, aber schon im zweiten Semester wurde ihm der philologische Kleinramt zuwider, der alte Hang zu den Naturwissenschaften brach durch, und mit raschem Entschluß wandte er sich dem Studium der Medizin zu.

Ein glücklicher Genius hatte diese Wahl geleitet, denn hier war der rechte Boden für seine tatkräftige Natur, für die Eigentümlichkeit seines Geistes, der sich so glücklich aus durchdringendem, messerscharfem Verstand und reicher, lebendiger Intuitionskraft mischte, wie auch für seinen starken Unabhängigkeitstrieb. Zunächst freilich war ihm das Studium nicht das Wichtigste, er wollte vor allem leben, er leben, und dazu gab die studentische Freiheit allen Spielraum. Von dem Verbindungstreiben hielt er sich zwar fern, denn er haßte sein Leben lang alles Schablonenhafte, in den gleichen Rock Zwängende, aber er schuf sich einen nahen Kreis von Freunden, wie er es schon am Gymnasium getan hatte, denen er seine Ansichten und Liebhabereien mitteilte und die er sich völlig

unterwarf, denn das zwingendste Bedürfnis seiner Natur war zu herrschen, in allem der Erste zu sein. Unter Tollen der Tollste, zu jedem Streiche aufgelegt (wenn es nur kein plumper war), Gefahren herausfordernd, den Jünglingsfreundschaften mit Leidenschaft zugetan und der zuverlässigste Kamerad, aber doch immer von seiner Umgebung unbefriedigt, immer suchend, sich selbst verzehrend, so steht er mir aus jenen Jahren im Gedächtnis. Sein Wesen war wie ein immer gespannter Bogen. Schon in jener Zeit begann er die aufreibende Lebenseinteilung, an der er bis zu seinem Ende festhielt: tagsüber angestrengte gewissenhafte Tätigkeit, des Abends, ja die halbe Nacht hindurch, Geselligkeit und Lebensgenuß, den in späteren Jahren die mitternächtliche Studierlampe ablöste. Kam er spät bei Nacht aus der Studentenkneipe, wo er getollt, gezecht, gesungen und Verse improvisiert hatte, nach Hause und wurde von der Mutter mit ängstlichen Vorstellungen empfangen, so machte er spornstreichs lehrte und streifte bis zum Morgen im Freien umher oder er nahm wohl gar sein Waldhorn vom Nagel, um sich mit einem frischen Liede den Unmut von der Seele zu blasen, denn leidenschaftlich in sein Ich versponnen, dachte er in solchen Fällen gar nicht an den Schrecken der Schläfer, die er aus ihren Träumen riß. Ganz anders gestaltete sich die Begegnung, wenn er bei so später Heimkehr statt auf die Mutter auf den Vater traf. Dieser nahm ihn ganz still mit sich hinauf in seine Mansarde, teilte mit ihm sein letztes Restchen Wein aus der Flasche und ließ sich seine Studentenstreiche erzählen, dabei mit Heiterkeit der eigenen Jugend gedenkend.

Noch immer übten wir beide gegenseitig eine starke Wirkung aufeinander, sowohl durch die Gegensätze als durch die Ähnlichkeit. Aber der Altersunterschied war zu gering, denn das Mädchen entwickelt sich ja naturgemäß wenigstens bis zu einem gewissen Zeitpunkt immer noch rascher als selbst der begabteste Knabe. Der Umstand, daß er herrschen mußte

und ich nicht zu beherrschen war, weil ich beim besten Willen so wenig wie er von meiner Persönlichkeit aufgeben konnte, beeinflusste die beiderseitige Entwicklung: wir wurden beide innerlich einsam. Dazu kam noch von beiden Seiten der Jugendehrzeiz, keine Empfindung zu äußern. Diese Scheu vor dem Wort als etwas Zubringlichem, Unedlem, blieb ihm lebenslang eigen, es war ein Zug, der vom Vater stammte, während sonst sein geistiges Gesicht vielfach das Gepräge von der Mutter hatte. Der Hang zum Aparten, ja Bizarren, den Adolf Hildebrand in seinem schönen Nekrolog* sehr richtig hervorhebt, war damals schon stark ausgesprochen, bei Abneigungen ging er mitunter bis zur Idiosynkrasie und duldete keinen Widerspruch. So begann während seiner Gymnasialzeit bei größter gegenseitiger Liebe zwischen uns ein leises Auseinanderrücken, das beiden innerlich schwer zu schaffen machte, das aber vielleicht notwendig war, wenn beide sich frei auswachsen sollten. Wir suchten beide, suchten aneinander vorüber den verstehenden Gefährten. Nur daß er als der viel Illusionsfähigere auf Schritt und Tritt die blaue Blume der Freundschaft oder der Liebe gefunden zu haben glaubte und so von Enttäuschung zu Enttäuschung schmerzlich gerissen wurde, während ich von vornherein in meinem Phantasieland wie hinter einer Waberlohe eingeschlossen blieb. Doch in all den leisen, unausgesprochenen Dingen, die sich von selber mitteilen, wie den heimlichen Untergründen der Sprache, den leisen Nebenschwingungen eines Worts, der magischen Tonwirkung eines Verses, der Lust an Sage und Volkslied fanden wir uns immer augenblicklich wieder, ja, wenn er mitunter in mir den Hang der Phantasie zum Geheimnisvollen etwas schroff bekämpfte, so war es nur, weil er ihn im eigenen Blute fühlte und ihn der strengen Wissenschaft zuliebe unterdrücken mußte. Das zeigt sich an den vielen von ihm gedichteten

* Beilage der „Allgemeinen Zeitung“ vom 4. Mai 1914.

Gespensferballaden, worin sich eine burleske Komik oft mit echtem Grausen mischt.

In seine heimlichen poetischen Versuche ließ er mich so wenig blicken wie ich ihn in die meinigen. Wohl aber überraschte er seine Angehörigen dann und wann durch höchst gelungene Gelegenheitsgedichte mit witzigen Treffern und Anspielungen oder es drang wohl auch aus seinem Freundeskreis mitunter ein solches kommersbuchartiges Erzeugnis von ihm in die Familie. Immer fiel dabei sein Form- und Reimtalent, der feste und meisterhafte Tanzschritt und -sprung seiner Sprache auf, aber er schien diese Gabe nur für den schlagenden Kneipenwitz oder sonst für den Anlaß des Augenblicks zu benützen. So trat er jedesmal bei des Vaters Geburtstag mit einem heiteren Glückwunschgedicht hervor, das er dem jüngsten Bruder Garibald in den Mund legte und worin dessen Ruf- und Rosenamen Balde zu den lustigsten Reimverknüpfungen verwendet war; das Namenreimen blieb immer seine besondere Stärke. Seine ernsteren Eingebungen aber verheimlichte er auch vor den Eltern aufs strengste. Es war eine Überraschung, als einmal bei gelegentlichem Ausräumen der Zimmer ein ganz mit Versen vollgeschriebenes Heft in die Hände der Mutter fiel. — Merkwürdig war es dabei, daß er gerade die größte Sicherheit und Freiheit in solchen künstlichen Formen zeigte, die er eigentlich nicht leiden konnte. Er haßte z. B. das Ghafel, die Makame (und wenn er haßte, so war sein Haß gründlich!), aber er wetteiferte mit Rückert in der hinreißenden Handhabung dieser Formen. Mit glücklichem Takt gebrauchte er sie jedoch fast bloß zur Satire, zur Travestie, und so schien alles immer nur auf einen guten Witz hinauszulaufen. Er konnte sich gegen seine Mutter, die die orientalischen Formen wegen ihrer technischen Schwierigkeiten bewunderte, heftig ereifern, wie er überhaupt in Geschmacksfragen eine Abweichung sehr ungern duldete; die armen Ghafelen wurden dann sein Stich-

blatt, das er gar nicht mehr losließ, und um ihre rechte Nichtswürdigkeit zu erweisen, fabrizierte er sie sogleich zu Duzenden — aber ganz vortrefflich! Gelten ließ er eigentlich nur die ganz schlichten und naiven volksliederartigen Weisen, in denen es ihm selber damals noch nicht gelang, selbständig zu sein, vielleicht, weil sie eine größere Vertiefung und Erweiterung des Persönlichen zum Allgemeinen erfordern, als es sein starkes Augenblicks- und Ichgefühl ihn zu jener Zeit erschwingen ließ; wogegen er dann später gerade im Volksliederton sein Gelungenstes geben sollte.

Wir junges Geschlecht hatten in Tübingen keine leichte Stellung. Es ging in unserem Hause so ganz anders zu als anderwärts. Denn die Mutter, die mit den Anschauungen eines alten Adelsgeschlechtes gebrochen hatte, war nicht geneigt, sich dafür den bürgerlichen Vorurteilen zu beugen, und die Frage, wie ihr Erziehungsplan den lieben Nachbarn gefalle, war ihre geringste Sorge. Die Universitätsstadt aber war damals außerhalb der akademischen Kreise (und auch innerhalb derselben, soweit es das weibliche Geschlecht betraf) noch etwas rückständiger als die übrigen Landesteile. Unser ganzes Sein und Treiben konnte also nur die tiefste Mißbilligung erwecken. Diese Mißbilligung warf sich aber nicht auf den Vater, der allen eine schweigende Ehrfurcht einflößte, auch nicht auf die Mutter, die man einfach nahm, wie sie war, sondern ausschließlich auf die Kinder, die in einer so ungewöhnlich scheinenden Weise erzogen wurden. Den Brüdern schuf das im ganzen wenig Not. Wurden sie bedrängt, so schlugen sie drein, bis sie sich Frieden erzwarren. Daher kühlte das Philisterium sein Mütchen noch lieber an der Schwester, der ihr Geschlecht verwehrte, sich solche Erleichterung zu schaffen. In solchen Fällen trat die verborgene Zusammengehörigkeit, besonders der zwei ältesten Geschwister, hell zutage: der Bruder fühlte deutlich, daß er in der Schwester seine eigene Welt zu verteidigen hatte.

Als ich nun gar die Reitschule der Universität zu besuchen begann und dieses frevlerische Unterfangen den Groll gegen mich aufs höchste steigerte, da fand ich in dem ritterlichen Bruder meinen besten Kämpen. Er war schon immer gerne geritten, obwohl eine zweimal gebrochene und schlecht verheilte Kniescheibe ihm bei allen körperlichen Übungen Schwierigkeiten machte, jetzt nahm er gleichfalls sorgfältigen Reitunterricht, und wir ritten nun zusammen aus, ohne nach dem Grimm der Nachbarn zu fragen.

Unvergeßlich bleibt mir ein solcher Ritt, bei dem wir die ganze Nacht im Sattel verbrachten. Wir ritten in früher Abendstunde zu dreien — denn ein anderer lustiger Gefell hatte sich angeschlossen — von Hause weg, durchstreiften unter allerlei heiteren Zwischenfällen die nahen Ausläufer des Schwarzwalds bis zum Bade Immnau, wo uns Tanzmusik empfing; dort führten wir die Pferde in den Stall, ohne abzusatteln, tanzten selbst wie wir gingen und standen, die Herren mit Sporen, ich im langen Reitkleid, ein paar Quadrillen mit, stiegen dann wieder zu Pferd, und heimwärts ging es durch die stillen, mondbeschienenen Täler und Bergwälder, längs der murmelnden Schwarzwaldbäche hin, an schlafenden Dörfern vorüber, wo der Hufschlag unserer Pferde die Hunde aufweckte, bis wir kurz vor Sonnenaufgang die Stadt erreichten, trunken von Naturpoesie, Jugendkraft und einer köstlichen, alle Nerven ausspannenden, taumelerregenden Ermüdung. Und auch das unerfreuliche Nachspiel, das der schönen Nacht folgte, löste sich durch Edgars Eingreifen in Heiterkeit auf. Das schwächere Damenpferd hatte nämlich, so anhaltender Leistung ungewohnt, einen Satteldruck davongetragen, der Pferdeverleiher war wütend und drohte mit einem Prozeß. Da übernahm der junge Mediziner selbst die Behandlung des Tieres, und schon wenige Tage später konnte er mir nach München, wohin ich unterdessen gereist war, in einem, ich weiß nicht aus welcher Laune, lateinisch

120

geschriebenen witzigen Brief die gelungene Kur des Pferdes und den glimpflichen Ausgleich mit dem Bereiter mitteilen. Erst kürzlich geriet mir dieser Brief unter alten Papieren wieder in die Hände und hat mir das halbvergeffene Ergebnis aufs neue lebendig gemacht; es fiel übrigens schon in die Zeit nach unseres Vaters Tode.

Die Fachstudien, die häufigen Freundschafts- und Liebesbände, das ganze ziellose Jugendschwärmen vermochten aber dieses heiße Herz nicht zu befriedigen. Er brauchte noch ein größeres Ideal, für das er sich einsetzen konnte, und so begann er in sehr früher Jugend auf Anregung eines französischen Freundes, der bald danach im Kommuneaufstand eine Rolle spielen sollte, sich mit der sozialen Frage zu beschäftigen. In den auf den siebziger Krieg folgenden Jahren führten ihn sein Idealismus, seine ritterliche Teilnahme für die unterdrückten Klassen, vor allem der Abscheu gegen das allmählich sich breitmachende Geldprozentum in die Reihen der sozialistischen Partei. Doch blieb er bei allem Demokratisismus ganz wie der Vater immer von Herzen Aristokrat und war im Grunde mit seiner inneren Selbständigkeit und seinem verletzlichen Feingefühl so wenig wie dieser für das Parteileben geschaffen. Er zog sich auch mit der Zeit wieder auf sich selbst zurück in der Erkenntnis, daß seine Aufgabe anderswo lag, aber nicht ohne daß ihm bürokratischerseits die damals noch stark verpönte sozialistische Richtung heimlich ins Wachs gedrückt worden wäre, was er zwar in stolzer Unbekümmertheit mißachtete, was ihm aber doch eine Reihe von Scherereien zuzog, die auch in sein späteres Leben noch dann und wann herübergriffen.

Seine innere Unruhe und Unausgeglichenheit machten ihn für die nächste Umgebung oft außerordentlich schwierig. Denn die Stärke des Lebensgefühls steigerte sich bei ihm zum Schmerz, zur Qual, oft wurde die Spannung so groß, daß er aus Überfülle des Lebens die Ruhe der Toten

beneiden mußte. In einem Jugendgedicht schildert er einen nächtlichen Besuch auf dem Friedhof. Er sieht dort „die kleine Lust, das große Weh zu End“, aber kein Friede weht ihn an:

„Kein Todeschauer dämpft den Lebensmut,
Noch heißer über Gräbern kocht mein Blut.
Wer kühl die mich verzehrt die wilde Blut?
Wie glücklich sind die Toten!

Schon die Vielseitigkeit seiner Anlagen brachte ein beständiges Ringen und Wühlen in seinem Inneren hervor, Welten, die sich bekämpften. In einem anderen Jugendgedicht schildert er, wie er in solchen Augenblicken zur Schenke muß, die Kämpfenden mit Wein begießen, damit sie untereinander Frieden halten. Noch lieber aber sucht er sich einen äußeren Feind, und indem er gegen diesen alle seine Kräfte einsetzt, wird er ein in sich selber Einiger, genießt er für einen Augenblick die Wohlthat der Harmonie:

Denn der Kampf das ist mein Leben,
Und im Kampfe find' ich Ruh.

In immer neuen Wendungen kehrt in den Gedichten aus jener Zeit der Wunsch wieder, dieses kochende Blut im Kampf, im Pulverdampf für eine heilige Sache zu versprizen, vorher aber noch alle Reize, alle Wonnen des Daseins auszukosten. Und er hat sie gekostet wie wenige. Wie eine Flamme zuckte er durch das Leben, rasilos und unstet, die Gegenstände seiner Leidenschaft mit raschem Feuerchein beleuchtend, nicht erhellend, denn dies glühend erfaßte Leben in seinen Armen verwandelt es sich fort und fort in Phantasmagorie, in Traumbild, in ein heilig-ernst genommenes Spiel. Die Frauen, die er rasch geliebt und rasch besungen hat, er konnte sie wohl selber im Lauf der Jahre nicht mehr zählen, aber immer sind es dieselben Züge, ein Phantasiebild, dem er rasilos nachjagte, die eine ideale Geliebte, die er in hundert Verkleidungen

122

zu finden glaubte. Denn im Gefühlsleben, im Genuß wollte er ganz Dichter, nichts als Dichter sein. Derselbe Geist aber verwandelte sich merkwürdig, sobald er einen Augenblick stillehielt, um eine Sache zu ruhiger Untersuchung vorzunehmen: welche Schärfe des Blickes dann, welche genaue Beobachtung, welche innerlich eingegebene, durch keine Zweifel beirrte Sicherheit des Urteils. Das Problem gewährt ihm die innigste Lust, denn er weiß, es muß seinem Verstande weichen.

Auch die Freude an der Mechanik, der er zeitlebens nachging, gehört zu seinem geistigen Bilde. Schon als Knabe war er an keiner Maschine vorbeizubringen, bevor er ihre Zusammensetzung sich klargemacht hatte. Und so blieb er. Mehr als über die gelungenste Kur konnte er sich auch in reifen Mannesjahren freuen, wenn er irgendeinen schwierigen Apparat instandgesetzt hatte, mit dem die florentinischen Mechaniker nicht zuwege kamen; und zu solchen Gefälligkeiten gab er sich für jedermann her. Die elektrische Leitung in seinem Hause legte er selbst, und wenn er von einer neuen Erfindung hörte, verbiß und verböhrte er sich darein und ließ nicht ab, bis er die Sache ergründet hatte. Daher er sich über solche Dinge ärgerte, die immer noch ein Fragezeichen zurücklassen, wie die metaphysischen Gebiete, die er nie betrat; alles, wo er nicht hoffen konnte, ganz auf den Grund zu kommen, ließ er mißmutig abseits liegen. Dafür hielt sich die unterdrückte Phantasie gern in seinen Träumen schadlos und ließ ihn da oft genug die seltsamsten Dinge aus den von ihm so heftig bekämpften überfinnlichen Reichen erleben. Einen solchen Traum, der in seine letzten Lebensjahre fällt, kann ich mir nicht versagen, hier einzuschalten, da er sein ganzes Wesen mit allen Schattierungen so deutlich darstellt.

Ihm träumte, er befand sich am hellen Nachmittag in Florenz auf seinem Sprechzimmer, als ein sehr unerwarteter Besuch ins Zimmer trat: ein auf Urlaub befindlicher preußi-

scher Offizier, der vor kurzem an den Folgen einer Quellverwundung gestorben, dann von ihm obduziert und zu Grabe geleitet worden war. Der Verstorbene, der seine Kopfnaht unter einem schwarzseidenen Mützchen verbarg, trat mit der weltmännischen Art, die ihm im Leben eigen war, auf seinen Arzt zu und bat, einen ihm gehörigen Gegenstand an sich nehmen zu dürfen. Es war dies sein Herz, das in Spiritus auf einem Schränkchen stand. Der Arzt, noch viel mehr beleidigt als entsetzt über diesen Bruch der Naturordnung, suchte dem Gespenste aufs energischste klarzumachen, daß es gar keine Möglichkeit und somit auch kein Recht habe, hier zu sein, weil ja, abgesehen von dem zuvor schon eingetretenen Tode, die bloße Abwesenheit dieses Muskels ihm alle und jede Verrichtung, somit auch das Wiederkommen und das Einfordern desselben verbiete. Der Geist aber lächelte überlegen und sagte mit spöttischem Nachdruck: „Ja, lieber Doktor — Eigenschwingung der Gewebe!“ — Von diesem niegehörten Wort, das ganz neue Gesichtskreise zu eröffnen schien, blieb der Arzt einen Augenblick erschüttert und gelähmt. Der Tote wollte schnell die Gelegenheit erfassen, sein Eigentum an sich zu bringen, da warf jener sich dazwischen, sie wurden handgemein, in der Erbitterung riß Edgar seinen Degen von der Wand, das Gespenst, jetzt mit einem Male auch bewaffnet, parierte, und ein furchtbarer Kampf entspann sich, wobei der Tote eine klaffende Schädelwunde erhielt, aus der aber kein Blut floß und die ihn auch nicht im geringsten zu belästigen schien. Er sagte nur kalt: Das wäre mir im Leben auch nicht vorgekommen, — und drang noch heftiger auf seinen Arzt ein, der gerade am Erliegen war, als der Eintritt einer jungen Dame, die in jener Zeit täglich zur Sprechstunde kam, dem entsetzlichen Ringen ein Ende machte. Voll Bewunderung rief sie: Ach, Herr Leutnant, es heißt ja in der Stadt, Sie seien gestorben. — Dieser hatte sich gleich mit der Hand an der Mütze zusammengerissen, wobei er zugleich

die Beschädigungen seines Schädeldachs verdeckte. — Das war nur ein Berede, gnädiges Fräulein, beunruhigen Sie sich nicht, sagte er höflich und verschwand mit einer tiefen Verbeugung, der Schläfer aber erwachte an den Strahlen der Morgensonne.

*

Frühzeitig sollte sich auch für Edgar der Jugendhimmel trüben. Erst begann das lange Leiden des jüngsten Bruders, bei dem sich aus wiederholten Anfällen von schwerem Gelenkrheumatismus allmählich ein Herzfehler entwickelt hatte. Der junge Mediziner teilte sich mit dem Hausarzt in die ärztliche Überwachung des Kranken. Die Gefahr, die täglich über dem lieben jungen Haupte hing, der Anblick der geängsteten Mutter, die sich in sorgender Pflege aufzehrte, ließ auch ihn, den mit vollen Segeln Fahrenden, schon in jungen Jahren den Ernst des Lebens spüren. Dann, am 10. Oktober 1873, entriß uns ein jäher Tod den Vater. Was damals in des Sohnes Seele vorging, hat sein Tagebuch jetzt verraten: Ich blieb die halbe Nacht bei dem Toten, schreibt er am 11. Oktober, ich redete immerfort mit ihm, es war wie ein wirrer Traum. Ich weiß nicht mehr, was ich ihm versprochen habe, aber was ich halten werde, das weiß ich.

Dieses Gelübde, wie es auch gellungen haben mag, er hat es in Ehren gelöst. Gleich zu Anfang des neuen Jahres trat er die Prüfungen an, die vom Januar bis zum Juli dauerten und mit dem schönsten Erfolg bestanden wurden, ging dann noch ein paar Monate zur weiteren Ausbildung nach Prag und Wien, erhielt im September desselben Jahres sein Doktordiplom und übernahm nach seiner Rückkehr die Assistenzarztstelle an der geburtshilflichen Klinik Professor Säringers, wo der einundzwanzigjährige Dozent größtenteils Schüler hatte, die viel älter waren als er selbst; auch sein jüngerer Bruder Alfred saß dort unter seinen Zuhörern. So rasch diese Laufbahn war, in der er trotz des Semesters Philo-

logie alle Mitstrebenden überholt hatte, sie fiel eigentlich in der Familie niemand auf: man hatte es gar nicht anders erwartet.

Immer ruhelos und hastig, dabei nie sein Ziel verfehlend, so schien der Jüngling ganz nach außen zu leben. In seinem geheimen Innern aber war er ein völlig anderer. Da lebten, ganz in die Tiefe zurückgedrängt, das starke Liebesbedürfnis, die Zärtlichkeit, die nie auf seine Lippen trat. Aus dem ersten Jahr nach des Vaters Tode stammt das schöne, auf dessen Geburtstag verfaßte Gedicht.

Andreastag

1874

An diesem Tage pflegt ich sonst vor Jahren
Ein kleines Lied dem Bruder zu diktieren,
Das er gutmütig ohne alle Ahnung
Des Spottes, der darin ihn neckend zauste,
Mit kindischer Hand für unsern Vater schrieb.
Wie freute ihn der Reime lustig Klingeln,
Und ach, wie herzlich lacht' er ob dem Tanz,
Zu dem ich zwang des kleinen Bruders Namen.
Jetzt schweigt der heitern Reime klingend Spiel,
Jetzt schweigt das liebe Lachen, das so oft
Mit freudiger Rührung meine Brust erfüllte,
Und alles ist so anders, traurig anders.
Nur schmerzliche Erinnerung bleibt zurück
An jene Zeit, die niemals wiedertehrt.
Vergangenheit verdeckt sie und ein Grab.
Tot ist der Vater und der Bruder krank.
Ich selbst, ich wandle schweigend wie im Traum,
Ich weiß nicht, ob ich krank bin oder tot.

Aus besonderer Vergünstigung konnte er seine Stellung an der Sägingerschen Klinik dem Brauch entgegen zwei Jahre hindurch bekleiden. Wäre es nach seinen Wünschen

gegangen, so hätte er sich nun als Dozent habilitiert, aber die Geldverhältnisse gestatteten es nicht. Und da die Gründung einer Praxis etwa in Stuttgart oder sonst einer größeren Stadt des Schwabenlandes, wo der Zudrang stark war, gleichfalls Mittel erforderte, die er nicht besaß, so war er vor die Wahl gestellt, entweder als Bauern doktor aufs Land zu gehen oder in der Fremde sein Glück zu versuchen. Gerade war in einem kleinen württembergischen Städtchen, ich glaube Plieningen, die Stelle des Arztes freigeworden. Edgar begab sich also dorthin und stellte sich dem Schultheißen vor, um den Boden zu erforschen. Dieser betrachtete den schwächlichen Jüngling, der sich ganz nach eigener Laune trug, und meinte dann kopfschüttelnd zu seinen Bauern: Die Haar' sind zu lang und das Röckle zu kurz. Als dieser Ausspruch dem Bewerber zu Ohren kam, da war der Würfel gefallen. Er wollte sich kein zweites Mal von einem schwäbischen Schulzen begutachten lassen, und durchgreifend, wie er in allem war, schüttelte er ohne weiteres den Staub der Heimat von den Füßen. Statt Plieningen hieß es nun Florenz! Gesegnet seist du, biederer Schulz von Plieningen, blindes Werkzeug einer gütigen Vorsehung!

Um jene Zeit wohnte ich bereits mit meinem Bruder Erwin, der an der Akademie studierte, in München. Dort besuchte uns Edgar im Frühjahr 1877 auf der Durchreise nach Italien und ließ sich mit unserem Freundeskreise bekannt machen. Zum Bleiben war er aber nicht zu bereeden, er sah schon mit Klarheit den Stern, der ihm auf außerdeutschem Boden winkte. Zwar wäre er am liebsten nach Konstantinopel oder einem noch ferneren Stück Orient gegangen, aber seine Zukunft war an den schwerleidenden jüngsten Bruder gebunden, für den ein geeigneter Aufenthalt gesucht werden mußte, weil er keinen Winter in Deutschland mehr ertragen hätte. So fiel die Wahl auf die milde und zugleich für europäische Bedürfnisse eingerichtete Arnstadt.

Ein glücklicher Stern hatte ihn hierher geführt. Gleich an das erste Auftreten des Vierundzwanzigjährigen knüpfte sich der Erfolg in einer fast wunderbaren Weise. In der russischen Kolonie war ein wenige Monate altes Kind, das die Nahrung nicht behalten konnte und bereits von den ersten medizinischen Größen für verloren erklärt war. Der junge deutsche Arzt wurde zugezogen. Er ließ sich durch den Umstand, daß fast alle kleinen Kinder Milch erbrechen, nicht von einer genauen Untersuchung der ausgeworfenen Flüssigkeit abhalten, und da er die erbrochene Milch mehrere Stunden, nachdem sie getrunken war, völlig frisch und süß fand, schloß er mit Sicherheit, daß diese Milch den Magen überhaupt nicht erreicht haben konnte, sondern unterwegs aufgehalten sein mußte. Daher stellte er durch Ausmessung der Speiseröhre das Vorhandensein einer sackartigen Erweiterung derselben fest, die den größten Teil der Nahrung zurückbehielt, bevor er in den Magen gelangen konnte. Es verfiel ihm nichts, daß bei der Beratung zwei namhafte Professoren von der chirurgischen Klinik sich über den jungen deutschen Kollegen, der das Gras wachsen hören wollte, lustig machten und die Diagnose dieser äußerst seltenen, kaum je am Lebenden nachgewiesenen Erscheinung ablehnten, sondern bestimmte auch die Lage des Anhängsels beim Eingang des Magens und fertigte eine genaue Zeichnung davon an. Seine Klarheit und Festigkeit gewannen ihm das unbedingte Vertrauen der Familie, und der Fall wurde ihm allein übergeben. Wie nun für jede geniale Leistung die Mitwirkung des Charakters nötig ist, so trat auch bei ihm die unendliche Gewissenhaftigkeit dem Scharfblick zur Seite. Lange Zeit hindurch entleerte er regelmäßig mit der Sonde aufs sorgfältigste die aufgefangene Nahrung aus dem Sack, bis dieser sich allmählich von selbst verkleinerte. Das russische Kind, das damals von den Ärzten aufgegeben war, ist heute eine glückliche, blühende Frau, der ihre Mißbildung nicht mehr viel zu

schaffen macht. Jene Erweiterung der Speiseröhre wurde aber noch im Jahre 1895 in Heidelberg durch die Röntgenstrahlen bestätigt und Professor Czerny fertigte eine Zeichnung davon an, die völlig mit den von Edgar Kurz im Jahre 1877 gemachten Angaben übereinstimmt.

Es war dies das erste Beispiel jener raschen Unterscheidung und unbeirrbaren logischen Folgerichtigkeit, womit er bei der Diagnose verfuhr, sowie der durchgreifenden Energie, die er sich auf dem fremden Boden bewahrte, ohne je mit dem damals landesüblichen Schlendrian in medizinischen Dingen zu paktieren. Der erste Fall wurde auch gleich für seine ganze Stellung entscheidend. Denn es versteht sich, daß die sehr begeisterungsfähige russische Damenwelt den genialen jungen Arzt mit glühender Bewunderung umgab, die sich auch der deutschen Kolonie mittheilte. Seine natürliche Zurückhaltung und daß er über die Fälle seiner Praxis so wenig Worte machte wie über seine eigene Person, das erhöhte noch den wohlthuenden Eindruck, der von ihm ausging.

Schnell verbreitete sich sein Ruf. Der damalige deutsche Konsul Schmis, eine angesehene Persönlichkeit, wollte den jungen Arzt für die ersten Sommerwochen auf seiner berühmten Rosenvilla bei Careggi haben, von wo er ihn täglich in seinem Wagen nach der Stadt führte. Das gab ihm gleich auch äußerlich eine gewichtige Stellung. Freilich, die Fremden in den Gasthöfen machten große Augen, wenn im Krankheitsfalle ein schlankgebauter Jüngling mit feinem, noch ganz bartlosem Gesicht und zarten Wangen, auf denen das Blut mädchenhaft kam und ging, ins Zimmer trat, denn so jung er war, er sah noch jünger aus, und besonders wo es sich um weibliche Patienten handelte, mußte ihn zuweilen die Wirtin begleiten, um zu bezeugen, daß er es selber war, denn die Kranken meinten, man habe ihnen einen Studenten in den ersten Semestern geschickt. Aber sobald man ihn am Werke

sah, verstummte jeder Zweifel, seine unwiderstehliche, geräuschlose Sicherheit teilte sich den Kranken mit, die sich bei ihm geborgen fühlten.

Sobald er festen Fuß gefaßt hatte, kehrte er nach Tübingen zurück, um Mutter und Bruder abzuholen. Ich schloß mich an, vom Zauber des Südens gelockt, auch unsere alte Josephine begleitete uns, die Getreue, in deren Armen der Vater verschieden war, eine edle Gestalt von heroischer Treue. Schon siebenzigjährig folgte sie dem Jüngling, den sie als Kind gepflegt, dessen Mutter sie schon auf den Armen getragen hatte, nach dem fernen Lande, wo sie die Sprache nicht verstand, mit der Gewißheit, ihre Heimat und die eigenen Familienangehörigen nicht wieder zu sehen.

In der ersten Septemberwoche kamen wir nach Florenz. Die Hitze war — wenigstens für unsere damalige Empfindung — bedrückend, die Stadt, in die wir des Abends bei Laternenchein einfuhren, schien uns wie ein Dampfkessel zu qualmen, aber über den neuen, so ganz südlichen Eindrücken des höchst eigenartigen nächtlichen Stadtbildes vergaßen wir alle schnell das Ungemach. Edgar spürte es nicht einmal, er war schon völlig eingewöhnt, denn er hatte sich durch frühzeitige Abhärtung gegen klimatische Einflüsse ganz unempfindlich gemacht. Auch in den heißesten Mittagsstunden, wo die Häuser hinter geschlossenen Fensterläden träumen und, wie der Florentiner sagt, nur *cani e Inglesi* über die *Lungarni* gehen, war er unermüdet unterwegs, teils um die Stadt zu besichtigen, teils um nach seinen Kranken zu sehen.

Die ersten Jahre seines florentinischen Aufenthalts waren die freudigsten, siegreichsten seines Lebens. Die Fremdenklientel fiel ihm unbedingt zu. In seiner dreifachen Stellung als innerer Arzt, Chirurg und Gynäkolog war er jedem noch so verwickelten Fall gewachsen. Sein größtes Verdienst in jener Zeit war die von ihm erfundene und eingeführte Behandlung des Puerperalfiebers durch Desinfektion, womit er

Tausenden von Wöchnerinnen im Lauf der Jahre das Leben rettete. Solche Dinge, die später selbstverständlich wurden, waren damals angefochtene und mit Kämpfen durchgesetzte Neuerungen. Vergöttert wurde er von denen, die ihn am Bette der Schwerkranken oder als Chirurgen, als Gynäkologen kannten; dagegen die eingebildeten Kranken oder solche, die, mit leichten Übeln behaftet, sie gerne schwer genommen sehen, selten mit ihm zufrieden waren. Seine eigene eiserne Energie im Gesundseinwollen machte ihn gegen solche kleine Leiden gleichgültig, fast unduldsam; die Unpässlichkeiten, die ihn selbst besielen, wurden ja immer stehend und gehend abgemacht. Das Gewerbliche seiner Tätigkeit war seiner feinen Natur überhaupt zuwider. Seine Krankenbesuche beschränkte er auf das notwendigste, um die kostbare Zeit nicht zu verschwenden, aber wo der Fall es erforderte, gab er sich ganz hin, opferte Zeit und Kraft ohne alle Nebenrücksicht, auch für die Ärmsten. Je schwieriger und gefährlicher der Fall, desto mehr schärfte sich sein Blick, spannte seine Energie sich an und durchdrang sich die ganze Seele mit genialer Liebesfülle. Er verlangte alsdann völlig freie Hand, die Verantwortung wollte er mit niemand teilen. Nie sprach er eine ungünstige Prognose aus, und er verübete es anderen, wenn sie einen schlechten Ausgang prophezeiten; es war ihm, als müßte die Siegesgewißheit den Tod selbst bezwingen, und immer kämpfte er fort bis zum alleräußersten. War die Rettung unmöglich, so blieb er wenigstens zugegen und kürzte furchtlos die letzte Pein ab, daher es manchem hoffnungslos Leidenden zum letzten Wunsche wurde, unter diesen stillen Händen leicht und schmerzlos zu verschwinden.

Die unzähligen Nächte, die er an Krankenbetten durchwachte — denn bei schweren Fällen hielt er Tag und Nacht aus —, haben sein Haar vor der Zeit weiß gemacht. Es gab alsdann weder Hunger noch Durst noch Schlafbedürfnis,

der Körper hatte keine Rechte mehr über ihn, in den kurzen, raschen Bewegungen seiner feinen, höchst eigentümlichen Hände, in dem gespannten, aber immer leuchtenden Blick war sein ganzes Ich zusammengezogen. Was er in solchen Nächten durchlebte, erfuhr man niemals von ihm selbst, nur an einem freudigen Zucken seines Mundes erkannte man, daß ein Menschenleben gerettet war, und an der Zerrüttung seiner Züge, daß er einem Toten die Augen zugeedrückt hatte. Denn niemals stumpfte er gegen den Anblick menschlichen Leides ab, wie es sonst den Ärzten geschieht; ja in späteren Jahren nahm sogar die Empfindsamkeit seiner Seele noch zu, wie sehr er sich auch hütete, sie zu zeigen. Als Bocklin starb, den er so lange gefristet hatte, traf ihn dieses Leid gerade auf seinen Geburtstag. Als ich am Morgen zu ihm kam, um eine kleine Gabe zu bringen, fand ich ihn mit einem ganz zerfallenen Gesicht, als ob er in Bocklins Sterbenacht um zehn Jahre älter geworden wäre, aber des Vorgefallenen durfte mit keinem Worte gedacht werden; man sprach jenes Tages nur von Literatur. Überhaupt erzählte er nie von den Vorgängen seiner Praxis, am wenigsten von denen, die ihn gerade beschäftigten. Nichts verargte er den Freunden mehr, als wenn sie im geselligen Verkehr etwas Medizinisches aufs Tapet brachten; er wollte in solchen Stunden den Beruf vergessen, sich in künstlerischen Dingen reinbaden.

Mittheilsam war er überhaupt niemals. Wenn er von Reisen kam, auch in jungen Jahren, ging er sofort wieder an seine Geschäfte, und es war nicht möglich, ihm ein Wort über das Gesehene zu entlocken. Was man von ihm wissen wollte, mußte man wie mit Zangen herausholen. Aber unter der Zurückhaltung vibrierte es beständig. Wenn zufällig ein Wort fiel, das ihn anregte, dann sprudelte die innere Lebendigkeit aus ihm hervor, als ob ein Brunnen angebohrt wäre, und aus den Augen schlugen plötzliche Flammen. Diese

Augen, die auf viele hypnotisierend wirkten, waren überhaupt das Merkwürdigste an seiner Erscheinung; sie waren tiefblau, wurden aber in der Erregung schwarz; die Pupille, die sehr groß war, hatte die Eigenheit, sich ohne Lichteinwirkung, durch bloße seelische Vorgänge zu erweitern oder zusammenzuziehen; ein Phänomen, das übrigens in der Familie nicht auf ihn allein beschränkt war.

Vom Herbst 1877 bis 1883 wohnte er mit der Familie zusammen am Viale Margherita, man wurde seiner aber eigentlich nur zur Sprechstunde und bei den Mahlzeiten ansichtig, so ganz nahmen ihn der Beruf, die Geselligkeit, die medizinischen Vereinigungen, die Fehden, die seine wissenschaftliche Stellung und sein unbeugsames Auftreten ihm zuzogen, alle die tausend Verwicklungen seines sturmbelegten Lebens in Anspruch. Mehr als je wurde er von den Frauen gesucht und ausgezeichnet; sein aristokratisches Wesen, seine Jugend und Ritterlichkeit mit jenem Zug ins heroisch Abenteuerliche, der aus der soldatischen Vergangenheit der mütterlichen Vorfahren stammen mochte, verbunden mit seiner Zartheit am Krankenbett, erwarben ihm glühende Neigungen, wie sie in solcher Zahl nur selten einem Sterblichen zuteil werden, besäten aber auch seinen Lebensweg mit Unruhen aller Art. Doch obwohl er sich keinen Rausch versagte, bewahrte er den Frauen gegenüber den reinsten Idealismus und alle Selbsttäuschungen des Jünglings. In seiner Nähe konnte keine Frivolität aufkommen; jede Roheit in Beziehung auf das andere Geschlecht verletzte ihn aufs tiefste; trotz seinem Beruf und allen seinen Erfahrungen blieb ihm lebenslang eine zarte Scheu eigen, eine ewige Jungfräulichkeit der Seele: das Wort mag seltsam klingen bei einem Arzte, aber die den Menschen gekannt haben, werden es richtig finden. Auch ernste, dauernde Männerfreundschaften wurden angeknüpft, fast immer in Ausübung des Berufs. Neben der für ihn wichtigsten eines ungefähr gleichaltrigen italienischen Kollegen

erwarb er sich die auf feste Achtung gegründete Zuneigung der bedeutendsten Persönlichkeiten der Kolonie, wie Arnold Böcklin, Karl Hillebrand, Theodor Heyse, Adolf Hildebrand. In dem damals neugegründeten Hildebrandischen Hause verlebte auch ich zusammen mit dem Bruder schöne Tage; im übrigen behielt er, seiner verschlossenen Weise folgend, seinen geselligen Verkehr größtenteils für sich allein.

Doch wo es not tat, fehlte er den Seinen nie. So oft den jüngsten Bruder eine neue Verschlimmerung seines unerbittlichen Leidens niederwarf, opferte er ihm mit größter Hingebung seine Nächte und saß neben der Mutter, die zu jener Zeit gar keinen Schlaf mehr kannte, als aufmerksamer Pfleger am Krankenbett. Er war ihm am Ende wie ein eigener Sohn geworden, dieser ihm an Charakterstärke so ähnliche Bruder, der nie von seinen schweren Leiden sprach und mit einer halb kindlichen, halb heroischen Heiterkeit dem sicheren Tode entgegenging. Und als in der Nacht des 7. Februar 1882 endlich die letzte Stunde für den jungen Dulder herannahte, ließ die brüderliche Liebe ihm das Leben leicht und sanft wie einen Traum zerrinnen.

Das nachfolgende Jahr erlöste auch die alte Josephine, der das Schicksal ein Leben voll Aufopferung und Entfagung mit einem langen Siechtum gelohnt hatte. Sie starb am 26. November 1883, nachdem sie gerade noch den Einzug in das neue Haus in der Via delle Porte Nuove erlebt hatte, das Edgar kaufte, um nun als reifer Mann auf eigenem Grund und Boden zu stehen; denn ihn konnte nur der sichtbare Besitz wirklich erfreuen.

Noch immer gingen die Wogen seines Lebens hoch und stürmisch, doch schlich sich jetzt eine leise Friedenssehnsucht, der Wunsch nach einem stillen Hafen ein. Das nachstehende Gedicht hatte er schon im Frühling 1882 auf einer Eisenbahnfahrt vor Wien (er dichtete fast immer unterwegs) in sein Notizbuch eingeschrieben:

Nel mezzo del cammin di nostra vita

Du möchtest auf des Lebensweges Mitte
Dir gerne gönnen eine kurze Rast,
Rückwärts bemessen die getanen Schritte
Und vorwärts, die du noch zu machen hast.

Du hast manch schönes wahres Glück genossen,
Mit Rosen war dir oft der Weg bestreut.
In der Erinn'ung Nebelbild zerflossen
Ist jezo alles, was dich einst erfreut.

Du hast gelitten unter herben Wunden
Und machtest auch bei diesen gerne Halt,
Mag sein, daß dir in nächstlich stillen Stunden
Ein ängstlich Braun die Brust zusammentraut;

Doch kommt der Tag. Du darfst, du kannst nicht rasten.
Dein liebstes Leid, wie liegt dir's ach schon weit.
Dich drängt zu ruhlos blindem Vorwärtsrasten
Die unerbittlich rücksichtslose Zeit.

Sie treibt dich eilig durch das wirre Leben,
Sie gibt dir neue Freude, neuen Schmerz,
Und macht im selben Schlage dir erbeben
Von neuem stets das rätselvolle Herz.

Das kleine Ding! Es pocht in dunkler Truhe
So lange, bis es unter Schmerzen bricht.
Dann kommt, was du ersehntest, Fried' und Ruhe,
Doch fühlst du, Armer, diese Ruhe nicht.

Diese Stimmung als Niederschlag des fortgesetzten Spiels
von Täuschungen und Enttäuschungen, in dem sein Leben auf

und nieder ging, trat in den folgenden Jahren noch deutlicher auf, wurde aber nur seiner tief verschwiegenen Muse anvertraut:

Stille

Einst in der Jugend goldnen Tagen,
Als hoch mein Herz im Busen schlug,
Da durst' ich alles hoffen, wagen,
Nichts hemmte meiner Seele Flug.

Und stets bereit, mich hinzugeben
Der Liebe wie des Hasses Blut,
Weiht' ich der Liebsten froh mein Leben,
Bot ich dem Feinde keck mein Blut.

Ich blieb allein mit meinem Trachten,
Sah, daß kein Herz es ernst gemeint.
So lernt' ich nach und nach verachten
Und dann vergessen Freund und Feind.

Nun herrscht die Ruh' im öden Raume,
Kein Feind ist mehr des Kampfes wert.
Und manchmal nur in dunklem Traume
Greif ich noch tastend nach dem Schwert.

So geh ich von dem Gott verlassen,
Der ehemals mir die Brust geschwellt,
Zu kühl zum Lieben wie zum Hassen,
Gar still und einsam durch die Welt.

Dieses Gedicht, das letzte seiner leidenschaftlichen Selbstbekenntnisse, ist im Jahre 1885 geschrieben. Doch nicht lange sollte er einsam gehen. Schon das folgende Jahr fand ihn im Besitze des eigenen Herdes, den er sich gewünscht hatte, und

es ist für seine Empfindungsweise bezeichnend, daß es nun doch eine Landsmännin aus der engeren Heimat war, die er in sein Haus führte. Ein Kind, ein einziges! kam, das fertige Gebäude seines Lebens zu krönen. Ein kleines Mädchen, elfenhaft zart, mit großen Augen, in denen er die eigene Jugendwelt wiederzufinden meinte. Und nun machte er alle Bedenken der Zweifler zunichte, die sich gefragt hatten, ob ein Mensch wie er überhaupt zum Familienleben geschaffen sei: er nahm die geliebten Wesen einfach in seine Person auf, sein starkes Ichgefühl auf sie ausdehnend. Er wurde der rücksichtsvollste, fürsorgendste Gatte, der zärtlichste Vater. Das schäumende Leben floß allmählich in ebenerem Bette. Er begann an die Zukunft zu denken und schränkte seine persönlichen Bedürfnisse, denen er bis dahin freien Raum verstattet hatte, ängstlich ein. Auch seinen nach eigener Laune gebauten Wagen, ein Unikum in Florenz, schaffte er wieder ab — ohnehin hatte ihm ein junger, wilder Hengst, den er eigensinnig vorspannen ließ, eines Tages das Gefährt zertrümmert, als Frau und Kind darin saßen — und es entsprach ganz seinem unabhängigen Charakter, daß er, der angesehenste Fremdenarzt, nicht den geringsten Anstand nahm, nun wieder allenthalben zu Fuße gesehen zu werden, bis später das Fahrrad, an dem er leidenschaftliches Gefallen fand, ihm das Pferd ersetzte. Dies mochte die Außenstehenden wundernehmen; wer Einblick in die Verhältnisse hatte, der wußte, daß der Vielbeschäftigte bei weitem nicht so viel einnahm, wie man glaubte, weil er einen großen Teil seiner Besuche jahraus, jahrein unentgeltlich machte.

Noch blieb eine Seite seiner Natur, eine große, wichtige, unausgefüllt. Seine Privatpraxis, die überdies dem italienischen Gesetz zufolge auf die Ausländer beschränkt war, lieferte ihm nicht genügenden Beobachtungstoff für seine wissenschaftlichen Forschungen. Nur die Arbeit an einer Klinik, wie er sie in früher Jugend ausgeübt hatte, konnte seinen

ungeheuren Tätigkeitstrieb und sein wissenschaftliches Bedürfnis befriedigen. So entstand in ihm der Plan seiner chirurgischen Poliambulanz, die er im Jahre 1889 begründete, nachdem eine zuvor eingerichtete Privatklinik sich aus wirtschaftlichen Gründen nicht halten konnte. Auch die Poliambulanz hatte schwere Kämpfe zu bestehen, aber es gelang ihr, sich fest zu behaupten, und sie nahm in dem historischen Palast der Buondelmonti ihren dauernden Sitz.

Die Leitung dieser Anstalt teilte mit ihm sein italienischer Freund und Kollege Dr. Carlo Banzetti, Primararzt am Spital Santa Maria Nuova, der, meinem Bruder schon seit dem Jahre 1881 in engster Freundschaft verbunden, gewissermaßen die Fortsetzung seiner Person, seinen Übergang ins italienische Element bildete, zu dem der Fremde sonst bei aller Artigkeit und scheinbarem Entgegenkommen der Landesfinder so schwer den Zugang zu finden pflegt. Der Kampf gegen die Rückständigkeit der damaligen florentinischen Kollegen hatte sie zusammengeführt, denn auch Banzetti war ein Jünger der deutschen Wissenschaft und lag mit der ärztlichen Schule von Florenz, die von einem veralteten Ruhme zehrte und weit hinter der Zeit zurückgeblieben war, in rücksichtsloser hartnäckiger Fehde. Schon seit den frühesten Tagen ihrer Freundschaft hatten sie gemeinsam ihre kühnen, damals noch so seltenen Operationen ausgeführt, die meines Bruders Namen in der wissenschaftlichen Welt bekannt gemacht haben, wie die Eröffnung von Lungenkavernen, Magen- und Leberoperationen und ähnlichen, damals in Florenz noch unerhörten Eingriffen. Denn furchtlos übernahm Edgar jederzeit die ungeheure Verantwortung, in der Privatpraxis das auszuführen, was sonst nur in den großen Kliniken geschieht. Seine außerordentliche Sorgfalt und peinliche Gewissenhaftigkeit gaben ihm vor sich selbst das Recht, alles zu wagen, und der Erfolg war ihm so günstig, daß Todesfälle nach Operationen niemals als Überraschung, sondern nur in

138

schmerzlichen Ausnahmefällen als wohl ins Auge gefaßte, aber dennoch gewagte Folge eintraten. Die Poliambulanz, die einem dringenden Bedürfnis der niederen Klassen entsprach, erlaubte ihm, diese segensreiche Tätigkeit auf Tausende und Tausende von Fällen auszu dehnen, und wenn ihm die Behörde auch keinen Vorschub leistete, so machte sie ihm doch andererseits auch bei der Behandlung der Landeskinder keine Schwierigkeit. Die Anstalt errang sich schnell eine öffentliche Stellung, so daß aus Florenz und Umgebung die Kranken sich wie in den städtischen Spitälern mit Armutzeugnissen zur unentgeltlichen Behandlung einfanden.

Auf diesem Boden ergänzten sich nun die beiden Freunde aufs wünschenswerteste: in dem einen die strengste Sachlichkeit und das rücksichtslose, nur den idealen Zweck im Auge haltende Durchgreifen, im anderen die genaue Kenntnis der Umwelt und der erfinderische Geist, der den Schwierigkeiten beizukommen weiß. Vanzetti mit seinem ebenso kühnen wie beweglichen Naturell, den glänzenden persönlichen Gaben und der nie versagenden Geistesgegenwart war der rechte Mann, dem vielfach angefeindeten Ausländer seine Fehden auskämpfen zu helfen, aber auch, wo es nottat, Brücken zu bauen. Gleichfalls eine Kämpfernatur, aber mit lateinisch leichtem Blut und unerschöpflich sprudelndem Temperament, durch seinen vieljährigen Krieg gegen die Mißstände der großen städtischen Spitäler mit dem ganzen Bureautrismus verfeindet, aber vom niederen Volke vergöttert, so war er eine Macht, die es dem Freund ermöglichte, auf dem spiegelglatten konventionellen Boden Italiens seine selbständige und unbeugsame Persönlichkeit durchzusetzen. In den dreiundzwanzig Jahren ihres Zusammenwirkens wurden die Unzertrennlichen kaum jemals in der Öffentlichkeit anders als zu zweien gesehen. Aus den gemeinschaftlichen Idealen, der gemeinschaftlichen Verachtung niedriger gewerblicher Rücksichten, aus den schweren, Seite an Seite geführten Kämpfen erwuchs eine

jener ganz großen und seltenen Männerfreundschaften, die jedem Wetter standhalten. Vielleicht wäre ohne diese ebenso beglückende wie gefährliche Bundesgenossenschaft für jeden von beiden die Ausübung seines Berufes leichter und lohnender gewesen, aber gewiß hätte dann auch beider Leben seines besten Inhalts entbehrt.

Die Poliambulanz wurde jetzt das Schoßkind der beiden vielbeschäftigten Ärzte. Sie opferten ihr nicht nur ihre Zeit und Kraft, sondern bestritten auch die Kosten größtenteils aus eigener Kasse, ohne von der italienischen Regierung die geringste Unterstützung zu genießen, obwohl sie der Kommune wie der Provinz Florenz durch die unentgeltliche Behandlung der Armen jährlich ungeheure Summen ersparten. Und wie viele Kranke kamen noch aus den großen Hospitälern ungeheilt nach der Poliambulanz, wo neben der Chirurgie und allgemeinen Medizin auch die Behandlung der Hals- und Augenkrankheiten sowie der gynäkologischen Fälle als Sonderfächer getrieben wurde. Rechnet man noch Vanzetti's Lieblingsfach, die Heilung von Krankheiten und Schwächen der Willenssphäre durch gymnastische Erziehung in Turnsälen, Fecht- und Reitschulen hinzu — ein Gedanke, der sich seitdem verbreitet hat, der aber damals etwas völlig Neues und Eigentümliches war —, so übersieht man das ungeheure Arbeitsfeld, dem die beiden Ärzte allein und in der Stille genügten. Erst im verflossenen Winter begann das Ministerium des Innern der unermüdblich tätigen Anstalt seine Beachtung zuzuwenden, aber gerade zur Zeit, wo von dem Präfecten von Florenz der ehrenvollste Bericht über die Wirksamkeit der Poliambulanz in Rom eintraf, der ihrem Stifter die wohlverdiente Auszeichnung erwerben sollte, lag dieser schon auf dem Sterbebett und konnte die späte Ehrenbezeugung nicht mehr in Empfang nehmen.

Dagegen wurden ihm durch den Beifall und die Anerkennung der deutschen wissenschaftlichen Welt höhere Ehren

zuteil, als ein Ministerium sie zu spenden vermag. Mit den ersten Männern der medizinischen Wissenschaft unterhielt er dauernden Verkehr, so mit Billroth, der selbst Mitglied der Poliambulanz wurde und dort an den Operationen teilnahm. Schon bei seinem ersten Besuch, als er die beiden Ärzte Operationen ausführen sah, die sonst nur in Kliniken vorgenommen werden, sagte der berühmte Chirurg beifällig: Das ist die wahre Chirurgie, die Chirurgie, die man auch auf den Schlachtfeldern ausüben kann. — Edgar hielt stets darauf, die Hilfsmittel bei aller Sorgfalt für den Patienten aufs notwendigste zu beschränken, denn er sah die Zukunft der Chirurgie darin, daß ihre Ausübung jedem praktischen Arzt immer und überall möglich sein müsse. Ihm selbst war es gleich, wo er operierte, in Privathäusern, im Freien oder in den Spelunken der Armen; er nahm sogar des Winters in ungeheizter Stube, während es draußen schneite, Eröffnungen der Bauchhöhle vor. Und seine schöpferische Natur verließ ihn nie. Wie oft wurde er am Operationstisch vor eine plötzliche Entscheidung gestellt, die einen Fortschritt der chirurgischen Kunst, eine wissenschaftliche Bereicherung zur Folge hatte. Die beiden Freunde leisteten aus eigener Meisterschaft mit ihren beschränkten, oft genug aus dem Stegreif erdachten Hilfsmitteln, was heute eine ausgebildete Methode und verfeinerte Technik auch dem Durchschnittskönnen ermöglicht.

Die Poliambulanz, die ganz ohne bureaukratischen Verwaltungsapparat arbeitete, verfolgte also vor allem den Zweck, die Chirurgie der Privatpraxis dienstbar zu machen, und stellte so vielleicht das erste Muster für künftige Einrichtungen dar. Oft genug gingen die Operierten, wenn es sich um Arme, Hals, Brust usw. handelte, zu Fuß nach Hause, sogar bis in entlegene Ortschaften, und fanden sich erst viele Tage später mit einem Dauerverband wieder ein. Solche Kranke hätten sonst vielleicht viele Monate in den Spitälern gelegen, fern von der Familie und von der Wohlthat des Sonnen-

scheins, zu schwerer Belastung des Gemeindebudgets und zum Verderb des eigenen Haushalts. Erst in den letzten Jahren konnte Edgar der Poliambulanz noch eine kleine, von den „Englischen Schwestern“ geführte Privatklinik begeben; vorher hatte man auch nach schweren Operationen die Kranken zum Staunen der Leute einfach im Wagen oder auf einer Trage nach Hause geführt, wo dann freilich die Nachbehandlung die Ärzte unendliche Zeitopfer kostete. Unzähligen hat er so Leben und Gebrauch der Glieder erhalten, kinderlosen Frauen das Glück der Mutterschaft gegeben (die „Kinder der Poliambulanz“, d. h. solche, die infolge glücklicher gynäkologischer Kuren das Licht erblickten), waren ein Gegenstand besonderen Stolzes. Daher ihn der Gruß der Armen auf Schritt und Tritt begleitete.

Nirgendes war es so heiter wie in der Poliambulanz. Dort führte er den Besucher, wenn er Zeit hatte, strahlenden Gesichts vor seinen großen Instrumentenschrank, worin das blanke Handwerkszeug lag, von dem er so manches Stück selber erfunden und in den chirurgischen Gebrauch eingeführt hatte. Man sah ihm dort an, daß er sich in seinem Element fühlte. Bezeugten doch schon seine kleinen, feinen, fast fleischlosen Hände, die selber chirurgischen Bestecken glichen, daß er für diesen Beruf geboren war. Diese Hände mit ihrem vergeistigten Aussehen und den eigentümlichen raschen, fast zangenhaften Bewegungen wird niemand vergessen, der sie am Werke gesehen hat. Für ihre feine, schonende Berührung waren die Patienten immer ganz besonders dankbar. Die linke war die geschicktere, mit ihr führte er das Operationsmesser, mit der rechten schrieb er.

Ein besonderes Glück war es, daß bei der Gründung der Poliambulanz noch eine Dame aus der russischen Gesellschaft, die Baronesse von Weiß, Nichts des zu seiner Zeit vielgenannten alten Barons Liphart, den beiden Ärzten mit gleichem Opfermut zur Seite trat. Auch sie stellte Zeit und

Kraft und Mittel der Anstalt zur Verfügung, nahm als Assistentin an sämtlichen Operationen und Behandlungen teil und besorgte zugleich die Buchführung sowie alles Geschäftliche. Auch ein dort herangebildeter jüngerer italienischer Arzt, Dr. Guastalla, half den wenigen Schultern die große Last tragen, und so bildete die Poliambulanz eine kleine Familie, die heute gemeinsam um ihren Stifter trauert.

Auch sonnige Erinnerungen knüpfen sich an die Poliambulanz, die oft genug ihre Operationen mit einer lustigen Landpartie verband. Denn da durch das kollegiale Verhältnis zu den Landärzten ihre Hilfe oft von weither in Anspruch genommen wurde, mußte das Personal immer bereit sein, mit dem Instrumentenkasten auf der Stelle abzufahren, und manches Mal schloß sich noch irgendeine deutsche medizinische Berühmtheit, die sich gerade in Florenz aufhielt, der fliegenden Schar an. Dann ging es mit der Eisenbahn oder im Wagen hinaus in die lachende toskanische Berg- und Hügellandschaft wie zu einem Studentenausflug. Der Anblick der heiteren Gesichter erhellte auch die Gemüter der Kranken und ihrer Angehörigen, und unausweichlich schloß sich an die Operation ein festlicher pranzo im Grünen an, wobei der Toskanerwein nicht gespart wurde und die deutschen Studentenlieder aus italienischen Kehlen ertönten. Überhaupt lag über der Poliambulanz immer ein festlicher Hauch, der vor allem von der strömenden Glücksnatur des italienischen Kollegen und der ihm eigenen Gabe, die anderen unwiderstehlich mit emporzureißen, ausging; Edgar pflegte zu erzählen, daß die Patienten in der Narkose unter Vanzetti's Händen mit Lachen einschliefen und mit Singen wieder erwachten. Der studentischen Ader der beiden Direktoren entsprach es auch, daß sie ihr ernstes Lokal unbedenklich für den Austrag von Ehrenhändeln zur Verfügung stellten; war ja Vanzetti selbst ein Meister der Fechtkunst und gewohnt an Waffengänge. Siebzehn Duelle wurden im Lauf der Jahre in der Poliambulanz ausgefochten,

darunter verschiedene von Deputierten (auch eins von Gabriele d'Annunzio). Mischte sich die Obrigkeit ein, so war es Banzettis Sache, den Sturm zu beschwören. Dafür flossen dann Spenden in die Armentasse der Poliambulanz, aus der unbemittelte Operierte während der Reconvalenzung unterstützt wurden. So wußten sie auch die menschliche Torheit dem guten Zwecke dienstbar zu machen.

Etwas sehr Liebenswürdigen war das Freundschaftsverhältnis zwischen dem ganz auf dem Boden der Naturwissenschaft stehenden Arzt und den frommen Franziskanermönchen von Quaracchi. Die gelehrten Patres, die ihr Leben mit der Kommentierung der Werke des heiligen Bonaventura verbringen, liebten ebenso seinen persönlichen Verkehr, wie sie seiner ärztlichen Kunst vertrauten. Er pokulierte gerne mit ihnen in den stillen Klosterräumen; sie nannten ihn scherzweise Vater Edgar, wogegen es Freund Banzetti, das Weltkind, nur bis zum Frä Carlo brachte. In früheren Jahren kamen sie auch zuweilen ins Haus, führten eine gelehrte Unterhaltung und schenkten dem Kinde Spielzeug, das sie in den Ärmeln ihrer Kutten mitbrachten. Die beiden Doktoren hatten auch einen Erzbischof, der im Kloster wohnte, behandelt, wofür die Patres in der von ihnen verfaßten Lebensgeschichte dieses Kirchenfürsten dankbar Zeugnis ablegten. Bei einer Rheinreise, die Edgar mit dem italienischen Kollegen machte, auf dem Weg zur Naturforscherversammlung von Heidelberg, wurden sie in Folge dieser Freundschaft von den Franziskanern auf dem Apollinarisberg zwei Tage lang aufs gastlichste beherbergt, mit den köstlichsten Rheinweinen bewirtet und in jeder Weise gefeiert.

Edgar war von je die richtige Pioniersnatur gewesen. Wie er in der Jugend nach Italien vorausgegangen war und allmählich die ganze Familie nachgezogen hatte — denn der zweite Bruder ließ sich in Venedig nieder, der dritte verbrachte die entscheidendsten Jahre seines Lebens gleichfalls in

Florenz —, so gründete er nun auf der Höhe seines Lebens die schöne Sommerkolonie von Forte dei Marmi am Tyrhenischen Meer.

Auf beinahe ödem Strand, am Fuß der wunderbaren Marmor Alpen, baute der Unternehmende sich ein Sommerhaus, eine Reihe von Freunden, darunter als erster sein italienischer Kollege, folgten seinem Beispiel, und in wenigen Jahren bedeckte sich der Strand mit einer Reihe kleinerer und größerer Villen, dem Sommerparadies eines engbefreundeten Kreises, der dort das Ideal eines Lebens in freier Schönheit verwirklichen konnte. Forte dei Marmi selbst, der vorher wenig gekannte Ort, der sonst nur als Stapelplatz für die zur Verschiffung bestimmten Marmorladungen diente, wechselte seine Physiognomie und wurde ein von den Fremden stark besuchter Badeort. Ein großer Teil der deutschen Klienten, der die ärztliche Überwachung nicht entbehren mochte, zog seinem ärztlichen Berater in die Sommerferien nach. Dieser hielt aber strenge Auswahl und wachte eifersüchtig darüber, daß kein störendes Element sich eindränge. Denn die herrliche Freiheit, die wir dort alle genossen (auch ich hatte mir am Strand ein Häuschen aufgerichtet), war nur auf der Grundlage einer hohen Kultur möglich. Und wiederum konnte nur ein so starker Unabhängigkeitsfönn wie der seinige, mit einem so verletzlichen Feingeföhl gepaart, diese Verwirklichung unseres Jugendtraumes von den Inseln der Seligen schaffen, wo jede Seele bei Sonne, Luft und Meer sich ihrer selbst als Naturwesen bewußt wurde und den Zwang einer schiefgewachsenen und schiefmachenden Zivilisation vergessen konnte. Die Sonnenbäder, die Vanzetti einföhrte, lange bevor der Gedanke in weiteren ärztlichen Kreisen Aufnahme fand, seine merkwürdigen, nie veröffentlichten Studien über die Physiologie der Bewegung und den Einfluß körperlicher Übungen auf die Entwicklung des Charakters, die gymnastischen Spiele im Freien, zu denen er die Jugend anleitete, um sie zu Kraft und

Schönheit, aber auch zu Ausdauer und Schlagfertigkeit zu erziehen, die Befreiung von beengender, die Körperformen schädigender Tracht, kurz, die Wiedererweckung eines hellenischen Kulturideals, nach dem die Menschheit anderwärts vergeblich seufzt, fand dort ihren ganz natürlichen Boden. Und immer blieben die beiden Ärzte die eigentlichen Repräsentanten der kleinen Kolonie, welch hervorragende Persönlichkeiten sich ihr auch späterhin angeschlossen; ihr Forte bei Marmi war ihre Schöpfung, und diese Schöpfung trug ihr Gepräge. — Die Sommer an der See waren Edgars glücklichste Zeiten. Hier spülte er den Druck seines Berufs von der Seele. Je heißer es wurde, desto wohler fühlte er sich. Eine Siesta kannte er nicht. Auch in den Mittagsstunden lief er am Strande umher, er selbst eine lebendige Flamme, oder er sonnte sich ausgestreckt im glühenden Sand. Unter vier langen Bädern im Tage ging es niemals bei ihm ab. Und doch war das Baden ihm nur Nebensache, sein ganzes Sinnen und Trachten ging auf sein Schiffchen. Ein leichtes Segelboot, schlank und elegant, doch nach dem Gutachten der Sachverständigen, das er freilich nicht gelten ließ, kaum dem Kampf mit dem Meere gewachsen — es war die letzte große Liebe seines Lebens. Wie die alten nordischen Seekönige sah er in dem schnellhinschießenden Ding, das seiner Hand gehorchte, gewissermaßen ein besetztes Wesen. Hemdärmelig, den roten Filzhut auf dem Kopf, saß er halbe Tage lang allein hinter seinem geblähten Segel, die Hand am Steuer, und kreuzte auf dem Wasser, von Möwen umflogen, eine ganz eigene scharfe Silhouette auf dem unendlichen Hintergrund, die man nie vergessen kann.

Auf seine Fahrten mitgenommen zu werden, war eine große, nicht immer erwünschte Vergünstigung. Er hatte dann einen Ausdruck siegreicher Zufriedenheit wie sonst nie im Leben. Er sah ja nun seinen Jugendwunsch nach einem freien Seemannsdasein spät noch erfüllt; immer hatte es ihm geschmeichelt, wenn Fremde ihn nach dem durchdringenden, aber

wie in große Weiten gerichteten Blick seiner blauen Augen für einen Seemann hielten. Unzählige Male litt das Schiffchen Seeschaden, und er selbst bestand bei jedem Wetter die bedenklichsten Abenteuer darauf. Das war ihm gerade recht, sein Jünglingsnaturell, das die Jahre nicht zähmten, brauchte noch immer solche Aufregungen. Kam er zurück, so war die Sache noch lange nicht zu Ende. Nun wurde das Schiff behandelt, als ob es etwas Lebendiges wäre, das der Pflege bedarf. Bis an die Brust stand er dann im Wasser, täglich, viele Stunden lang, den weißen Kopf über den Schiffsrand gebeugt, in der unbequemsten Stellung, die er aber nicht spürte, mit den hundert Stricken und Schnüren beschäftigt, deren Handhabung nur er selbst verstand. Denn als der Erzbischof, der er von je gewesen, dachte er fort und fort neue Veränderungen und Verbesserungen an der Takelage aus. Wenn in der Nacht ein Sturm aufzog und das Meer zu grollen begann, so riß ihn die Sorge um sein Schiffchen aus dem tiefsten Schlaf; es war, wie wenn eine Mutter ihr Kind schreien hört. Blizschnell war er mit Windlicht am Strande und rang allein mit dem Element um sein Boot, das ihm die Wellen mehr als einmal hinwegführten. Die werktätige Menschenliebe feierte auch in diesen Sommermonaten nicht; eine im Freien aufgenommene Photographie zeigt den Unermüdlichen, wie er im Schatten eines Feigenbaumes mit dem Freunde in einer chirurgischen Operation begriffen ist.

Der Abend gehörte dann der Geselligkeit und ein großer Teil der Nacht den Büchern. Er war glücklich, sich wieder mit der Poesie beschäftigen zu können. In solchen Zeiten, wo er sich nicht gehezt fühlte, war es ein Genuß, sich mit ihm über Gegenstände der alten Literatur zu unterhalten, die er wie zum Beispiel seinen Plutarch jedes Jahr wieder las. Am wohlsten fühlte er sich aber in der Welt der Romantiker, die für ihn nie veralteten: im Duft der „mondbeglänzten Zaubernacht“ erholte er sich am liebsten

von den Trivialitäten, womit der Arzt auf Schritt und Tritt in Berührung kommt.

Als Beispiel, wie er stets mit ganzer Seele dabei war, wenn die Rede auf Literatur kam, lasse ich die nachstehenden Verse folgen, die er mir einmal im Anschluß an einen solchen Austausch zuschickte; sie zeigen seine ganze Empfänglichkeit und bis zur Idiosynkrasie gehende Empfindlichkeit fürs Aesthetische, seine Sympathie und seine nicht immer ganz berechtigten Antipathien; solche, die ihn gekannt haben, werden darin auch seine Sprechweise wiedererkennen:

Bekenntnis

Ich liebe wohl manchen Schreiber und Dichter,
Den einen mehr und den andern minder,
Am meisten das hohe Göttergelichter,
Doch sehr auch die niedrigern Menschekinder.
Ich freu' mich an manchem, der gilt für zotig,
Ertrag' auch wohl manchen Gottfried Knotig.
Wie viele hab' ich besucht und versucht,
Und was sie mir boten, das nahm ich so mit,
Bald mit, bald ohne Appetit,
Sedoch vor Zweien ergriff ich die Flucht.
Ich floh und ich fliehe vor einem Dichter,
Der nennt sich Jean Paul Friedrich Richter.*
Ich floh und ich fliehe noch viel weuter
Vor einem Schreiber, der heißt Fris Reuter.

Ebenso scharf wachte er über Reinheit und Adel der Sprache. Wer sich sprachlicher Unfeinheiten, besonders gewisser banausischer Neubildungen schuldig machte, hatte von ihm keine Nachsicht zu erwarten. Als ich ihn im vergangenen

* Diese Abneigung theilte er, vielleicht ohne es zu wissen, mit seinem Vater, wie ich mich seitdem aus dessen Jugendbriefen überzeugen konnte.

Jahr bei einem seiner seltenen Besuche in meiner Stadt-
wohnung mit den Wustmannschen „Sprachdummheiten“ be-
kannt machte, da freute er sich herzlich, daß ein solches Buch
endlich geschrieben sei, und ganz besonders tat ihm die Streit-
barkeit des Verfassers wohl. Zu dem Kapitel „Frug oder
fragte?“ schickte er mir nachher folgende lustige Sprach-
probe zu:

Als heut ich wieder meine Liebste frug,
Ob sie mich liebe, seufzte sie: „Ich fragte
Dich früher nicht, ob mir dein Herze schlug.
Du weißt ja wohl, daß ich zuerst es wagte,
Und daß ich gerne die Beschämung trug,
Daß ich zuerst dir meine Liebe klagte.“
Verzeih, mir, Liebste, daß ich frug und fragte.
Du weißt ja, wie mich stets der Zweifel plag,
Und wie vor Eifersucht das Herz mir schlugte,
Wenn einer nur dich anzublicken wug.
Daß ich nur dich in meiner Seele trage,
Du wußtest's, ehe mir dein Mund von Liebe sug.

Mit glücklicher Blindheit hoffte man für ihn auf einen
reichen, friedlichen Lebensabend, während doch sein ganzer
stürmischer Lauf ein frühes und stürmisches Ende voraus sagte.
Er selbst freute sich oft auf die Zeit, wo die Verhältnisse ihm
gestatten würden, die Drangis niederzulegen und sich nur noch
literarisch zu beschäftigen. Ein umfangreicher, seit seiner
Jugend gesammelter wissenschaftlicher Stoff harrte der Be-
arbeitung, denn die achtzig und mehr Monographien, die er im
Lauf der Jahre in medizinischen Zeitschriften veröffentlichte,
Arbeiten, die seinen Namen in der Welt der Wissenschaft
weit verbreiteten, sah er nur als Abschlagszahlungen an. Auch
die Poesie wollte er wieder pflegen, ja seine glücklichste, eigen-
tümlichste Dichterader strömte ihm erst jetzt. Und wie freute
er sich darauf, mit seiner heranwachsenden Tochter dieselben

Studien wieder zu treiben, an denen wir beide uns in frühen Tagen begeistert hatten. Das Griechische! Den Homer! All der nie begrabene Jugendidealismus, die Jugendpoesie flammten wieder auf. Er war ja ein so trefflicher Philologe geblieben, und das Lehren machte ihm Vergnügen; nicht nur dem Kinde, sondern auch seiner hochbetagten Mutter, die mit fünfundsiebzig noch das Studium des Griechischen begann, korrigierte er in den Mußestunden ihre griechischen Hefte.

Aber schon lauerten die Dämonen, die alle schönen Hoffnungen vernichten sollten. Im Frühjahr 1903 erkrankte ihm das einzige Kind unter schweren typhusähnlichen Erscheinungen. Die Krankheit, die sich schnell komplizierte, nahm die erschreckendsten und zugleich rätselhaftesten Formen an. Entsetzliche Tage begannen für den Arzt und Vater, den nicht sein Scharfblick, wohl aber seine kühne Siegesgewißheit verließ. Während dreiunddreißig Tagen ging er nicht aus dem Haus, legte sich nie zu Bette, nahm kaum mehr Nahrung zu sich, setzte sich nicht einmal auf einen Stuhl. Er schien eine übermenschliche Widerstandskraft bekommen zu haben. Immer stehend, von Viertelstunde zu Viertelstunde das Fieber messend, alle Symptome überwachend, verzeichnend, verbrachte er Tag um Tag, Nacht um Nacht. Oft dachte ich in den langen qualvollen Nächten an das Märchen vom Gevatter Tod. Da stand er jetzt, der Arzt, der Retter, und konnte seinem Geliebtesten nicht helfen. Es war das Schlimmste, was ihm jemals widerfuhr. Denn dieses Kind war sein Höchstes; sie zu verlieren, hätte er nicht ertragen. Alle wußten es und alle zitterten für ihn. Mehr als zwei Monate dauerte die entsetzliche Krankheit mit scheinbaren Besserungen und jähen, die augenblickliche Gefahr bergenden Rückfällen, bis endlich das Kind aus den Händen des Todes gerissen war. Erst später sah man, daß in jenen Tagen und Nächten der Vater sein eigenes Leben zum Tausch für das ihrige gesetzt hatte.

Vorerst schien seine ungeheure Spannkraft die Folgen am eigenen Leibe rasch zu überwinden. Zwar seine Haare, die zuvor schon völlig weiß gewesen, bekamen jetzt einen noch weißeren Schein. Seine Hände erschreckten mich oft durch ihre eisige Kälte. Aber die frische Gesichtsfarbe, die ihm rasch zurückkehrte, der Glanz der Augen, der sich niemals trübte, täuschten uns, als ob er noch ganz der Alte wäre. Daß an ihn etwas Menschliches heran könne, hatte man ja nie geglaubt. Zwei Jahre zuvor hatte er eine langwierige Infektionskrankheit in ununterbrochener Tätigkeit überwunden. Ihn nach seiner Gesundheit zu fragen, empfand er ja fast als eine Beleidigung.

Es kamen auch noch schöne Tage für ihn in Forte bei seinem Schiffchen, die er noch einmal aus voller Seele genoß. Und noch immer hatte er den raschen Puls der Jugend, das dunkle Aufflammen des Auges, wenn etwas Schönes oder Großes seine innere Begeisterung weckte, der er so selten Worte gab. Aber die Anforderungen des Winters trafen ihn nicht mehr bei der alten Frische und Widerstandskraft. Und seltsam! gerade jetzt, wo die Katastrophe sich vorbereitete, begann er sein Wohlsein zu rühmen, wie er sonst nicht pflegte. Es war der verhängnisvolle Wendepunkt, wo der Raslose dem Augenblick sein: Verweile doch! zurief.

Eine letzte Befriedigung war ihm noch vergönnt in der Herausgabe seiner Volkslieder aus der Toskana, die er das Jahr zuvor übersezt hatte. In einem der glücklichsten Augenblicke seines Lebens war ihm der Gedanke an diese Übertragungen aufgegangen, denn hier war ein Feld, wie er es für die Eigentümlichkeit seines Talents nicht besser wünschen konnte. Sein feiner Humor, seine schlagende Kürze, seine Freude am volkstümlich Naiven und Lustigen, seine im fortgesetzten Verkehr erworbene Kenntniß des toskanischen Naturells und aller seiner Menschlichkeiten, ebenso wie der stark ausgeprägte Sinn für das Volksmäßige in der deutschen

Sprache haben aus dieser Nachdichtung die liebenswürdigste Vermählung des italienischen mit dem deutschen Volksgeist gemacht. Denn es handelte sich ihm nicht darum, die zarten süßlichen Blüten nur wohlverpackt mit ihrem Glanz und Duft auf deutschen Boden zu bringen, er wollte sie vielmehr dort einpflanzen, wind- und wetterfest machen. Und dies zu tun, hatte er wirklich das Zeug. Er hat den toskanischen Volksliedern, ohne ihnen von der tändelnden Grazie das Mindeste zu nehmen, ein festeres Rückgrat gegeben. Er hat ihre metrische Monotonie, die freilich im Italienischen selbstverständlich ist und nicht als solche empfunden wird, durch häufige Abwechslung im Versmaß aufgehoben, wodurch das Mutwillige, Frische noch besser herauskommt, leblose Stellen, die oft nur als Füllsel stehen, zu lebendigen Gliedern gemacht. Daß er in das Bändchen unbemerkt auch Eigenes einschmuggeln konnte, zeigt, wie gut er den Ton zu treffen wußte. Die Lauppische Buchdruckerei in Tübingen übernahm den Verlag. Sie wird es, glaube ich, nicht zu bereuen haben. Die öffentliche, warme Anerkennung, die sich bald darauf in den Tagesblättern zu regen begann, sollte der Autor nicht mehr erleben. Aber er freute sich noch an der schönen, würdigen Ausstattung des Büchleins, das er noch selbst an seine Freunde verteilen konnte, er erlebte noch den — ich darf sagen — jubelnden Beifall, den das köstlich-frische, ganz von Erdgeruch durchströmte Werklein im engeren Kreise fand, und mit diesem Wiederhall seiner Lieder im Ohr ist er entschlafen.

Das Frühjahr hatte, wie alljährlich, eine ungeheure Fremdenüberschwemmung nach Florenz gebracht und Krankheiten in Masse. Auch die Einheimischen schienen mit dem Krankwerden nur auf die Zeit gewartet zu haben, wo es am meisten zu tun gab. Der vielgesuchte Arzt kam Tag und Nacht nicht zur Ruhe. Er aß nur noch stehend; wenn er spät in der Nacht von seinen Gängen nach Hause gekommen war, so wurde er nach wenigen Stunden Schlaf wieder heraus-

geschellt. Immer wieder peitschte er die versagenden Kräfte auf und fehlte nirgends. Bei der Einbalsamierung einer an Lungenentzündung verstorbenen Fremden und Überführung der Leiche in rauher Sturmnacht, was alles er mit gewohntem Opfermut auf sich nahm, scheint er den Krankheitskeim geholt zu haben. Es war als ob er das Ende fühlte. Eine ungekannte Wehmut lag über ihm, wenn er in seinem Frühlingsgarten stand. Die schönen Rosen, sagte er zu seiner Frau, so herrlich haben sie noch nie geblüht. Er schien zu fühlen, daß er sie zum letztenmal blühen sah. Bald sollten sie alle, vom Stengel geschnitten, auf seinem toten Leibe verwelken.

Noch fuhr er auf seinem Rad unermülich von einem Patienten zum andern, als ihm der Tod schon in der Brust saß. Niemand ahnte die Gefahr, als das feinfühliges Mutterherz, doch blieben wie gewöhnlich ihre Vorstellungen vergeblich. Endlich mußte er nachgeben. Aber die Sorge um seine Schwerkranken, die auf ihn harteten, litt ihn nicht zu Bette, er stand wieder auf, stieg noch einmal aufs Rad trotz der Schmerzen und machte seine Besuche. An den Krankenbetten sah man, daß er sich heimlich selbst den Puls fühlte und daß ihm die Augen fast zufielen. Auch in die Poliambulanz schleppte er sich noch und trug dort wie sonst in seine Fiebertabellen ein, die er seit den Universitätsjahren ununterbrochen führte.

Endlich aber legte er sich, um nicht mehr aufzustehen. Und nun ging es mit Riesenschritten. Mit der sicheren Klarheit des Arztes erkannte und verfolgte er seinen Zustand, als ob es ein fremder Fall wäre, und noch in den allerletzten Tagen, so oft er aus Delirien und Betäubung auf einen Augenblick zu sich kam, machte er seine Messungen und Aufzeichnungen, aber mit den Angehörigen sprach er immer nur in scherzendem Ton. Sein Töchterchen wollte er noch einmal singen hören und seiner alten Mutter las er mit versagender Stimme eine Horazübersehung vor, die er auf dem Krankenbette gemacht

hatte. Seine Weltfreundlichkeit verließ ihn nie. Man mußte ihm noch von den Taten der japanischen Flotte berichten, und als ich ihm wenige Tage vor dem Ende eine kurz zuvor gelehrte Erzählung aus der Schlacht von Sima erzählte, da sah ich zum letztenmal sein Auge aufblitzen in jener raschen Sympathie des Starlen mit allem was stark ist.

Diese unerhörte Lebensenergie erhielt die Hoffnung der Angehörigen bis zuletzt. Aber fruchtlos waren die aufopfernden Bemühungen des Bruders Alfred und der anderen nahe-
stehenden Ärzte, die ihn nie verließen. Am Morgen des 27. April zerrannen die letzten Illusionen. Vorübergehend kam der Kranke noch zu sich und stimmte sogar, sei-ner Natur getreu, um den Bann zu brechen, ein Lied an. Es war das letzte Aufblitzen. Am Nachmittag um fünf Uhr hatte er seine starke Seele ausgehaucht.

Nie hatten die Seinigen ganz gewußt, was der Schweig-
same, Spröde seinen Mitmenschen gewesen war. Man erfuhr es erst an der fassunglosen Bestürzung, die sich bei seinem Tode verbreitete, an dem tiefen Schmerz in allen Kreisen, an der langanhaltenden Trauer um den Unerseh-
lichen. Aus nah und fern meldeten sich unzählige, denen er ein Helfer und Retter in der Gefahr und eine Stütze in der Bedrängnis gewesen war, doch den ganzen Umfang seiner menschenfreundlichen, Thätigkeit wird man niemals kennen lernen.

Und dieser raslos-ungestüme Mensch hinterließ eine Ord-
nung, die das Staunen aller erregte. Neben seinen fort-
laufenden poetischen Selbstbekenntnissen führte er noch von frühesten Jugend auf ein Tagebuch, worin er sich von der Ver-
wendung seiner Zeit und seinem ganzen Tun und Treiben Tag für Tag Rechenschaft gab. Auch hatte er, der nichts in der hergebrachten Weise tat, sich eine eigene Form der Buch-
führung erfunden, ein System von Zeichen, wonach, als erst der Schlüssel dazu gefunden war, die ganze Vermögenslage

sich in der denkbar einfachsten Weise überblicken und ordnen ließ. Reichtümer hat er in seiner zerreibenden Tätigkeit keine gesammelt, wie ein anderer mehr auf den Gewinn bedachter Arzt an seiner Stelle getan hätte, aber er durfte, als er schied, zu seiner innigen Befriedigung die Zukunft von Frau und Kind als gesichert betrachten. Er war ja ein so vortrefflicher Haushalter, daß er sich und den Seinigen alles gestatten und dennoch für die Zukunft sorgen konnte.

Es wäre heute müßig zu fragen, wie viel auch dieser reichen Anlage das Leben schuldig geblieben ist, und ob nicht die wissenschaftliche Tätigkeit an einer großen deutschen Klinik ihm tiefere Befriedigungen gewährt hätte. Einen so weiten Spielraum zur Entwicklung der eigenen Persönlichkeit, wie ihn der florentinische Boden gab, hätte er jedenfalls im Vaterlande umsonst gesucht.

Strahlender Frühlingsglanz lag am Morgen des 29. April über Trespiano und gab den umliegenden Höhen allen jene verklärte körperlose Schönheit, die nur der Süden kennt, als der Entschlafene zu seinem letzten Feste herauffuhr. Er hatte in guten Tagen zuweilen in einer Umwandlung seiner alten Wikingerstimmung den Wunsch geäußert, daß man ihn, wenn er einmal tot sei, in sein Segelboot lege, ganz von Brennstoff umhüllt, ihn so hinausführe aufs hohe Meer und bei angezündetem Schiff den Flammen und den Wellen überlasse. Dieser Wunsch konnte nur erfüllt werden, soweit er die Verbrennung betraf. Befreundete Hände hatten pietätvoll Sorge getragen, daß alles beseitigt wurde, was sonst in Italien die Feuerbestattung so peinlich und verletzend für die Überlebenden macht. Der ganze Feuertempel war mit schweren Lorbeer- und Fruchtgewinden behängt, aus denen die goldenen Bälle leuchteten wie ein Triumph des Lebens. Am Sarg, den die beiden Brüder und die beiden Ärzte der Poliambulanz trugen, sprach Freund Fasola, der Germanist an der florentinischen Hochschule, und nach ihm Banzetti, der

dem brüderlichen Gefährten das letzte Lebewohl nachrief. Darauf setzte die Musik mit einer Bachschen Fuge ein, zwei Lieder folgten, das „Lasciatemi morir“ eines altitalienischen Meisters und das schöne von Silcher komponierte Lied unseres Vaters „Alle Lust hat Leid“, das den Entschlafenen immer so tief ergriffen hatte. Dann löste sich die Hülle dieses Feuergeistes in den Flammen.

Florenz, 7. Juni 1904.

Alfred Kurz

Nachruf

Zehn Monate nach dem Tode seines älteren Bruders Edgar ist auch Alfred Kurz, der zweitälteste von den Söhnen des Dichters Hermann Kurz, völlig unerwartet einer kurzen Krankheit erlegen. Er starb am 2. März in Venedig, neunundvierzig Jahre alt. Auch mit ihm ist ein trefflicher, hingebungsvoller Arzt, eine kraftvolle Persönlichkeit von reinem Stoff und starkem Gepräge zu früh hinweggegangen. Als er am 29. April des vergangenen Jahres in Florenz uns anderen Geschwistern die Reste des schnell geschiedenen Bruders im Feuer bestatten half, da konnte niemand ahnen, daß er in weniger als Jahresfrist dem Tiefbetrauerten in die Flamme folgen würde. Nun hat ein jäher Sturm auch diese trostige Kraft auf der Höhe des Lebens gebrochen.

Es konnte keinen größeren Gegensatz geben als diese beiden Brüder, diese beiden Ärzte, die sich doch gegenseitig lebenslang am nächsten standen. Schon äußerlich sprach sich der Unterschied und die Zusammengehörigkeit aus. Untereinander so unähnlich wie möglich, glichen sie beide auffallend dem Vater, in dessen Körperliches sie sich teilten: dem hageren, feingebauten Älteren war die ganz vom Geiste ausgearbeitete väterliche Gesichtsbildung, nur schmaler und schwächer, zugefallen, der Jüngere mit dem derbkräftigen Kopf und den schönen, plastisch-einfachen Zügen, hatte dagegen von Hermann Kurz die breiten Schultern, den herkulischen Bau nebst vielen Eigentümlichkeiten in Gang und Bewegung geerbt; nur in der Höhe des Wuchses erreichte keiner der Söhne den Vater. Ebenso wie in der Erscheinung unterschieden sie sich in ihrem Auftreten und in ihrem ganzen Wesen: der eine

spröde und wortkarg, wo er keinen Anlaß hatte, sich auszugeben, immer innerlich mit Problemen ringend und zu rascher Tat gesammelt, der andere ganz nach außen gekehrt und der Gegenwart hingegeben, eine dionysische Voll- und Kraftnatur, eine Freude der Menschen.

Hermann Alfred Kurz kam am 4. August 1855 in Stuttgart zur Welt, neun Monate nach der Vollendung des „Sonnenwirts“, daher ihn die Freunde des Hauses den „Sonnenwirtsle“ nannten. Es schien wirklich, als hätte das dämonische Charakterbild auf ihn abgefärbt, denn frühe zeigte sich an dem schönen, kerngesunden Knaben eine unbändige physische Kraft und eine Wildheit, die nur an seiner großen Herzensgüte ihre Schranke fand. Er war der Schreck der Diensthboten und der Besucher, weil er immer irgendeinen Schabernack im Schilde führte. Noch weiß man in der alten Heimat davon zu erzählen, wie er auf der Straße die vorübergehenden Mädchen umrannte, wobei er seinen dicken Kopf als Sturmbock brauchte, oder wie er einmal des Nachts einen jugendlichen Gast aus den Rissen schnellte, indem er sich unter der Lagerstatt verkroch und plötzlich als ein kleines Erdbeben das Bett zusamt der erschrockenen Insassin in die Luft warf. Ein drolliger, halb unfreiwilliger Humor und behagliche Daseinsfreude wechselten mit diesen Kraftausbrüchen ab. Schon im Flügelkleide hatte ihm die Mutter die treffende Selbstcharakterisierung in den Mund gelegt:

Ich lieb' die Schellenkappe,
Bin des Humores Knappe,
Und meinem mutigen Hoffen
Stehn alle Wege offen.
Was in mir wirkt und schafft,
Das ist wohl Stoff und Kraft.

Körperlich blieb er ein Prachtstück der Natur, von Gesundheit strotzend und mit den treuherzigsten Augen von der

Welt, die aber, sobald er gereizt wurde, zu rollen anfangen. Dagegen ging seine geistige Entwicklung langsam vor sich, und er fühlte sich deshalb — ich weiß nicht mehr, ob mit Recht oder mit Unrecht — von dem älteren Bruder und der Schwester, die beide sehr frühreif waren, hintangesezt, was ihn heftig ergrimmete. Wie ein wilder Stier ging er bald auf das eine, bald auf das andere los. Mit dem Erstgeborenen verwickelte er sich in einen Jahre dauernden Bruderkrieg, dessen Grund er niemals anzugeben vermocht hätte. Denn die Frage vom Mein und Dein, die oft Kinder sonst so tödlich entzweit, war für sein goldenes Gemüt gar nicht vorhanden: was ihm gehörte, war Gemeingut, und was der Bruder besaß, das gönnte er ihm gerne. Ebenfowenig erregte der ausgesprochene Vorzug, den dieser als der lange kränklich gewesene Erstling im Hause genoß, seinen Groll. Es war nur ein dumpfes Unbehagen, das in ihm wühlte und die jugendliche Berserkernatur zur Entladung zwang.

In Kirchheim besuchte Alfred die Lateinschule und in Tübingen das Gymnasium. Doch war mit seinem Lernen in den ersten Schuljahren niemand zufrieden, als er selber, der sich in naivem Selbstgefühl für den „Ersten“ in der Klasse hielt, weil er an jedem Plaz von sich aus zählte. Seine Zerstretheit und geringe Lernlust ließ ihn auch hier noch längere Zeit als minder begabt erscheinen, besonders da man ihn immer an den glänzenden Leistungen des älteren Bruders maß, daher der Vater ihn mit doppelter Liebe behandelte, um ihm die vermeintliche Ungunst der Natur zu vergüten. Aber auf einmal befann der kleine Wilde sich anders: es war, als ob ihm eine Binde von der Stirn fiel, der Sinn für die Gegenstände des Unterrichts ging ihm auf, er gab sich selbst einen mächtigen Ruck und wurde nicht nur ein ausgezeichnete Schüler, sondern geradezu das, wofür er sich früher mit Unrecht gehalten hatte: der Primus seiner Klasse.

Fortan hielt er sich mit allem Eifer auf seines Bruders Fersen, und es zeigte sich, daß er keineswegs an Fassungskraft zurückstand; besonders der humanistischen Fächer bemächtigte er sich mit der größten Leichtigkeit. Obwohl ihn bei der Maturitätsprüfung die Mathematik im Stiche ließ, konnte er doch mit achtzehn Jahren seine medizinischen Studien beginnen, zu denen ihn das Beispiel des Bruders und eigene Neigung hinzogen, und unser Vater erlebte noch die Freude, auch den zweiten Sohn auf der Universität zu sehen, bevor er unerwartet schnell die Augen schloß. Dieser plötzliche Verlust hatte auf den Wildling die Wirkung, daß er sich noch fester zusammenfaßte, um der Familie, so viel es an ihm lag, die Sorgen zu ersparen. Er wurde ein sehr fleißiger Student, der die Achtung seiner Lehrer genoß, und fand sich trotz seiner ungestümen Lebenslust mit liebevoller Einsicht in die Verhältnisse, die es ihm verwehrten, seine Jugend ebenso schrankenlos zu genießen, wie es der ältere Bruder getan hatte. An diesen schloß ihn jetzt schon die Wahl des gleichen Studiums und sein neu erwachter wissenschaftlicher Eifer an, er hörte auch die Vorträge, die Edgar als einundzwanzigjähriger Lehrer an der geburtshilflichen Klinik hielt.

Den schwersten Stand hatte noch immer die Schwester mit ihm. Da er lange Zeit nichts anerkennen wollte als körperliche Kraft, so hatte ich mich nur bis ins zwölfte Jahr in seiner freilich grollenden Achtung behaupten können, später war der Abstand zu groß geworden. Der knabenhafte dumpfe Ingrim gegen das verachtete schwächere Geschlecht, der damals noch durch die Landesitte und eine einseitige Schulerziehung genährt wurde — es war für ein kleines Mädchen gar nicht rätlich, auf der Straße allein einem wilden Knabentrupp zu begegnen — ließ es ihn als Unehre betrachten, überhaupt eine Schwester zu besitzen, und um keinen Preis hätte er sich öffentlich an meiner Seite gezeigt. Noch bis in seine Studentenzeit spielte dieser Groll herein, der sich in einer fortwährenden

160

Verfolgung äußerte: nie vergesse ich einen mit Wachs präparierten menschlichen Arm, den er von der Anatomie nach Hause brachte, um mich am Tage damit zu erschrecken und ihn des Nachts hinter mein Bett zu stellen. Ich war daher auch gar nicht erbaut, als ich den Auftrag erhielt, dem Unbändigen die Anfangsgründe des Englischen beizubringen, und ihm mißfiel der unregelmäßige Bau dieser Sprache auch gleich so gründlich, daß eines schönen Tages die Grammatik hart an meinem Kopfe vorüber durchs Fenster auf den Marktplatz flog, womit die Stunden zur beiderseitigen Erleichterung ein Ende hatten. Oft erinnerte er sich als Mann mit lachendem Bedauern an diesen Vorfall, durch den er des Englischen, das ihm als Fremdenarzt in Italien so nützlich gewesen wäre und das er sich trotz aller Mühe später doch nicht mehr vollkommen aneignen konnte, verlustig ging. Da ich von klein auf gewöhnt war, diesen Bruder nur als ein gefährliches Naturereignis zu betrachten, so tat ich auch nichts, um seinem Inneren nahe zu kommen, ja wir mußten durch große Weiten getrennt werden und uns später auf florentinischem Boden wiederfinden, bevor wir uns mit gegenseitigem Erstaunen als Wesen von gleichem Blute erkannten. Von da an war aber auch kein Mißverständnis mehr möglich, ich konnte mich völlig auf ihn verlassen, und keine Macht der Welt hätte fortan an seiner brüderlichen Gesinnung zu rütteln vermocht.

Als im Jahre 1877 der größere Teil der Familie nach Florenz übersiedelte, verließ auch Alfred das verödete Tübingen und begab sich zur Vollendung seiner medizinischen Studien nach München. Er wurde Assistent bei Biernssen, der seinen Eifer und seine Kenntnisse sehr zu schätzen wußte: die ausgedehnte geregelte Tätigkeit an einer Klinik blieb späterhin immerdar das Ziel seiner Sehnsucht, das ihm leider durch finanzielle Verhältnisse verschlossen war. Einen wahren Triumph bildeten seine Examina, womit er sogar dem älteren Bruder den Rang abließ. Denn während dieser, seiner Fähigkeiten sicher, die

Prüfung von oben herab behandelt hatte (er kitzelte während derselben witzige Knittelverse über die Examinatoren aufs Blatt und schrieb in sein Tagebuch: Das Examen wird mehr und mehr Nebensache), setzte Alfred, der sich erst spät aus geistiger Trägheit aufgerafft hatte, und dem es nun galt, seinen Mann zu stellen, alle Kräfte zu und erzielte in sämtlichen Fächern ein „Vorzüglich“. Von dieser Zeit ging eine völlige Änderung mit ihm vor: er hatte in seinen eigenen Augen die Scharten seiner Jugend ausgeweht und fühlte sich wie andere Ritter wert. An Stelle des Mißmuts, der ihn so oft gepeinigt hatte, trat eine selbstgewisse Kühnheit, die ihn fortan nie mehr verließ, und die frühere Wildheit nahm die Gestalt eines fröhlichen Übermuts an.

Mit einem Reifestipendium, das ihm unser Onkel verschafft hatte, kam er nach Florenz, um sich den Seinigen als zweiundzwanzigjähriger Doktor zu zeigen. Da er bei seinem tiefen Familiengefühl nach dem Wegzug der Angehörigen Deutschland nicht mehr recht als Heimat betrachtete, reifte in ihm rasch der Entschluß, sich gleichfalls auf italienischem Boden seine Praxis zu gründen. Im Sommer 1878 ließ er sich in Venedig nieder. Neben den gründlichen Kenntnissen, die er selbst von der Universität mitgebracht hatte, kamen dem Neuling auch die Erfahrungen des älteren Bruders zustatten, der ihn immer über die wichtigsten Vorkommnisse seiner Praxis auf dem laufenden erhielt. Beständig gingen die medizinischen Mitteilungen zwischen Florenz und Venedig hin und her.

Mit außerordentlichem Eifer widmete der junge Doktor sich seinem Berufe. Wenn er auch nicht die schöpferische Natur des Bruders besaß, der in der Wissenschaft überall neue Wege suchen mußte, so glich er ihm doch an Klarheit des Urteils, an Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, wie an selbstloser, freudiger Hingabe seiner Person. Als Hausarzt war er manchen sogar willkommener als jener, den im Grunde

nur die Schwerkranken nach dem vollen Wert seines Gemüths und Charakters kennen lernten. Für Alfred gab es nichts Kleines; stets war er mit ganzer Seele dabei; ob der Fall leicht oder schwer, ob er wissenschaftlich merkwürdig oder alltäglich war, er behandelte ihn mit derselben peinlichen Aufmerksamkeit, denn er wollte vor allem helfen. Er glaubte auch selbst viel mehr an die Kunst des Arztes, daher er es mit seinen Verordnungen sehr genau nahm und von seinen Patienten unbedingten Gehorsam verlangte. Auf seinen Berufsgängen sah man ihn nie anders als rennend und hastend; seine Eilfertigkeit wurde in Venedig, wo er schnell zu den bekannten Straßenfiguren gehörte, sprichwörtlich. Seine opferfreudige Güte machte zwischen arm und reich keinen Unterschied; zu Hunderten ließen sich die Fälle zählen, wo er ohne irgendwelches Entgelt die Mühen einer schweren, langwierigen Behandlung in den Häusern der Bedürftigen auf sich nahm. An sich selbst dachte er niemals; wer ihn rief, der fand nicht nur den sorgfältigsten Arzt, sondern auch einen teilnehmenden, fürsorglichen Freund an ihm. In schweren Fällen ließ er sich's nicht nehmen, dem Kranken all jene kleinen Dienste selbst zu leisten, die von geübter, liebevoller Hand eine so große Wohltat sind, und wenn es ihm gelungen war, einem Leidenden durch eine bequemere Lage ein paar Stunden Schlaf zu verschaffen, so fühlte er sich für die eigene geopfert Nachtruhe reich entschädigt. Dafür genoß er auch von seiten seiner Patienten eine Anhänglichkeit und Liebe, wie sie selten einem Arzte zuteil wird; wo sein Name genannt wurde, trat ihnen die freudige Dankbarkeit von selbst auf die Lippen. Da war ein armer Gondolier namens Marco, dem Alfred die Frau gerettet hatte, und der unermülich versuchte, ihm seine Erkenntlichkeit zu beweisen. Immer wieder erschien er, um mit den Worten: *Dottore benedetto, ghala comandi?**

* Haben Sie Befehle?

seine Dienste anzubieten und ihm dabei Hände und Kleider zu küssen.

In Venedig löste sich der goldene Kern seines Wesens vollends ganz aus der rauhen äußeren Schale. In der weichen Kulturatmosphäre, im vielfachen Verkehr mit dem ihn sehr ansprechenden österreichischen Adel eignete er sich verbindliche weltmännische Formen und eine gewisse Eleganz des Auftretens an, worauf er fortan großen Wert legte, ohne doch den übermütigen Studenten, der er im Grunde immer blieb, zu verleugnen. Ein freundlicher Stern stand über diesen ersten Jahren seiner Laufbahn. An dem alten, feinsinnigen Pastor Elze, dem Bruder des bekannten Germanisten und Shakespeareforschers, gewann er einen warmen Freund und Förderer, in dessen Hause er auch die ihm so nötige Ansprache für seine schon mit der Muttermilch eingesogenen literarischen Neigungen fand. Ein Stündchen bei dem alten Herrn zu sitzen, wenn es die Zeit erlaubte, und sich mit ihm über deutsche Literatur zu unterhalten, das wurde ihm im Lauf der Jahre die liebste Gewohnheit. Auch mit Ludwig Passini schloß er damals eine Freundschaft fürs Leben, die ihm den späteren Wegzug des Künstlers von Venedig sehr schmerzlich machte. Die hervorragendsten Persönlichkeiten der Fremdentolonie gehörten zu seiner Klientel. Er war es auch, der, nach dem Palazzo Vendramin gerufen, das Leiden Richard Wagners richtig erkannte.

Im Jahre 1886 brach in Venedig die Cholera aus, und gerade die enge Calle Fiuvera, die Alfred damals bewohnte, wurde der Herd der Seuche. Er schickte Frau und Kinder nach Padua und blieb selbst zur Stelle, um Hilfe zu leisten, in allen Schreckensszenen seinen heiteren Humor bewahrend. Die Aufzeichnungen, die er damals machte, wurden in medizinischen Zeitschriften veröffentlicht. Wer ihn in jenen Jahren sah mit seinem Tätigkeitstrieb, seinen gewinnenden persönlichen Eigenschaften, seinem Talent fürs Leben, der mußte ihm

ein glänzendes äußeres Los prophezeien. So gut hat es ihm nicht werden sollen: die Fülle seines Gemüths stand ihm bei der Erreichung persönlicher Vorteile ebenso im Wege wie sein rasches Temperament und machte ihm eine planvolle, auf äußeren Erfolg gerichtete Lebensführung unmöglich.

In seinem Venedig kannte Alfred jeden Winkel und jede Geschichte, die sich daran knüpft, jeden Bogengang, wo noch ein Überrest der alten Herrlichkeit sich barg. Es war ein Vergnügen, ihn zum Führer zu haben, und wie manchem reisenden Landsmann hat er im Laufe der Jahre diesen Dienst erwiesen. Er liebte diese Stadt, sie umspann ihn mit unauflösllichem Zauber; das Wasser war sein vertrautes Element von Jugend auf, er hatte als geübter Schwimmer und Taucher schon in jungen Jahren verschiedenen Personen das Leben gerettet. Aber wie er Venedig liebte, so befehdete er die Venezianer: ihre Weichlichkeit, ihr Lungern und Schlendern in den engen Gassen erregte seine höchste Ungeduld; wenn er Eile hatte, was fast immer der Fall war, so segte er sie mit seinen energischen Armbewegungen einfach rechts und links zu Boden, oder er trug wohl gar seinen Stock mit beiden Händen quer vor sich her. Natürlich kannte ihn alt und jung im Volke, alle rechneten auf sein goldenes Herz, auf diese nur zum Geben geschaffene, immer offene Hand, auf unentgeltliche Behandlung und Unterstützung im Krankheitsfall, sie wußten aber auch, man durfte ihm nicht widersprechen, ihm vor allem nicht im Wege stehen, wenn er eilig war, sonst wurde die Lage kritisch.

Die Jahre hatten auf sein Temperament nicht den geringsten Einfluß. Wie sein reingemeißeltes männliches Gesicht, dessen Rinn kein Bartwuchs verdeckte, immer die Frische der Jugend behielt, so blieb er auch im Innern unverändert. An dem raschen Aufflammen in Freude oder Zorn, an der Begeisterung für alles Schöne, am Sinn für Poesie, an dem immer quellenden, bald ausgelassenen, bald behaglichen Humor zeigte sich

die ewige Jugend seiner Seele. Seinen Kindern war er mehr Kamerad als Erzieher, bei Neffen und Nichten hieß er der zio matto, der tolle Onkel, dessen Übermut das junge Volk entzückte. Außerhalb seines Berufes behandelte er das Leben als Karneval. Den Dienern der öffentlichen Ordnung ein Schnippchen zu schlagen, war ihm noch wie in der Studentenzeit ein Hochgenuß. Als er einmal Mutter und Schwester in Venedig am Bahnhof abzuholen hatte und eine kleine Verspätung ihm nicht mehr gestattete, eine Bahnsteigkarte zu lösen, schob er einfach den Angestellten mit der herrischen Erklärung, daß er Bahnbeamter sei, zur Seite, belud sich im Nu mit unserem zahlreichen Handgepäck in einer Weise, daß er vor lauter Kofferkanten und Schirmspitzen unnahbar wurde, und stürmte unter dieser Bedeckung mit derselben Gewalttätigkeit wieder durch die Schranken ins Freie.

Nicht immer freilich liefen solche Handstreichs glatt ab, oft genug gab es ernsthafte Zusammenstöße, und es wickelten sich ganze Knäuel von Angelegenheiten um ihn auf, aber das gehörte ihm mit zum Leben, und schließlich gewöhnte man sich in Venedig so an seine Art und Weise, daß man ihn gewähren ließ. Nirgends hätte seine Freude am Abenteuer, sein Sinn für Romantik und für das Dekorative im Leben so viel Befriedigung gefunden wie dort.

Aber am Ende wurde dieses Venedig, in das er so gut paßte, daß, wer ihn kannte, die Stadt sich gar nicht mehr ohne ihn denken kann, ihm doch verhängnisvoll, denn es nährte Eigenheiten, die ihm den Aufenthalt an jedem anderen Ort erschwerten, und Gewohnheiten, durch die er seinen felsens starken Körper unterwühlte. Das venezianische Nachtleben wurde ihm so zur zweiten Natur, daß es eine völlige Umkehr der Zeiteinteilung bei ihm bewirkte. In der abgeschlossenen Lagunenstadt fehlte es ihm an Bewegung, und auch die Neigung zum Sitzenbleiben beim Glase, wenn er einmal an-

geregte Gesellschaft traf, wurde durch seine gewöhnliche geistige Vereinsamung gefördert. Nur in den Sommermonaten in der Dolomitenwelt von San Martino di Castrozza oder in den Umgebungen des lieblich ernsten Feltre kehrte er wieder ganz zur Natur zurück. Das Grün der Wiesen und der Wälder war ihm dann nach der langen Entbehrung ein unsagbares Glück, die kalten, reißenden Bäche kühlten wohlthätig sein heißes Blut, er fand den Schlaf der Nächte und die Erquickung der frühen Morgengänge wieder; jeder Baum, jedes kleine Waldpflänzchen, jede Vogelstimme entzückte ihn. Dort haben wir im Sommer 1899 manchen sonnigen Tag zusammen verbracht, und unvergeßlich ist mir seine Gestalt in der Haltung eines Flußgottes, mitten im schäumenden Gebirgswasser auf einem Felsblock sitzend, von plätschernder Jugend umspielt, das mächtige Haupt mit Schilf bekränzt, in den zum Wurf erhobenen Händen gewaltige Steine schwingend.

Ein genialer Zug ging durch Alfreds ganzes Wesen, wenn es ihm auch nicht wie dem älteren Bruder gegeben war, Dauerndes zu schaffen und zu begründen. Er war ein Kind des Augenblicks und verstand es im höchsten Grade, das Flüchtige, nie Vorhandene, das man die Gegenwart nennt, zu erfassen und zur Wirklichkeit zu machen. So schwierig war keine Lage des Lebens, daß er ihr nicht eine heitere, ja komische Seite abzugewinnen gewußt hätte. Auch seine Briefe, in denen sein Wesen sich mit allen Färbungen spiegelte, waren immer kleine Meisterstücke von Humor und Phantasie; überhaupt besaß er ein hervorragendes, wenn auch leider wenig geübtes Talent zur Prosadarstellung, wogegen er niemals ein Gedicht zustande brachte. Es war merkwürdig, wie haarscharf die Natur auch auf diesem Punkte zwischen ihm und seinem älteren Bruder geteilt hatte, denn dieser, dem eine so anmutige lyrische Begabung und eine seltene Sprachgewandtheit innerhalb der gebundenen Rede zugefallen war, hatte nur

einen spröden, dem Ausdruck des inneren Vorgangs widerstrebenden Prosaстил.

Alfred war ein glänzender Gesellschafter. Wo er eintrat, brachte er eine reizende Welle von Fröhlichkeit mit sich. Verblüffende Zitate, schlagende Wisse und Anekdoten, denen sein angeborenes Sprachgefühl immer eine eigentümliche Färbung gab, quollen nur so von seinen Lippen. Sein außerordentliches Gedächtnis ließ die nicht geringe Belesenheit, über die er verfügte, als etwas Unbegrenztes erscheinen. Von einem Roman behielt er die kleinsten Einzelheiten im Kopfe, und jeden Augenblick konnte er ganze Szenen aus dem Faust oder einen Sophokleischen Chorgesang in der Ursprache rezitieren. Im Griechischen und Lateinischen war er noch so stark, daß er seinen Kindern, die beide, Sohn und Tochter, in Venedig das Gymnasium besuchten, zu Hause selber Nachhilfestunden geben konnte. Überhaupt hatte er das Seinige alles immertwährend zur Hand. Mit seinem breitausladenden Wesen und seiner starken Stimme beherrschte er sofort jede Gesellschaft, daß auch der tiefgründige, stillere Bruder Edgar vorübergehend in den Hintergrund trat. Auf diesen übte das unwiderstehliche Naturell des Jüngeren gleichfalls einen großen Zauber, und so wenig duldsam er sonst gegen fremde Eigenheiten war, für den Naturzwang, unter dem der völlig anders geartete Alfred stand, hatte er eine wahrhaft väterliche Einsicht, und er wurde niemals müde, die Knoten lösen zu helfen, die jener sich unüberlegt schürzte. Dagegen machte er ihn dann auch zur Zielscheibe seines eigenen Humors, was der andere sich gern gefallen ließ, denn es war einer seiner liebenswürdigsten Züge, daß er sein Ich ganz als Gegenstand betrachten und herzlich über sich selber lachen konnte. In den 90er Jahren war ihm in seiner Eigenschaft als österreichischer Konsulararzt der Franz-Josephs-Orden verliehen worden, der den in Italien so viel begehrten Cavaliere-Titel mit sich brachte. Nur wenige Freunde wußten davon, denn

der Empfänger machte von diesem Titel keinen Gebrauch, so wenig als er je den Orden anlegte, der vergessen im Grund der Kommode lag. Aber Edgar verfaßte auf die Erhebung in den Ritterstand ein neckisches Gedicht, das ich unter dem Titel „Ritter Ralf“ seiner im verflossenen Herbst erschienenen Gedichtsammlung einverleibt habe:

Herr Ralf, der ist ein Ritter wert,
Er trägt nicht Speer und trägt nicht Schwert
Und läßt sich doch nicht lumpen.
Er hat den allerbesten Durst,
Und was er trinkt, das ist ihm wurst,
Er sitzt vor seinem Humpen.

Und wenn er vor dem Humpen sitzt,
Sein Auge rollt und droht und blüht,
Sind all die andern Lumpen.
Die Stimme mit Trompetenton
Jagt Feind und schier auch Freund davon,
Er sitzt vor seinem Humpen.

Er stoßt ihn dröhnend auf den Tisch
Und leert ihn, hei, wie gluckst es frisch!
Bis auf den letzten Stumpen.
Mit Zittern füllt der Wirt ihn neu,
Die Gäste lauschen fern und scheu,
Er sitzt vor seinem Humpen.

Herr Ralf, der ist ein Ritter wert,
Er trägt nicht Speer und trägt nicht Schwert,
Und läßt sich doch nicht lumpen.
Er hat den allerbesten Durst,
Die Welt ist ihm so wurst, so wurst,
Er sitzt vor seinem Humpen.

Diese sinnfreudige Kraftnatur, deren Urbehangen in diesen Versen so lustig karikiert ist, war eigentlich immerdar damit beschäftigt, sich selbst zu erleben. Ihm unbewußt, stand die Fülle seines Temperaments als Scheidewand zwischen ihm und der Außenwelt, so daß das Geistige der anderen nicht recht an ihn herankonnte. Als er einmal bei einem Besuch in Florenz einen Band Nietzsche auf meinem Tische fand, erinnerte er sich plötzlich, mit dem Verfasser, der zu ihm in die Sprechstunde gekommen war, einen Sommer lang nahe verkehrt zu haben, da Nietzsche ihn täglich zu langen Spaziergängen auf den Lido abholte und unterwegs mit großer Aufmerksamkeit seinen Ausführungen über naturwissenschaftliche Dinge folgte. Wir wunderten uns beide gleichermaßen bei dieser Entdeckung: er, daß sein Klient eine so berühmte Person war, ich, daß man mit Nietzsche verkehrt haben konnte, ohne von seinem Geiste einen Eindruck zu empfangen. Der stille Prophet und Umwerter der Werte war offenbar auf diesen Spaziergängen niemals zu Worte gekommen.

Ein Naturell wie dieses hat eine Anziehungskraft für das Glück; während man sich immerwährend um ihn sorgte, schossen von allen Seiten die glückhaften Zufälle an ihn heran. Er hatte sie auch nötig: Sparen und Rechnen war ihm ganz unmöglich, er wußte kaum, was er einnahm, und alles Geld zerrann ihm in den Händen. Ein beständiges Auf und Nieder in den Lebensverhältnissen, das mit der Flut und Ebbe der ärztlichen Praxis in einer Fremdenstadt zusammenhing, war ihm ein ganz natürlicher Zustand geworden. Obgleich er eine zahlreiche Familie, Kinder und Stiefkinder, durchzubringen hatte, ließ er die Lebensängste nicht an sich heran; er baute auf seinen allzeit hilfsbereiten Freund, den Deus ex machina, dem er oft die freudigsten Jubelhymnen anstimmte. Während der ältere Bruder alles seiner festen zielsicheren Lebensführung verdankte, ließ der jüngere sich ganz vom Strome treiben und

befand sich dabei im Grunde auch nicht schlimmer, denn nicht nur dem Starken, auch dem Liebenswürdigen stehen die Götter bei.

Liebenswürdigkeit war in der That der Grundzug seines Wesens, der aus seiner tiefen Liebe zu aller Kreatur entsprang. Hilfsreich zu sein, war bei ihm nicht Ausfluß eines Prinzips und einer Weltanschauung, sondern ein Naturtrieb. Trotz seiner Hestigkeit konnte er gegen niemand einen Groll bewahren, alles löste sich ihm in Humor und Heiterkeit auf; auch wer ihm Schaden getan hatte, stand bald aufs neue in seiner Gunst. Als Familienvater entwickelte er eine geradezu frauenhafte Sorgfalt und Zärtlichkeit. So lange seine Kinder klein waren, wusch und badete er sie selbst, überhaupt nahm er, dem Landesbrauch sich anpassend, einen großen Theil der häuslichen Mühen auf sich. Die Erinnerungen seines Elternhauses pflegte er mit wahrhaft religiöser Andacht; es genügte, ihm mit einem Zitat aus den Werken seines Vaters entgegenzutreten, um ihn für immer gewonnen zu haben. Wer einem seiner Geschwister irgend Liebes erwiesen hatte, war seines feurigsten Dankes gewiß. Wer einen Gruß aus der Heimat brachte, wurde gastfrei aufgenommen. Hundertmal mißbraucht, ließ er sich nie verbittern, sondern kam dem Nächsten mit der gleichen Wärme entgegen. Einer der Gründe, weshalb er Venedig liebte, war, daß er dort das Leiden der Pferde nicht zu sehen brauchte. In den Sommerfrischen auf dem Festland wachte er über das Schicksal aller Tiere im Ort, den Vogelfstellern suchte er ihr barbarisches Vergnügen zu verleiden, und wehe dem Kutscher, der vor seinen Augen ein Pferd mißhandelte. Aber bei den Tieren machte seine Liebe noch nicht Halt, auch die Pflanzen schloß er darin ein: Blumen waren seine Wonne, allein er mochte sie nicht pflücken; um ein paar Bergweilchen heimzubringen, schleppte er unverdrossen einen schweren Klumpen feuchter Walderde mit. In dem baumlosen Venedig hielt er sich auf dem Dach des Hauses

einen lustigen Garten, zu dem er täglich das Wasser drei Treppen hoch selbst hinauftrug; als er beim Wegzug in eine andere, minder günstige Wohnung genöthigt war, die geliebten Pflanzen einem befreundeten Gartenbesitzer zu schenken, war ihm die Trennung von jeder einzelnen ein Schmerz, und er versäumte nicht, sie an ihrem neuen Standort von Zeit zu Zeit zu besuchen. Durch einen blühenden Strauch, den man vor ihn stellte, konnte man einen Ausbruch seiner Heftigkeit abschneiden: in der Betrachtung jeder einzelnen Blüte ging ihm eine Welt von Glückseligkeit auf, und indem er sich den Vorgang bei der Erschließung der Blüte durch die Sonnenstrahlen und ihre Befruchtung durch die den Blütenstaub weitertragenden Insekten vergegenwärtigte, pries er sich glücklich, die Geheimnisse zu kennen, mit denen die Natur hier waltet. Auch darin zeigte sich seine glückliche Anlage, daß er seine Kenntnisse genoß, sie nicht wie die Faust-Naturen bloß als Anzulänglichkeit, sondern als tatsächlichen Besitz empfand.

In den letzten Jahren trat dieses sonnenfrohe Leben mehr und mehr auf die Schattenseite. Mit dem zeitweiligen Rückgang des Fremdenverkehrs in Venedig verminderte sich die Pragis, und die Sorgen wurden größer. Die Empfindung bedrückte ihn, daß er mit seinen Kenntnissen und Gaben doch nicht erreicht hatte, wozu er von Natur befähigt war. Der südliche Boden, eine herrliche, aber untergehende Kultur, die jeder Tatkraft einen stumpfen untätigen Widerstand entgegensetzt, hatten ihn nicht zur vollen Ausnützung seiner Kräfte kommen lassen; wäre ja doch auch seinem willensstärkeren Bruder Edgar auf deutschem Boden ein viel breiterer Erfolg seines rastlosen Strebens vergönnt gewesen, als er ihn in Italien fand.

Schmerzliche Verluste gefellten sich hinzu, die liebsten Freunde starben nacheinander weg. Zuerst war der alte Pastor Elze gegangen; sein langes schweres Sterben griff dem Arzt und Freunde tief ins Herz, obschon er ihn wie einen

Weisen enden sah: noch bis zum letzten Todeskampfe dauerten ihre literarischen Erörterungen fort. Dann kam die Reihe an Ludwlg Passini, der, nach Venedig zurückgekehrt, in den Armen meines Bruders verschied. Immer einsamer wurde es um den Geselligen, Liebevollen: sein einziger Sohn ging zur Marine, und man mußte bei jeder Abreise mit der Möglichkeit rechnen, ihn nicht wieder zu sehen. Daß die Tochter im letzten Herbst die Maturitätsprüfung bestand und zur Hochschule nach Padua abging, erfüllte ihn zwar mit Stolz und Freude, allein nun mußte er auch sie entbehren.

Sein bester Trost waren seine Bücher. Hätte ich nicht die Bücher und meine Welt für mich, schrieb er noch in seinem letzten Brief an eine Freundin, so wäre ich bettelarm. Im Reichthum seiner geistigen Welt fand er wieder, was ihm das Leben versagte. Mit tiefer Dankbarkeit erkannte er immer an, daß es seine Mutter war, die ihm diesen größten Schatz fürs Leben mitgegeben hatte, denn die Kulturhöhe eines Hauses wird durch die Frau bestimmt. Im Palazzo Falier, seiner letzten Wohnung, die er um ihrer historischen Schatten willen liebte, wo es ihm aber nie gelingen wollte, in den weitläufigen öden Räumen das ersehnte häusliche Behagen herzustellen, gab es nur ein Zimmer, in dem er sich völlig zu Hause fühlte. Es war sein Bücherzimmer, dessen reiche Schätze in den letzten Jahren noch durch einen Teil der schönen Bibliothek seines Freundes Elze vermehrt wurden. Dort saß er jetzt halbe Nächte lang. Schon als Kind hatte er sich zuweilen andächtig unter seines Vaters Bücherschrank gesetzt und sich da ganz stille gehalten mit der Erklärung, er sei jetzt im „Bücherland“, und so fühlte er noch als Mann: die bloße Nähe der Bücher stimmte ihn höher. Wenn er las, so geschah es mit einer gewissen Vorbereitung, des Abends in Feierstimmung bei angezündeter Pfeife, vor einem Fiasco Wein. Da genoß er dann aus tiefster Seele. Auch im Lesestoff blieb er dem getreu, was er schon in der Jugend geliebt hatte. Mit der

italienischen Literatur befreundete er sich niemals, und es war ihm stets ein inniges Anliegen, seinen aus einer italienischen Ehe stammenden Kindern die deutsche Poesie nahe zu bringen, wobei er nur die sprachliche Schwierigkeit nicht richtig einschätzte. Wenn sein Sohn Eristan zu Besuch nach Hause kam, konnte es geschehen, daß er dem Jungen, der sich auf seinen Weltumsehlungen fast nur das zusammengewürfelte Matrosendeutsch hatte aneignen können, nachts am Bette aus dem zweiten Teil Faust vorlas, erfreut, wenn der Schläfer traumumfangen murmelte: O papà, come è bello!

Der Verlust des Bruders brachte den letzten und tiefsten Riß in sein zuvor schon verarmtes Leben. Zu lange hatte ihre beglückende innere Gemeinschaft gedauert, die keine Charakterverschiedenheit und keine äußere Einwirkung jemals zu trüben vermochte. Noch in den letzten Lebenstagen des Älteren, als dieser sich fast nur noch mit Blicken und Nicken unterhalten konnte, hatten sie ihre neuesten medizinischen Erfahrungen miteinander ausgetauscht. Zwar über den Schmerz riß sein herrliches Naturell den Überlebenden hinweg, aber in seinem Dasein blieb eine Lücke, die ihm niemand hätte ausfüllen können. — Es entsprach ganz seiner körperlichen Anlage, daß der Krankheitssturm, der ihn so bald nach dem Hingang des Bruders anfiel, den starken Stamm noch wilder rüttelte und noch schneller fällte. Eine schwere Influenza, die sich mit einem älteren Nierenleiden verband, war die Ursache seines Todes; es scheint aber, daß auch eine Infektion, die er sich vor Jahren am Krankenbette geholt und infolge deren er den Geruchssinn gänzlich verloren hatte, mit zu dem stürmischen Verlaufe beitrug. Er war nur vier Tage krank gewesen.

Schwerer Wolkenhimmel hing über der Lagune, und der Sturm peitschte das Wasser des Meeres in den Canal Grande, als der Entschlafene aus dem Portal des alten Dogensitzes auszog, um auf der Wasserstraße die stille Insel San Michele

zu erreichen, wo ihn das Flammengrab erwartete. Mitten durch das Getriebe des venezianischen Karnevals ging die Fahrt. Von der Rialto-Brücke beugten sich die Masken herab, bunte Faschingsbänder flatterten auf das Blumenfahrzeug nieder, das Fest des Lebens drängte sich noch einmal heran, um von dem Festfreudigen, Lebensfrohen Abschied zu nehmen. Wind und Wellen schienen sich seinem Auszug zu widersehen, der Regen goß in Strömen, und schwere Wetterwolken zogen nach, aber seine Gondel kämpfte sich wacker durch den Aufruhr, daß das Geleite kaum folgen konnte. Als von der Toteninsel der Rauch emporstieg, der sein Vergänglichches mit hinwegnahm, da hörte der Regen auf, die Wolken teilten sich und die Sonne glänzte.

(Geschrieben im März 1905.)

Adolf Hildebrand

Zu seinem sechzigsten Geburtstag

Zur Zeit, wo die Sturmflut des Naturalismus sich wie durch einen Dambruch über die Länder ergoß und alle tiefere künstlerische Kultur zu verwischen drohte, saß in Florenz im ehemaligen Kloster San Francesco a Paola ein Mann, der in der Stille und Verborgenheit schaffend allen denen, die sich weder vom Strome mitreißen lassen, noch entsagend zur Seite treten wollten, einen Halt und Anker gab und ihnen durch sein Dasein die Gewißheit verbürgte, daß dieser Schwall sich endlich verlaufen mußte und einmal wieder ein grünes Eiland der Kunst und Poesie aus den Wassern steigen.

Dieser Mann war Adolf Hildebrand, der Bildhauer, der am 6. Oktober dieses Jahres* auf der Höhe seiner Kraft und seines Ruhmes ins sechzigste Lebensjahr tritt.

Als ich im Spätherbst 1877, kurz nachdem mein ältester Bruder sich als Arzt in Florenz niedergelassen hatte, mit ihm und meiner Mutter zum erstenmal das Hildebrandsche Haus betrat, war Adolf Hildebrand der Welt kein Unbekannter, aber ein Halbverschollener. Von seinen Erstlingswerken hatte ich in Deutschland mit Bewunderung sprechen hören; da aber die Öffentlichkeit seit lange nichts mehr von ihm erfuhr, glaubte man im Vaterland, auch ihm sei, wie so manchem jungen Künstler zuvor, Italien zum Capua geworden.

In Florenz dagegen wurde gemunkelt, daß er wie ein Oger in seiner Werkstatt hause und niemand den Einblick gestatte; nur ein kleines Häuflein naher Freunde hatte

* Beschrieben im Herbst 1907.

Zutritt und wußte, daß dort in aller Stille ein großer Sieg sich vorbereitete.

Das alte Kloster San Francesco mit seiner schmucklosen, aber mächtigen Außenseite neben dem gleichnamigen Kirchlein am Fuße von Bellosguardo, auf der ersten leichten Erhebung des Hügels gelagert, mit dem Blick auf die nahen Berge und von reichstem Baumwuchs umgeben, hauchte eine ruhige, heitere Größe aus. Der heilige Franciscus im rissigen Steingewand, der damals noch nicht Hildebrandscher Familienheiliger geworden war, stand auf der zu jener Zeit noch offenen Piazzetta und erhob seine Hand segnend über Gerechte und Ungerechte. Als wir uns der offenen Haustür näherten, durch die man die Zypressen des alten Klostergartens erblickte, kam uns ein blonder junger Mann, der für einen Bediensteten zu fein und für den Künstler selber zu jung erschien, mit einer Haltung von bescheidener Sicherheit entgegen; wir fragten ihn auf italienisch nach dem Hausherrn: er war es selbst. Niemand hätte ihm die dreißig Jahre, die er damals schon zählte, angesehen; die Gestalt war mittelgroß und schlank, das Gesicht bartlos mit rötlich heller Haut, an der ganzen Erscheinung nichts Auffallendes als das dunkelblaue Auge, das mit ungewöhnlicher Energie, aber nicht in den Alltag, blickte. Er führte uns ins Haus, das noch ganz den klösterlichen Charakter trug, und stellte uns seiner Gattin vor, in der wir eine engere Landsmännin begrüßten. Es war, als hätte man sich von je gekannt, und eigentlich geht auf jene Stunde die lebenslange Freundschaft der beiden Familien zurück. Mein Bruder Edgar wurde gleich trotz seiner großen Jugend Hausarzt, und wir beiden Geschwister verbrachten durch eine Reihe von Jahren unsere Sonntagabende auf San Francesco, wo die anmuthstrahlende Hausfrau durch ihr gastliches Naturell und durch die Grazie ihres Geistes jedes Zusammensein zum Fest zu machen wußte. Als dann mein jüngerer Bruder Erwin von der Münchener Akademie nach Italien kam, trat er in

Hildebrands Werkstatt als Schüler ein und wohnte längere Zeit wie ein Familienglied in seinem Hause.

Wenn man nach San Francesco kam, so war es immer, als würde man einen Blick ins Goldene Zeitalter, denn neben der hohen Kultur hatte dort alles ein ursprüngliches Gepräge. Ein von der Natur bevorzugtes Menschenpaar noch in der Blüte des Lebens, von einer jährlich wachsenden Puttenschar umgeben, ein herrliches, durch Federvieh und Vierfüßler belebtes Landgut, das der einfachen, aber erlesenen Tafel seine Früchte und Blumen lieferte, und ein außerweltlicher, außerzeitlicher Geist, der in diesem Asyl des Glücks und Friedens wehte. Die monumentalen, fast leeren Räume, die des Künstlers eigene Hand im Lauf der Jahre so reich geschmückt hat, enthielten damals nur wenige, gleichfalls mächtige und monumentale Möbel, wie aus dem Raume gewachsen; da und dort stand eine Donatellobüste auf einem Sockel, dazwischen der naive Putte des Verrocchio; den größten Eindruck aber hinterließ ein von Hildebrand kopiertes Maréesbild von ergreifender Macht: ein nacktes jugendliches Menschenpaar, inmitten einer südlichen Landschaft, der Mann von dunkler Schönheit, das schlanke Weib leuchtend hell, und neben ihnen ein Alter, der eine rollende Orange hascht. Nie fand ein Zeitungsblatt den Weg nach San Francesco; die jetzt so mächtige Bibliothek bestand nur in den schüchternsten Anfängen, denn es wurde an Büchern neben Shakespeare und Goethe, die das tägliche Brot waren, damals nur etwa der „Tom Jones“ und Rousseaus „Confessions“, mit denen sich der Künstler eben beschäftigte, geduldet. Aber alle die toten Dinge pflegten an unseren häufigen Redeschlachten teilzunehmen, und da sie sich wie billig auf die Seite ihres Besitzers stellten, so hatte man einen schweren Stand, wenn er, wie leicht geschah, mit seinen Behauptungen über alle Grenzen ging. Denn man atmete bei Hildebrand eine scharfbewegte geistige Luft und mußte sich oft gegen sie wehren; die Wohlthat,

178

die von ihr ausging, hat wohl ein jedes nachträglich in der eigenen Entwicklung verspürt.

Frage ich mich nun, welches der erste, stärkste und dauerndste Eindruck war, den ich von Hildebrands Wesen empfang, so muß ich sagen: er erschien mir als der glücklichste aller Menschen und fähig, dieses Glück, wenigstens vorübergehend, auf andere zu übertragen. Die Luft wurde leicht und frei, wo er hereintrat, und einem jeden war es wohl in seiner Nähe. Man meinte den ersten Menschen vor sich zu sehen in einer noch unbewußten Welt. Mit keinerlei Herkommen hatte er das Geringste zu schaffen, er fing das Denken und das Leben ganz von vorne an. Oft konnte er mit einem einzigen Wort ein ganzes Gewebe hergebrachter Vorstellungen zerreißen, daß die Dinge wie neugeboren daraus hervortraten. Diese Ursprünglichkeit und Einfachheit setzten ihn aber merkwürdigerweise in gar keinen Zwiespalt mit der Welt, vielmehr machte er alles, womit er in Berührung kam, einfach; es strömte eine solche frohe Sicherheit und Überzeugungskraft aus seinem Wesen, daß sich selbst die Philister, solange sie ihm zuhörten, willig nach ihm umarteten.

Schwerlich wird man wieder einen schaffenden Geist von solcher Stärke finden, der in so verschwenderischer Weise den Personen seines Umgangs sich selber gibt — das heißt seine innere Stellung zu allem Sichtbaren und Unsichtbaren —, wie es Hildebrand in seiner Jugend that. Unablässig schüttelte er sein Gold von sich wie die Irrlichter in Goethes Märchen, aber ohne davon jemals dünner zu werden. Nie hatte er einen Gedanken auf Lager, alles war Erzeugniß des Augenblicks: man sah ihn denken, ein Phänomen, das ich an niemand sonst beobachtet habe. Sobald ein neuer Gedanke sich in ihm durchrang, verlangsamte sich sein Sprechen, die Zunge suchte tastend und strauchelnd nach dem allertreffendsten Wort, und gleichzeitig heftete sich der Blick, der zuvor etwas Weites und Allgemeines hatte, immer bestimmter und zusammen-

gezogener auf den Hörer, bis der innerste Punkt der Sache gefunden ist und zugleich das rechte Wort sich eingestellt hat. Dieses Schauspiel ist mir in den ersten Zeiten unserer Bekanntschaft so merkwürdig gewesen, daß ich oft darüber vergaß, seinen Ausführungen zu folgen. Dabei ist dieser reiche Geist das gerade Gegenteil von dem, was man gemeinhin „geistreich“ nennt. Ein Wortgeplänkel, einen Wis, irgendein Geistespiel zu persönlicher Wirkung hat niemand je aus seinem Munde gehört: gänzlich ohne Ichgefühl geht er vollkommen in der Sache auf und läßt auch die persönlichen Gefühle des Hörers, die etwa mitsprechen könnten, in aller Unschuld außer acht, in jedem die gleiche ichlose Sachlichkeit voraussetzend. Das Merkwürdigste aber war, daß man mit ihm über ihn selber sprechen konnte, gerade so, wie man über einen abwesenden Dritten spricht: er, der in Unbewußtheit vor sich hinlebte und niemals sein Ich bespiegelte, blieb dann plötzlich wie überrascht stehen, betrachtete dieses Bild, das man ihm vorhielt, als etwas Gegenständliches, billigte, ergänzte oder berichtigte es stellenweise, indem er hier wie überall gleich an die Wurzeln der Dinge ging.

Wenn sonst bei den reichbegabten Naturen im gleichen Verhältnis zur Genußfähigkeit auch die Leidenschaftlichkeit gesteigert und ver Hundertfacht ist, so hat Hildebrand im Gegenteil unendlich mehr Abwehrorgane zur Welt gebracht als andere Menschen. Dem Unerfreulichen weiß er immer noch eine leidliche, wenn nicht heitere Seite abzugewinnen, und das schlechtweg Unverträgliche entfernt er aus seinem Vorstellungskreis. Ebenso hält er es mit den Menschen auch. Nie sah man ihn persönlich etwas übelnehmen. Die Häkeligen, die Verstimmten und Verstimmenden oder solche, in deren Natur es liegt, poetische Illusionen zu zerstören, Blütenstaub abzustreifen, schob er sich einfach in eine größere Entfernung, ohne ihnen zu grollen oder sie zu mißkennen; vielmehr schätzte oder genoß er aus dem ferneren Standpunkt ihre guten Eigen-

180

schaften unvermindert. Dagegen kam es ihm gar nicht darauf an, wenn er gerade einen Abnehmer für seine ringenden Ideen brauchte, sich neben den ersten besten Biedermann zu setzen, der nur in den ausgefahrenen Gleisen denken konnte, und ihm die subtilsten Wahrnehmungen über die feinsten, geistigsten Dinge zu entwickeln in einer Sprache voll kühner Paradoxen, zu der nur die Eingeweihten den Schlüssel hatten, ohne zu sehen, daß seinem Gegenüber bei diesen Reden ein Mühlrad im Kopfe herumging. Ja, er hielt sich dann in der Freude über den glücklich gehobenen Schatz wohl selber für den Empfangenden und rühmte die anregende Bekanntschaft, die er gemacht hatte. In Freundeskreise wurde ihm nachgesagt, daß er gelegentlich seine eigenen Gedanken und Einfälle im Mund eines anderen, der sie ihm wieder zu hören gab, höchlich bewunderte, ohne sein Eigentum wiederzuerkennen.

Kein Verdender hat Hildebrands Weg gekreuzt, der nicht von ihm einen Lebensgewinn empfangen hätte. Für die Reifen, Fertigen war seine Nähe ein Labsal und eine Verjüngung. Man weiß, wie Karl Hillebrand, der feinsinnige Gelehrte, immerzu nach ihm wie nach einem kühlen Waldquell dürstete. Er pflegte zu sagen: Was die anderen mir geben können, finde ich alles auch in Büchern, das Seinige kommt unmittelbar aus der Natur. — Wenn Hildebrand redete, so war es, als ob der heilige Hain zu Dodona gerauscht hätte. Alles Schiefe, Halbe, Halbwahre, alles Landläufige, Geschraubte oder Sentimentale war mit einem Ruck vom Tische gefegt, wobei es freilich vorkam, daß auch echte Werte, zu denen er kein Verhältnis hatte, mit hinunterfielen. Das machte seinen Umgang für schwächere Naturen, die ihm unbedingt erlagen, etwas gefährlich. Worte von ihm wurden herumgetragen und mit Ehrfurcht wiederholt, auch wenn sie unterwegs ihren Sinn verändert oder ganz verloren hatten; wofür ihm Neigung und Verständnis fehlten, das schien vielen nicht daseinsberechtigt. Natürlich hätte er diese Diktatur, von der er selbst

nichts wußte, durch die bloße geistige Kraft und die des Naturells nicht ausüben können: es war die ununterbrochene Reihe schöpferischer Taten, die hinter seinen Gedanken stand und ihnen den Nachdruck gab. Sah man ihn in der Werkstatt an der Arbeit, so hatte man sein anderes, sein unbewußtes Ich vor Augen. Da hörte man keinen Tieffinn mehr aus seinem Munde, er redete mit sich selber oder mit der Figur, sang und lachte vor sich hin, daß ein Fremder geglaubt hätte, er sei voll süßen Weines. Störungen gab es für diesen Glücklichen aller Sterblichen nicht; kein stimmungsraubendes Element drang in seine Werkstatt, jede Stunde war gleichwertig und voll Eingebung. Und immer spiegelte sich das Naturell des Künstlers in seinem Werke, irgendwie schimmerte etwas vom ersten Menschen durch: das Triebmäßige, Ursprüngliche in der menschlichen Natur, noch von Paradiesesunschuld umflossen und streng vom Stilgefühl begrenzt, machte er am liebsten zum Inhalt seiner Darstellung. Es gab aber auch Stunden, wo dieses dionysische Element alle Schranken durchbrach; das geschah gern des Abends in angeregter Gesellschaft, besonders wenn jemand so geschickt war, einen Bleistift unauffällig in die Nähe des Künstlers zu bringen. Alsdann fesselte ihn kein Gespräch mehr, er nahm das erste beste Stück Papier zur Hand — wenn keines da war, so genügte das Tisch Tuch oder eine marmorne Tischplatte —, und alsbald bedeckte sich der weiße Grund mit den abenteuerlichsten Geburten der Phantasie. Man sah eine Walpurgisnacht dämonisch toller Naturwesen entstehen, die unmöglichsten Gebilde, verrückt und der Vernunft unerträglich, aber von so mächtigem Lebenswillen und Lebensrausch durchströmt, daß mich oft der unheimliche Gedanke peinigte, es könnte doch am Ende irgendwo solche Geschöpfe geben.

Was für lustige Szenen fielen in jenen ersten Jahren auf San Francesco vor. Als der Künstler an der später aufgegebenen Bacchusgruppe arbeitete, betrachtete sich der junge

Bauer, der für den Gott Modell stand, den Entwurf des Satyr's in Ton und fragte mit Grausen, ob es denn in Wirklichkeit solche Menschen gebe. Ja freilich, war die Antwort, ganz oben im Apennin; es sind nur noch wenige von einer aussterbenden Rasse, und seit der allgemeinen Wehrpflicht haben sie sich tief in die Berge zurückgezogen, um der Aushebung zu entgehen. — Nach ein paar Tagen stellte sich das Modell wieder ein und sagte: Jetzt weiß ich, daß Sie mich gefoppt haben und daß es nirgends solche Menschen gibt. — Was gefoppt! Freilich gibt es solche Menschen, antwortete der Künstler, komm nur nächsten Mittwoch wieder, dann zeige ich ihn dir.

Am Mittwoch kaufte Hildebrands Faktotum, der Neapolitaner Gabriello, ein Paar Ochsenfüße, die er mit großer Geschicklichkeit an seinen Knien befestigte und sich damit auf ein Kanapee kauerte. Einen flächsernen Bart machte ihm Hildebrand zurecht und gab ihm einen Fiasco in den Arm, daß er wahrhaft überwältigend aus sah. Dann rief er dem Modell: Komm nur herein, er ist schon drinnen. Der Bauer nahte sich zweifelnd der Schwelle und fuhr beim Anblick des Ungetüms entsetzt zurück. Um keinen Preis war er näher zu bringen, obgleich ihm Hildebrand dringend zuredete: Nun hab' ich ihn dir zuliebe kommen lassen, das hat mich viel Geld gekostet, und einen Wagen mußte ich ihm auch an die Bahn schicken, weil er sich scheut, mit seinen haarigen Beinen durch die Stadt zu gehen. — Aber er hatte gut reden, die Angst war zu groß. Mit dem zusammen Modell stehen, um keinen Preis! Vergeblich versicherte der Künstler, es sei ja ein ganz guter Kerl, der niemand was zuleide tue, und er habe einen trefflichen Wein mitgebracht, von dem er den anderen auch würde trinken lassen; der war nicht zu bewegen: No, non mi garba (Nein, es paßt mir nicht), war seine immer wiederholte Antwort.

Endlich ließ er sich mit Mühe hereinschieben und zog sich sehr ängstlich aus, schielte aber während der Sitzung immer

voll Brauen nach den Satyrbeinen, während Gabriello sich kaum mehr halten konnte. Plötzlich an einem Zwinkern der Augen erkennt er ihn und fährt mit einem Schrei in die Höhe, stürzt jubelnd auf ihn zu, bekommt den Fiasco zu fassen und schluckt, was nur die Gurgel hinunter will, um sich von seiner Angst wiederherzustellen.

Unverwundliche Heiterkeit ist das Element, in dem Hildebrands Leben und Schaffen sich bewegt. Auch die Regel, daß nichts schwerer zu ertragen ist als ein dauernder Sonnenschein, findet an ihm eine Ausnahme. Jeden anderen hätte eine so lange Reihe von guten Tagen, wie das Glück sie ihm beschert hat, schlaff oder stumpf gemacht: ihn fand sie in immer gleicher Genußfähigkeit und Arbeitsfrische.

Das dem Sterblichen so natürliche Bedürfnis, den Blick von der Helle weg zuweilen ins Dunkel zu richten, in jenes Dunkel, das keines Menschen Freund ist und aus dem doch die wunderbarsten Geburten steigen, scheint er nicht zu kennen. Er hat in der That wenig Sinn für das Tragische im Leben, es muß zur Kunst geworden sein, um ihn tief zu berühren: sein Lieblingsdichter ist Shakespeare. Vor dem Anblick unvermeidlicher Uebel, schwerer, unheilbarer Kümmernisse pflegte er sich stets in seine Arbeit zu verschließen, und man konnte mitunter glauben, daß er gar kein Herz hätte. Doch sobald es etwas zu tun, zu helfen gab, war Hildebrand als erster zur Stelle und setzte sich auf das allerpersönlichste ein, wie er es für den unglücklichen Karl Stauffer that, den er dem Gefängnis entriß und, freilich nur für kurze Zeit, mit neuem Lebensmut erfüllte. Von klein auf konnte er kein Unrecht verüben sehen, ohne dagegen einzuschreiten. Als er einmal in Rom als blutjunger Mensch erfuhr, daß in einer Gesellschaft ein alter Mann von einem jungen bei einem politischen Streite geohrfeigt worden war, und daß keiner der Anwesenden sich eingemischt hatte, schoß Hildebrand weg und suchte in den Straßen Roms viele Stunden lang — leider vergeblich —



nach dem rohen Täter, um ihn unter die Fäuste zu nehmen. Alles, was Handlung fordert, fand ihn bereit; für das bloße Mitleid dagegen, das Miterleiden, gibt es in seiner Welt keinen Raum. Niemals ließ er sich durch Theilnahme an fremdem Schicksal durchschüttern und zerreißen — diesen Vorteil hat ja der bildende Künstler vor den Poetennaturen voraus, die beim Anblick eines Ausersten sich selbst von dem Betroffenen nicht mehr zu scheiden wissen. Zu den großen Operationen meines Bruders pflegte, wenn es an Händen fehlte, Hildebrand sich als williger Helfer einzustellen. Es zog ihn da die Sache selber an, die Menschenliebe kam ihm erst in zweiter Linie, und davon machte er auch keine Ausnahme, wenn es seinem eigenen Leibe galt. In seiner Knabenzeit hatte er das Aufsuchen und Aushalten von körperlichen Schmerzen als Indianersport getrieben, und er blieb als Mann gegen sich und andere auf diesem Punkte mitleidslos.

Deutlich fühlt man, daß in Hildebrands Welt eine besondere, eine unausdrückbar andere Luft weht, als in der Welt der heutigen Menschheit; sie erinnert mich an die Luft Mozarts, dem er sich nicht umsonst so nahe fühlt. Mozart kann so gewaltig sein als einer, aber auch wenn er die Hölle aufruft, immer macht er uns die Luft frei und die Füße leicht und läßt uns nicht vergessen, daß die Kunst im letzten Grunde ein Spiel ist. Derselbe blaue Himmel wölbt sich auch über Hildebrands Werken und Wesen, denn bei ihm sind Künstler und Mensch nirgends zu trennen. Ist dieses Abgewendetsein vom Schmerz, dieses Hinlächeln über die Abgründe ein Mangel oder eine Stärke? Mir scheint, solche Naturen fühlen tiefer als wir anderen die innere Ordnung der Dinge und bleiben im Einklang mit allem Naturgeschehen, weil sie über Tod und Vergänglichkeit hinweg das ewige Leben weitergehen sehen wie die Alten, die auf Gräbern das Symbol der Fruchtbarkeit verehrten.

Auf eine ganz merkwürdige Weise haben sich in diesem Künstler die entgegengesetzten Elemente von Vater- und

Mutterseite zu einem bruchlosen Ganzen vereinigt. Der Vater scheint eine reine Triebnatur gewesen zu sein, während die ethische Seite von der seelen- und charakterstarken Mutter gepflegt wurde. Von ihr stammt beim Sohne auch das starke Abstraktionsbedürfnis, das mit der großen sinnlichen Kraft des geborenen Künstlers im Widerspruch zu stehen scheint, in Wahrheit aber ihre Ergänzung, den anderen Pol seines geistigen Wesens bedeutet. Von dem Vater Hildebrands wurde mir erzählt, daß er bei einer schweren Krankheit des Sohnes, als dieser monatelang mit dem Tode rang, sich niemals einschließen konnte, das Krankenzimmer zu betreten; so oft er bis zur Schwelle gekommen war, ergriff er entsetzt die Flucht. Dasselbe Naturrauen spiegelte sich im Sohne wider, der eine kränklich aussehende Schwester gar nicht in sein Zimmer ließ, weil er nur ganz gesunde Menschen an seinem Bette sehen wollte. Daß er aus jener Krankheit genas, war ein physisches Wunder, das niemand außer ihm selbst für möglich hielt; von den Ärzten aufgegeben und zum Berippe abgekehrt, unter fürchterlichen Schmerzen in einem Bette liegend, das durch Monate nicht gemacht werden konnte, während ihm das Hemd auf dem Leib verfaulte, hatte er noch immer ein so starkes Lebensgefühl, daß er während der größten Gefahr seine Mutter, die ihn pflegte und ihre Seelenangst verbarg, an seinem Bette im Nachtkleid zu tanzen zwang. Auch durch die Absicht der Ärzte, ihm ein Bein abzunehmen, ließ er sich nicht in seinem Glücksgefühl stören; vielmehr begann er gleich sich mit dem herzustellen Holzbein zu beschäftigen, und als ihm dieser Verlust zwar glücklich erspart blieb, er aber aus der Krankheit ein steifes Knie mitbrachte, trug er leichten Herzens den Verzicht auf jede Art von Sport, denn schon hielt die Natur dem Glücklichen in der immer stärker vortretenden Schaffenskraft den Ersatz bereit.

Man muß einen bedeutenden Menschen von seiner Kindheit erzählen hören, wenn man den Schlüssel seines Wesens

finden will. Unter den mancherlei Jugendgeschichten, die ich aus Hildebrands Mund hörte, ist mir eine kleine Anekdote aus seinen frühesten Jahren unvergesslich. Er hatte als fünfjähriger Junge in Zürich zum erstenmal eine Menagerie gesehen und war über die Sprünge und Spässe der kleinen Affchen in das helle Entzücken geraten. Auf dem Heimweg kam ihm der Einfall, es gleichfalls als Affchen zu probieren. Flugs zog er die Kleider vom Leib und kletterte auf einen der großen Bäume, die der Straße Schatten gaben. Dort oben sprang und turnte er nach Herzenslust, schnitt alle Grimassen, die er die Affen hatte schneiden sehen, und freute sich königlich, seinen älteren Bruder, der auf diesem Weg aus der Schule kommen mußte, als Affchen zum besten zu haben, als plötzlich ein biederer Bürgermann, durch sein Quietschen aufmerksam gemacht, den Blick erhob, des nackten Knaben ansichtig wurde und ihm mit Entrüstung zurief: Du Schw . . . ! Dieses erschütternde Erlebnis blieb dem Knaben völlig unbegreiflich; er konnte es nicht fassen, daß er nun mit einem Male ein Vorfstentier sein sollte, da er doch weder gegrunt noch sich sonst ein Attribut vom Schweine angemacht, sondern ganz getreu das Affchen gespielt hatte. Solche unerhört naive Stellung zur Außenwelt, die durch das besondere Hildebrandsche Familienleben noch gefördert und unterhalten wurde — die sieben Geschwister verkehrten ausschließlich untereinander und liefen, wenn Besuch kam, einfach davon —, nahm er auch in die reifen Jahre mit hinüber. Immer wiederholte sich von Zeit zu Zeit bei ihm das Erstaunen des Kanadiers vor der Tünche der Zivilisation. In der Schule hatte er nichts, rein gar nichts zu lernen vermocht. Alle Zeit, die er dort verfristen mußte, war für ihn bloß eine Pein. Das Lesen- und Schreibenlernen kostete ihn eine unsägliche Mühe, er brauchte drei Jahre dazu. Der mit so starkem Formgefühl begabte, immer mit den Augen lebende Knabe wollte z. B. nicht glauben, daß das A wirklich ein A sei, weil die Form

nichts hatte, das ihm den Laut versinnlichte. Wenn es ihm gelang, eine Seite fließend herunterzulesen, so erforderte das eine solche Aufmerksamkeit, daß ihm für den Sinn des Gelesenen kein Raum blieb. Achtjährig machte er bei der Prüfung für den Übergang ins Gymnasium sechzig Fehler im Diktat. Alle Lehrer erkannten die ungewöhnliche Begabung des Knaben und zugleich seine vollkommene Unfähigkeit, auf dem herkömmlichen Gleise des Unterrichts mitzugehen. Geschichte, Geographie bedeuteten ihm die tödlichste Langeweile, und das Latein blieb für ihn mit einer unübersteiglichen Mauer umgeben. Dagegen zeigte er einen natürlichen Sinn für Mathematik und Geometrie, und er machte viel älteren Kameraden heimlich ihre arithmetischen Aufgaben. In späteren Jahren bedauerte er sehr, daß ihm nicht damals schon die Analogie der Dinge aufgegangen war. — Hätten mir meine Lehrer gesagt, daß das *ut* mit dem Konjunktiv auch nur ein Winkel ist, so hätte ich mich auch mit dem verhassten *ut* befreunden können, sagte er, als er mir gelegentlich von seinen Schülerleiden erzählte.

Ein Wunder möchte es scheinen, daß gerade dieser Feind des Lernens sich eine Allseitigkeit und Tiefe der Kultur erworben hat, wie sie gewiß unter bildenden Künstlern eine Seltenheit ist. Das Leben gab sie ihm, der Verkehr mit den hervorragenden Geistern seiner Zeit, die ihm in langer Reihe ihr Bestes schenkten, bei Runo Fischer angefangen, der mit dem Vater Hildebrand auf dem Kriegsfuß stand, aber den Knaben Adolf in Jena auf lange Spaziergänge mitnahm, um sich mit ihm zu unterhalten. „Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste.“ Mächtig wirkte auch die Ehe mit einer geistig schon sehr entwickelten Frau ein, die ihren eigenen Kulturbesitz hinzubachte und durch ihren vielseitigen, nie rastenden Trieb immer neue geistige Nahrung ins Haus zog; sie war es auch, die Buch um Buch in San Francesco einschwürzte.

Das Beste freilich hatte er schon aus dem Elternhause mitgebracht, in dem eine freie kosmopolitische Luft wehte. Sein Vater, der bekannte Nationalökonom Bruno Hildebrand, war selber eine genial angelegte Natur; er hatte im Frankfurter Parlament eine hervorragende Rolle gespielt und hing auch in der Verbannung den achtundvierziger Idealen mit Leidenschaft an. Er wird als eine Persönlichkeit von höchster Anziehungskraft und allseitig zugreifender Lebendigkeit geschildert, mit jener eigentümlichen Gabe, die er dem Sohne vererbt hat, die anderen von allem, was er wollte, zu überzeugen. Außerst temperamentvoll und etwas cholerisch mit einem gewissen Zug ins Pädagogische, wie er den Achtundvierzigern gerne anhaftete, liebte er die Redekämpfe, das genaue Hineinleuchten in begriffliche Probleme, und focht besonders mit dem ältesten Sohne Richard immerzu scharfe geistige Turniere aus. Er tyrannisierte das junge Volk durch Aufsätze, die sie ihm machen mußten, und duldete keine unausgefüllte Minute, ließ ihnen aber andererseits wieder große Freiheit und förderte neben der wissenschaftlichen immer auch die künstlerische Richtung. Von ihrem neunten Jahre an schickte er seine Kinder in jedes Shakespearestück, das über die Bühne ging. Lessing, Goethe, die Alten gehörten zum täglichen Umgang. Die Mutter ihrerseits hatte aus ihrem eigenen Elternhause den Kultus des Cervantes zugebracht. Diese Mutter erscheint in den Schilderungen des Sohnes als hochstehende Frau von felsenfesten Überzeugungen und glühendem Idealismus; sie war gleichfalls begeisterte Achtundvierzigerin und ließ sich durch die materiellen Sorgen des Flüchtlingslebens nicht im mindesten anfechten. In Zürich, wo die Hildebrandischen das Haus mit der Familie Herwegh teilten, und in Bern, das ihnen in einem alten, vor der Stadt gelegenen Schloß mit Park und Wiesen einen herrlichen Wohnsitz bot, ebenso wie in Jena, wohin Bruno Hildebrand nach der Amnestie berufen wurde, überall bildeten sie eine abgeschlossene

Insel, wo ein ganz anderer Geist herrschte als anderwärts. Der Knabe Adolf als Viertes in der Reihe der Geschwister war darin noch besonders glücklich, daß sich die pädagogische Schärfe des Vaters schon abgestumpft hatte, als er heraufwuchs, daher er von der stark bewegten geistigen Luft des Hauses nur die Vorteile genoß. Philosophie und Literatur umgaben ihn von klein auf wie ein natürliches Element, das er sich nicht erst durch Bücherlesen zu erschließen brauchte, und als er das Elternhaus verließ, hatte der Siebzehnjährige, der in allen weltlichen Dingen noch hilflos war wie ein Kind, schon einen völlig freien Überblick im Geistigen.

Des Knaben stärkster Trieb ging von Anfang an auf die sichtbare Form, und besonders beschäftigte ihn der nackte menschliche Körper.

Außere Einflüsse hatten dabei nicht mitgewirkt; in seinem Elternhause gab es keine Gemälde noch Gipsgüsse; nur ein einziges Mal als kleiner Junge war er in Jena in den Antikensaal der Universität gekommen, wo er vor Entzücken ganz außer sich geriet und auch in dieser Welt gleich so völlig zu Hause war, daß ihm die einzelnen Figuren und ihre Stellungen aufs deutlichste im Gedächtnis haften blieben. Schon als Kind zeichnete er unablässig nackte Menschenleiber aus der Vorstellung, wozu er an sich selbst die Studien machte. Nie war dieser Zug zuvor in der Familie gewesen, nur die Schaffenskraft an sich glaubt Hildebrand vom Vater zu haben, bei dem sie sich jedoch bloß als großer Tätigkeits- und Organisationstrieb ohne künstlerische Anlage äußerte. Der alte Hildebrand konnte nicht sein, ohne etwas Fruchtbare ins Leben zu rufen, Anstalten zu gründen, Eisenbahnen zu legen. Im Sohne kam dieser Trieb mit der Richtung auf große künstlerische Ideen breitesten Stiles wieder heraus. Es scheint, daß das schöpferische Vermögen sich zunächst nur als Naturkraft vererbt, und daß es meist von geheimnisvollen Einflüssen abhängt, in welcher Form es in die Erscheinung treten wird.

Sunächst wußte man aber nicht, was mit dem kleinen Knownothing beginnen. In Jena, am Stoyischen Institut, das er nach seines Vaters Versetzung an die dortige Universität besuchte, kam er auch nicht weiter, soll aber durch seine Pud-Natur Schüler und Lehrer immerzu in Aitem gehalten haben, wovon manch heitere Geschichte noch erhalten ist. Einen Kameraden, der zu den Internen gehörte, und der mit Schimpf und Schande ausgestoßen werden sollte, weil er sich gegen eine Züchtigung gewehrt und dem Lehrer beide Hände festgehalten hatte, wußte der kleine Hildebrand am Vorabend des schimpflichen Verfahrens mit Indianerkühnheit und Indianerfindigkeit nächtlicherweile aus der Anstalt zu entführen. Nachdem er ihn noch in der Nacht zwei und eine halbe Stunde weit zur nächsten Bahnstation begleitet hatte, schlich er sich in aller Gottesfröhe in das Schlafzimmer zurück, das er mit seinem Vater teilte und das er in der Nacht ebenso unbemerkt verlassen hatte, worauf er sich morgens unschuldig wie immer in der Schule einfand, wo natürlich über das Verschwinden des Delinquenten alles in Aufruhr war.

Im Stoyischen Institut gab es Werkstätten zur Erlernung verschiedener Hantierungen, wie Schreinern, Schlossern usw. In der Töpferwerkstatt fiel dem Knaben zum ersten Male Ton in die Hand, und alsbald knetete er eine menschliche Figur, zu der ihm sein Freund und Sprachlehrer an der Anstalt, der nur um fünf Jahre ältere Engländer Grant, Modell saß. Die Figur enthüllte unwiderstehlich seine Naturbestimmung. Der Vater war entzückt und entschied augenblicks, der Sohn müsse Bildhauer werden. Allein dieser wollte nicht. Er wollte wohl die Bildhauerei treiben, aber für sich, als Privatfache, die man nicht zum Lebensberuf macht. Auch hier spielte bei dem empfänglichen Knaben ein Augeneindruck mit: er hatte junge Künstler mit Samtröcken und besonderer Haartracht gesehen, und weil er das für ein unumgängliches Attribut des Künstlertums hielt, so weigerte er sich mitzutun. Obnehin

glaubte er an seiner künstlerischen Begabung nichts vor anderen voraus zu haben; denn, von sich ausgehend, nahm er an, daß diese jedem richtigen Menschen gleichmäßig angeboren sein müsse. Nun wußte man keinen Rat mehr, als er plötzlich erklärte, er wolle Kaufmann werden. Natürlich hatte er vom Handelswesen nicht den blassesten Begriff, es lockten ihn nur die fernen Länder durch die Vorstellung wunderbarer Abenteuer. Der Vater, der für das Wesen dieses Sohnes ein seltenes Einsehen gehabt zu haben scheint, gab nach. So wurde er denn in eine Handelsschule gebracht und erlernte neuere Sprachen, das Englische und Spanische, woran er Freude hatte; als es aber an die doppelte Buchführung gehen sollte, wurde ihm der Spaß zu trocken. Jetzt schlug sich Grant ins Mittel, und ihm gelang es, den jungen Freund von dem wunderlichen Bedenken gegen sein Lebenselement, die Bildhauerei, zu heilen.

Seinen Weg als Künstler machte er ganz allein. Der Vater, der sich bewußt war, nichts von bildender Kunst zu verstehen, überließ ihn mit vollem Vertrauen seinem eigenen Stern. War er doch selber einst mit elf Jahren seinen Eltern entlaufen und hatte sich auf eigene Hand in Schulpforta zum Unterricht eingestellt. Er griff nur soweit ein, daß er dem Sohne die nötigen Mittel gab und selber die erste Bestellung bei ihm machte: seine eigene Büste, die noch erhalten ist. — Adolf Hildebrand brauchte nicht lange zu suchen und irre zu gehen. Aus den gebahnten Gleisen, in denen nichts für ihn zu gewinnen war, trug ihn eine rasche Glückswelle nach Italien, und in Rom begegnete er gleich dem Großen, der als einziger richtunggebend auf ihn eingewirkt hat: Hans von Marées.

Marées, der als Maler dieselben Pfade mit Bewußtsein suchte, nach denen in der Plastik der um zehn Jahre jüngere Hildebrand zunächst noch unbewußt tastete, hatte schon schwere Jahre des künstlerischen Ringens und materieller Entbehrungen hinter sich, als er mit dem Neunzehnjährigen zu-

192

sammentraf. Jetzt war er mit Aufträgen des Herrn v. Schack nach Rom gekommen, allein seinem Mäcenat fehlte für die Kunst Marées' jede Empfindung; er fand die Bilder schlecht, und der gekränkte Künstler wollte nun auch keine Bezahlung dafür annehmen. Außerdem hinderte ein dämonischer Zug seiner im Grunde zwar heiteren, mit dem feinsten Humor begabten, aber sehr verstimmbaren Natur ihn vielfach im Schaffen wie im Leben. Er trug das Höchste in sich, er wußte so genau, was er wollte, daß er in Stunden der Erhebung seine noch im Werden begriffenen Bilder dem Beschauer als fertige, vollendete erscheinen lassen konnte; aber unaufhörlich zerrann ihm das Werk unter den Händen, und nur selten wollte es ihm gelingen, seine Gesichte rein und vollkommen zur Darstellung zu bringen. Er aber achtete das Geschaffene nicht; so gleichgültig war er gegen seine Bilder, daß er sie im Schmutz und Staub der Werkstatt am Boden liegen ließ, wohl auch mit den Füßen darauf herumtrat, nur ganz erfüllt von der neuen, größeren Aufgabe, die er sich stellte. So erreichte er es nicht, die Welt zur Anerkennung zu zwingen, und von denen, die mit ihm verkehrten, ahnten die wenigsten in ihm den großen Pfladsucher und Bahnbrecher. Es muß für Marées wie ein Göttergeschenk gewesen sein, daß der junge Hildebrand in seine Werkstatt trat und augenblicklich in seinen Bildern erkannte, was ihren Ewigkeitswert ausmacht. Für den Jüngeren war es eine Offenbarung, dasjenige hier mit Augen zu sehen, was ihm selber auf seinem eigenen Gebiet mehr ahnungsweise vorschwebte. Marées befand sich im stärksten Widerspruch gegen seine Zeit, Hildebrand wußte überhaupt nichts von ihr. So merkwürdig gerade führte das Glück diesen seinen Lieblingssohn, daß er gar keine schlechten, keine durch das Hineintragen von Nebenabsichten verwirrten Kunstwerke kannte, als er mit Marées zusammentraf. Er hatte in Deutschland keine Ateliers besucht, und die Zeitströmungen hatten ihm auch nicht die Schuhsohlen beneht.

So stand er jetzt in aller Unschuld des Genius Aug in Auge mit der großen Kunst. Doch ist von einem richtigen Schülerverhältnis nicht die Rede gewesen, da vielmehr Marées erst durch Hildebrands Schaffen in das Wesen der Bildhauerei nähere Einsicht gewann. — Du hast eigentlich alles von Natur, sagte damals Marées zu dem jüngeren Freund, du brauchst nur zuzulernen, nur immer feiner zu werden.

Marées war keine naive Natur wie Hildebrand, und das Leben war schon zu unsanft mit ihm gefahren. Er litt an seinem Verkanntsein. Sich selber aufs stärkste empfindend, aber bei dem ewigen Ringen und Kreischen unvollendeter Werke gewissermaßen ein König ohne Land, mußte er äußerlich vor solchen zurückstehen, die er unter sich sah, die aber Geltung und Namen erworben hatten. Er litt auch unter dem Gefühl seiner Armut. In abgeschabten Kleidern, in denen doch jedes feinere Auge sofort den vornehmen Mann erkannte, trat er oft ohne Not hochfahrend auf, nur um das Mißverhältnis auszugleichen. Viele hielten ihn für abelsstolz, denn es konnte vorkommen, daß er von Bekannten, die ihn schlechtweg Marées anredeten, erzürnt die Titulatur Herr von Marées verlangte. Es war das nur eine der vielen oft recht wunderlichen Formen, unter denen er, wenn Entmutigung ihn beschleichen wollte, sich selbst in die Höhe riß; besonders in späteren Jahren, als der Abstand zwischen seinen Entwürfen und dem augenfälligen Vollbringen immer größer wurde, trat dieser für die Freundschaft so erschwerende Zug immer stärker hervor. Von Hause aus scheint er eher eine weiche Natur gewesen zu sein, die den Verkehr mit Menschen brauchte; auch während des Schaffens wollte er Anteil und Verständnis um sich fühlen. Es war eine seiner schönsten Zeiten, als er die berühmten Fresken in Neapel schuf und sich dabei der Gegenwart Hildebrands, der mitarbeitete, erfreuen konnte.

Ein größerer, sich glücklicher ausgleichender Gegensatz läßt sich kaum denken als dieses Freundespaar: Marées stolz,

streng, aus preußischer Soldatenfamilie — eine tragische Kleinstatur, wie ihn die überlebenden Freunde schildern —, vom Schicksal hart geprüft, aus tausend großen und kleinen Wunden des Lebens blutend und dazu im ewigen Kampfe mit sich selbst; Hildebrand von der glücklichsten Blutmischung, immer sachlich und harmlos, ein Kind der Natur, das den hochgestimmten Freund wohlthätig am Erdboden festhielt. Er kam sich damals neben Marées bisweilen vor wie Sancho Pansa neben dem Don Quixotte. Wenn jener ihm seine Schmerzen klagte, so hörte er mit Erstaunen zu und konnte sich gar nicht denken, wovon eigentlich die Rede war. Und sein Leichtnehmen machte, daß der andere gleichfalls leichter mit sich fertig ward.

Seine römische Zeit war für Hildebrand die Zeit des Austobens. Das Leben hatte für den Jüngling etwas so Berausches, daß er gar nicht aus der Feststimmung kam. Bei Nacht in den schlecht beleuchteten Straßen spielte er den römischen Wegelagerer, stellte und erschreckte die Vorübergehenden; auf dem Corso fiel er den heranfahrenden Herrschaftswagen in die Zügel, und die schnaubenden Pferde mußten stehen, bis er durch ein Zeichen dem Rutscher das Weiterfahren erlaubte. Seine zwei älteren und besonneneren Freunde, Marées und Conrad Fiedler, pflegten sich bei solchen Studentenstreichen etwas verlegen abseits zu halten, aber der Übermut des Wildlings und seine außerweltliche Naivität übten den tiefsten Zauber auf sie, und beide konnten ihn gar nicht mehr entbehren. In Damengesellschaft nahmen sie ihn niemals mit, sei es, daß sie ihn an eine stärkere Macht zu verlieren fürchteten, sei es, daß ihnen seine unberechenbaren Einfälle nicht geheuer waren, aber sie flossen über von beredten Schilderungen des merkwürdigen Menschenwesens, das ihnen in den Weg gekommen war. Auch seiner späteren Gattin wurde er damals nur aus scheuer Entfernung als ein Meerwunder gezeigt. In der That waren seine gesellschaftlichen Be-

griffe sehr eigentümlich. Eines Abends geschah es am Wirtstisch, daß einer der Anwesenden, ein schon älterer und geschätzter Künstler, der mit einem körperlichen Gebrechen behaftet war, von einem anderen gehänselt wurde und darüber in so maßlose Wut geriet, daß er sich nicht anders zu helfen wußte, als indem er über den Tisch hinüber seinem Widersacher ins Gesicht spie. Alle sahen starr, als man plötzlich den jungen Hildebrand mit dem Ausdruck höchster sachlicher Verwunderung rufen hörte: So wird das gemacht?! Der junge Hurone, der dem älteren, ihm als gebildet bekannten Manne keine grobe Unschicklichkeit zutraute, hielt diese Art, sich Genugtuung zu nehmen, für eine der vielen durch das Herkommen geheiligten, ihm aber unverständlichen Formen, in denen die Kulturmenscheit sich bewegt.

Bezeichnend war es für die Geistesrichtung des ganz mit den Augen lebenden jungen Künstlers, daß er damals die Einnahme Roms aus der Nähe miterlebte, ohne von dem Herzklopfen Europas bei dem weltgeschichtlichen Augenblick das geringste zu verspüren. Er sah den Auszug der Franzosen und den Einmarsch der italienischen Truppen, ergöhte sich an den grotesken unmilitärischen Gestalten des päpstlichen Militärs und fragte niemals, was alle die Bewegungen zu bedeuten hätten. Diese Gleichgültigkeit gegen das Zeitgeschehen, gegen die Erregungen und Begeisterungen der Masse wurzelt tief in der Natur des Künstlers, dem das Pathos verhaßt ist; sie hinderte ihn auch in der Jugend, die Größe Schillers zu empfinden, wenn er sich gleich späterhin der Macht eines Werkes wie des „Wallenstein“ nicht verschließen konnte. Es mag diese Eigenheit mit des Vaters Flüchtlingsleben zusammenhängen, das dem Sohn das Wurzelschlagen im Volksboden verwehrte; auch ist ja die Plastik eine absondernde Kunst. Doch scheidet an solchen Zügen im letzten Grunde jedes Erklärenwollen: Michelangelo war ein leidenschaftlicher Politiker.

Als Hildebrand nach Berlin übersiedelte, duldete es auch Marées nicht mehr in Rom; mit Porträtaufträgen, die er unterdessen erhalten hatte, folgte er dem jungen Freunde nach Deutschland. Aber mit Marées reiste sein Dämon. Es gehörte zu seinen Eigentümlichkeiten, daß er nichts auf Bestellung malen konnte; er, der so herrliche Bildnisgemälde hinterlassen hat, wurde durch das Bewußtsein, sich verpflichtet zu haben, jedesmal nervös und unsicher. Davon gab er sich jedoch keine Rechenschaft, sondern suchte die Gründe des Mißerfolgs in äußeren Umständen. In den Häusern, wo er malte, verlangte er die unmöglichsten Rücksichten: die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Bewohner, ihre Hausordnung, alles sollte dem zu schaffenden Bilde geopfert werden; alte Bäume mußten fallen, wenn sie ihm zu viel Schatten gaben. Er malte und änderte und fing wieder von vorn an; oft glaubte er in jauchzender Siegesstimmung nur noch einen Schritt zur Vollendung zu haben, er sah das Bild schon in einer Galerie der Zukunft hängen, den Leonardos gleich geschätzt, und, was merkwürdiger war, die anderen sahen es ebenso — am nächsten Tage war alles wieder verdorben. Das Ende vom Liede pflegte zu sein, daß das Bildnis mißlang und daß der Künstler dem unglücklichen Urbild oder dessen Umgebung die Schuld beimaß.

Während Marées so mit seinem Dämon kämpfte, saß Adolf Hildebrand friedlich in einem Hinterhaus der Friedrichstraße in Berlin, wo er sich aus Latten und alten Säuren selber eine Werkstatt zurechtgezimmert hatte, und arbeitete in der Stille weiter. Jeden Abend um fünf Uhr kamen aus dem ganzen Bezirk die Kinder groß und klein bei ihm im Hofraum zusammengeströmt, wo er eine Stunde lang mit ihnen spielte, tollte und Geschichten erzählte. Später zogen die beiden Freunde wieder zusammen nach Italien. In Florenz hatte Marées schon früher außerhalb der Porta Romana das schöne alte Kloster entdeckt und sogar eine Zeitlang bewohnt.

Dort ließen sie sich zusammen nieder, und auch Fiedler nahm an dem gemeinsamen Haushalt teil. Da der schöne Sitz samt einem herrlichen podere gerade um lächerlich geringen Preis zu kaufen war, erbat Hildebrand die Summe von seinem Vater, der ihm auch unbedenklich in dem Rauffschilling sein künftiges Erbteil vorausbezahlte. Fiedler, der große Mittel besaß und damals schon begonnen hatte, seine schützenden Hände über Marées zu halten, baute diesem eine Werkstatt im obersten Stockwerk, wo nun der Maler bei dem Bildhauer zur Miete wohnte. Marées aber, der sich als der Entdecker und geistige Besitzer des schönen Heimwesens fühlte, trat dort, die äußeren Verhältnisse nach seiner Art vergessend, als der wirkliche Eigentümer auf. Der jüngere Freund mit seinem glücklichen Humor und dem freien, immer auf das Ganze eines Menschen gerichteten Blick ertrug gelassen diese Eigenheit und die wechselnden Stimmungen des Reizbaren. Erst als er sich um das Jahr 1875 zur Heirat anschickte, löste er das Zusammenleben mit Marées, das jetzt unhaltbar wurde, auf. Es war der schmerzlichste Strich durch Marées' Lebensrechnung. Auch Männerfreundschaften dulden keine Teilung; man weiß, welchen Riß die Heirat Rohdes in Nietzsche's Leben brachte. Marées zog nach Rom und umgab sich dort später mit einem Kreis verehrender jüngerer Freunde und Schüler, unter denen er wie ein König einhertrat. Aber ein Stachel blieb in seiner einsam gewordenen Seele zurück, den Hildebrand als der Glücklichere und nun doppelt glücklich Gewordene nicht mitempfand. Doch hatte zum Glück die Welt kein Interesse daran, sich verbitternd zwischen die beiden zu drängen; die bloße eingetretene Entfremdung ließ ihnen immer noch den Rückweg offen, und Hildebrand war stets der Meinung, daß sie sich noch einmal ganz zusammengefunden hätten, wäre nicht der Tod dazwischengegetreten.

Ich kam zu spät, um Marées' Stern noch in Hildebrands Leben scheinen zu sehen, aber Marées selber habe ich 1885 in

Rom bei einem Ausflug nach Frascati zwei Jahre vor seinem Tode noch kennen gelernt. Sein Außeres dämmert mir nur in ganz unbestimmten Umrissen: eine mittelgroße Gestalt mit sehr geraden Schultern, die Züge hart, die Augen aber weich. Im Benehmen hatte er bei aller Einfachheit etwas von der Ritterlichkeit der alten Schule, das er offenbar dem anderen Geschlechte gegenüber zu betonen liebte. Sein Gespräch war mir wie ein Theil der Campagna, wie der weite Himmel und das ferne Meer, es blieb mir nur die Tonart haften, ohne daß ich etwas Einzelnes davon nach Hause nahm. Bei einer späteren Begegnung aber hörte ich aus seinem Munde Bemerkungen über Shakespeare, wie sie nur ein Mensch mit tiefer schöpferischer Erfahrung machen kann. — Eigen berührte es mich damals, wie er sich leise tastend mit scheinbarer Gleichgültigkeit von mir über Hildebrands Gewohnheiten in Florenz berichten ließ, so wie ein Liebender nach der einst über alles Geliebten fragt und es doch nicht Wort haben will! Die beiden Freunde haben sich auch wirklich vor Marées' Tode in Rom noch einmal wiedergefunden und sich des Glückes ihrer Ebenbürtigkeit erfreut, das ein noch schönerer Lohn der Taten ist als selbst der Ruhm, wie es Goethe, der dabei seines Schiller gedacht haben mag, dem Achill so schön in den Mund legt:

— mir ward auf Erden nichts Röstlicher's jemals gegeben,
Als wenn Ajax mir, der Telamonier, die Hand drückt,
Abends nach geendigter Schlacht und gewaltiger Mühe.

Nach Marées Tode, als Hildebrand sich mit dem Entwurf zu seinem Denkstein auf dem Friedhof bei der Cestiuspyramide trug, sah er im Traum ein herrliches, ihm bis in alle Einzelheiten klares Brunnenbecken, mit dem er das Grab schmücken wollte. Wie schön hätte der Traumgedanke, der natürlich wegen des mangelnden Wassers nicht durchführbar war, den spendenden Urborn in Marées' Wesen ausgedrückt, der die nachlebenden Geschlechter tränkt. Am jene Zeit waren

in der Hildebrandschen Werkstatt und den anstoßenden Räumen die Bilder aus Marées' Nachlaß aufgehängt, die einen unvergänglich tragischen Eindruck hinterließen: eine hohe, höchste Welt, die ein böser Dämon durcheinandergerüttelt hat; von der formensicheren Meisterhand Verzeichnungen, wie sie einem Kinde zustößen würden, und die Oberfläche der Bilder meist uneben, hügelig, an geographische Relieftarten erinnernd, lauter Folgen der Übermalungen, mit denen er jeden Tag aufs neue über ein angefangenes Bild ging. Marées war wie ein Dichter, der während des Schaffens den Plan immer wieder umwirft, um stets mehr und Größeres von der Menge des innerlich Erlebten und Gesehenen hineinzubringen, bis der Faden, der alles zusammenhält, zerreißt. Technische Mißgriffe kamen hinzu. Er hatte sich bei den Fresken in Neapel so sehr an das flüssige Malen gewöhnt, daß er auch beim Staffeleibild nicht darauf verzichten mochte. Wie er dort den Pinsel in Wasser getaucht hatte, das gleich von der Mauer verschluckt wird, tauchte er ihn jetzt in Firnis, der breit an der Leinwand niedertroff und zu dickem, glänzendem Gewürm erstarrte; daher unvorbereitete Laienaugen an diesen Werken zunächst nur das Befremdliche wahrnahmen. Wieviel wurde zu Anfang über die Marées'schen Bilder gelächelt oder die Nase gerümpft. Heute fällt das niemand mehr ein. In Schleißheim sieht man nur Andächtige, die sich traumumfangen dem Zauber hingeben. Die Mängel dieser Bilder sind längst als bekannt vorausgesetzt; nur noch ihr stiller Adel, ihr lächelnder, gehaltener Ernst spricht zu dem Beschauer, und als leise Tragik geht das Nichterreichte nebenher. Es ist die Welt des Schönen, die sich in unvergleichlicher Größe und Höheit vor uns auftut. So einfach sie aus der uns täglich umgebenden Natur herausgeholt ist, scheint sie doch irgendwo über der Erde zu sein.

Heute ist Marées kein Verkannter mehr; der Triumph, den er oft in seinen hohen Glücksstunden vorausgenoss, den

er aber später nach so viel Enttäuschung und Verbitterung nur noch theoretisch glaubte, weil er überzeugt war, daß keine Kraft verloren gehen könne, dieser Triumph ist zur Wahrheit geworden. Die Jugend vor allem hat das Ewige in ihm erkannt, und täglich wächst die erst so kleine Schar derer, die in ihm den Wegweiser zu einer neu aufzufindenden großen Kunst erblicken. Nach der Jahrhundertausstellung in Berlin sagte Hildebrand: Daß man ihn herbeschwören könnte, um mit Geisteraugen seinen Sieg zu sehen!

*

Man kann nicht von Hans von Marées und Adolf Hildebrand sprechen, ohne dabei ihres Freundes und Förderers Conrad Fiedler zu gedenken, der neben den zwei Schaffenden wie die Verkörperung ihres künstlerischen Bewußtseins stand. Gemeinsame Freunde pflegten zu sagen, in der Trinität Marées-Hildebrand-Fiedler spiele der letztere die Rolle des Heiligen Geistes. Fiedler besaß die merkwürdige und sehr seltene Eigenschaft, daß er, ohne selber schöpferisch angelegt zu sein, den schöpferischen Naturen auf dem Schaffensweg nachgehen konnte. Er hatte ein tiefes, rein natürliches Verhältnis zur bildenden Kunst, das ihm angeboren war, wie es sonst nur die Talente zu sein pflegen; er lebte wie die Künstler mit dem Auge. Schon Ende der sechziger Jahre hatte er in Rom den noch ganz unbekanntem Marées entdeckt, das Außerordentliche seines Naturells und seiner Begabung erkannt. Nach Marées' Bruch mit Schack, an dem sein Dasein zu scheitern drohte, sprang Fiedler ein, nicht um ihn bloß der Not zu entreißen, sondern um ihm jene breite Grundlage zu gewähren, die jenem zum Schaffentönnen ein Bedürfnis war. Den Stachel der Armut sollte Marées fortan nicht mehr empfinden, und den der Abhängigkeit hat er nicht dafür eingetauscht. Die Hilfe wurde in gleich großem Sinne gegeben und genommen. Keine Alltagsdankbarkeit schlich sich

in das Verhältniß ein, es zu beengen und unfruchtbar zu machen. Wie kein zweiter verstand es Fiedler, sich seiner Freunde „schonend zu erfreuen“. Indem er gab, schien er selbst der Empfangende zu sein, was er ja in höherem Sinne auch war, nur daß die Seelen, die in einem geistigen Gewinne dauernd den Ausgleich für materielle Leistungen sehen, unendlich seltener sind, als man denkt. In der Tugend der großen Mediceer, die schaffenden Künstler auch in ihren Wunderlichkeiten zu verstehen und ihren Launen mit Nachsicht zu begegnen, hat Conrad Fiedler das Höchste geleistet. Er theilte und trug Marées hohen Glauben an sich selbst, richtete sich auf seine Ecken und Ranten ein, wie sehr seine eigene, fein besaitete Natur bisweilen darunter litt, und ertrug mit äußerster Selbstüberwindung des Freundes unberechenbare, herrische Stimmungen, um jede Möglichkeit eines Bruches zu vermeiden, durch den Marées' Lebensschiff zum zweiten Male und hoffnungslos auf die Klippe geschleudert worden wäre. Die unbedenkliche Rücksichtslosigkeit des Künstlers gegen den hilfreichen Freund, so wenig erfreulich sie oft in ihren Äußerungen sein mochte, ehrt im Grund beide Theile. Denn nur dadurch, daß er nach seiner Art die materiellen Dinge als nicht-seiend behandelte, und daß Fiedler ihn auf diesem Standpunkt bestärkte, blieb der innere Adel ihres Verhältnisses gewahrt. Fiedler tat aber mehr. Als er zuerst von allen das tragische Verhängniß erkannte, daß Marées' Ziel jenseits der ihm gesteckten Grenze lag, zeigte er ihm doch nie einen Schatten von Entmutigung und erhielt dem Leichtverletzlichen den Traum der nahen Vollendung.

Weit länger als Fiedler hielt der optimistische Hildebrand den Glauben fest, daß Marées das Land der Verheißung, das er mit Augen vor sich sah, auch wirklich erringen werde. Er trug sich noch mit der Absicht, ihm eine gemeinsame Arbeit vorzuschlagen, wobei Marées die malerische Ausgestaltung des Raumes, er selber die architektonische Umrahmung über-

nehmen sollte. Erst als er bei ihrem letzten Wiedersehen in Marées' Werkstatt dem Chaos gegenüberstand, sanken auch seiner Hoffnung die Flügel. In dieser letzten Lebenszeit, wo Marées sich immer tiefer ins Gestrüpp ohne Ausgang verstrickte und nur noch durch schroffe Selbstbeträchtigung seine Hoffnungen gewaltsam festhielt, mußte Fiedler ihn mit immer größerer Vorsicht behandeln, und am Ende verzichtete er lieber ganz auf des Freundes Umgang, damit kein verstimmender Hauch jenem die fernere Annahme der wirtschaftlichen Sicherung erschwere. Nach Marées' unerwartetem Tode sammelte er, was von seinen Werken zu retten war, und machte es durch die Stiftung nach Schleißheim der Öffentlichkeit zugänglich. Und schließlich setzte er dem Werk der Freundschaft die Krone auf, indem er durch Herausgabe der Marées-Mappe und durch eine schöne, weihewolle Monographie den Fernstehenden dieses in seiner Trümmerhaftigkeit so große Leben vermittelte. Durch die vornehme Zurückhaltung, mit der er in dieser Schrift sein eigenes Ich völlig auslöschte, die nahen Beziehungen und sein warmes Gefühl hinter einer unpersönlichen, nur von der tiefsten Überzeugung getragenen Ausdrucksweise verschleiern, hat er dem eingeweihten Auge das edle Bild seines eigenen Wesens mitgezeichnet.

Hatte die Freundschaft Marées für Fiedler ihre Dornen, so genoß er um so ungetrübter Hildebrands Glücksnatur. Als sie sich zu Ende der sechziger Jahre in Rom kennen lernten, soll das Wesen des Jünglings, der wie aus einem anderen, glücklicheren Gestirn heruntergefallen war, der Glanz, den seine hellen Augen auf alle Dinge warfen, für den gereiften, ruhigen Mann geradezu berauschend gewesen sein. Wenn sie zusammen auf Reisen gingen, wie nach Dalmatien und später nach Griechenland, war es Fiedlers schönstes Erlebnis, den jungen Freund erleben zu sehen, er gewann durch ihn neue stärkere Organe, die Welt aufzunehmen, denn Hildebrand

hat die Gabe, daß er, wie der Pater Seraphicus die seligen Knaben, andere in sich nehmen und sie durch seine Augen die Gegend betrachten lassen kann.

Auch an dieses Künstlers Entwicklung hatte Fiedler seinen Theil, denn er war es, der ihm rechtzeitig unter die Arme griff, als Hildebrand nach seinem ersten jugendlichen Erfolge in Wien sich in die Einsamkeit zurückzog und alle Bestellungen abwies, die ihn in seinem ernstesten Streben nicht fördern konnten. Damals trat Fiedler ein und sicherte ihm für einige Jahre das Fortkommen, wofür dann des Künstlers erste fertige Werke ihm gehörten.

Seine Verehrung für Marées und Hildebrand, die zwei großen Alleinstehenden, hinderte ihn aber nicht, sich auch mit Künstlern zu beschäftigen, die auf völlig anderen Bahnen gingen. Neben Feuerbach, Böcklin, Thoma förderte er durch Bildverkauf auch solche Talente, die mit dem Strome der Zeit schwammen, wenn er sie nur für wirkliche Talente erkannte. Dabei hatte er durchaus nicht den Sammlersinn, der nur Kunstwerke zusammentragen will, ihm kam es einzig darauf an, Leben zu wecken.

Als Träger der höchsten Kultur besaß er natürlich einen ebenso feinen und vielseitigen literarischen Geschmack, aber sein eigenstes unmittelbarstes Verhältnis hatte er doch zur bildenden Kunst. Hier stieg er bis zu den Wurzeln nieder. Durch seine Nähe zu Marées und Hildebrand war es ihm möglich, das Werden des Kunstwerks gleichsam in sich selber mitzuerleben, und in seinen Schriften suchte er sich von diesem Vorgang Rechenschaft abzulegen. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens trug er sich noch mit einer neuen Absicht; er wollte eine Geschichte der Laienirrtümer in der Auffassung der Kunst von Aristoteles (den er für den Urheber des Übels ansah) bis auf Winkelmann und unsere Tage schreiben. Es wäre eine sehr dankenswerte Arbeit gewesen, die früher oder später gemacht werden wird, und für die Fiedler mit seinem

natürlichen Kunstorgan und seinem reichen Wissen gerade der rechte Mann war, aber sie kam nicht über wenige Aufzeichnungen hinaus. Es scheint, daß er die Lust verlor, als Hildebrand seine vielbesprochene Schrift über das „Problem der Form“ veröffentlicht hatte und er an diesem Beispiel sah, wie glücklich der Verfasser ist, wenn er mit jedem Wort den festen sicheren Boden der eigenen Erfahrung tritt, statt mit lauter ungewissen Größen hantieren zu müssen.

Wie Hildebrand für Fiedler ein immer sprudelnder Quell der Anregung und Verjüngung war, so fand jener in ihm seine Ergänzung nach der Seite des praktischen Lebens. Sie waren so verwachsen, daß der Künstler ihn als sein zweites Ich betrachtete, ihm ruhig die Erledigung von geschäftlichen Dingen und allem anderen, wofür er selber den Sinn nicht hatte, überließ und gar keinen Wert darauf legte, sich solche für das Leben brauchbare Kenntnisse zu verschaffen, die Fiedler schon für ihn besaß. Die Büste, die er von ihm gemacht hat, gibt das ganze Wesen Fiedlers wieder. Ernst und gütig, aber zurückhaltend, mit einem Schleier von Entsagung über Gesicht und Augen und mit dem Ausdruck feinen Lauschens; es ist ganz der Mann mit der vornehmen Gesinnung und dem gedämpften Wesen, der lieber anderen zuhört, als selber laut wird, und dennoch in jedem Augenblicke ganz genau weiß, wie er zu den Dingen steht. Obgleich er sehr heiter sein konnte und für jede Art von Wiß und Humor empfänglich war, blieb immer etwas Gehaltenes über ihm; es schien ihm versagt, aus sich selber herauszutreten; daher schätzte er ein ursprüngliches, sinnenfrohes Temperament an anderen doppelt hoch. Marées pflegte von ihm zu sagen, sein Talent sei der Charakter.

Als ich im Januar 1895 vor der Rückkehr nach Italien mit Fiedler, der auch mir ein treuer Freund geworden war, zum letzten Male im Englischen Garten in München spazieren ging, fiel mir eine Veränderung in seinem Äußeren auf, und beim Abschied hatte ich die plötzliche Gewißheit, daß dieser

Mann am Ziel seines Lebens stehe. Ich theilte anderen meinen Eindruck mit, ohne Glauben zu finden. Leider war er nur zu sehr begründet; denn Fiedler war leidend und verheimlichte es den Freunden, um sie nicht zu betrüben; dennoch schlich sich auch in Hildebrands immer heitere Seele eine dunkle Ahnung ein, doch ohne sein Bewußtsein zu erreichen. Kurz vor Fiedlers jähem Tode träumte er, daß ein fürchterlicher Kerl mit geschwungener Art ins Zimmer stürze, um dem Freunde den Kopf zu spalten; er konnte im Traum noch dazwischen springen und ihn retten. Vierzehn Tage später tat Fiedler, wahrscheinlich infolge eines Schwindels oder plötzlichen Ausgleitens, jenen verhängnisvollen Sturz aus dem Fenster, und Hildebrand, der ihn soeben noch gesund verlassen hatte, fand ihn beim Zurückkommen tot, mit zerschmettertem Haupt auf dem Pflaster, wie es der Traum, nur in einer Verkleidung, gedroht hatte. — Es ist ein dunkler Punkt in Hildebrands sonnigem Leben, daß er alle seine Jugendfreunde, einen nach dem anderen, unzeitig sterben sehen mußte; in ihnen hat er dem Glück seine Schuld bezahlt. Doch die Anforderungen der Welt und ein reiches, alle Lücken ausfüllendes Familienleben bewahrten seinen Genius vor der Vereinsamung.

Welch eine Reihe vertrauter Schatten schwebt heran, wenn ich der Sonntagabende auf San Francesco gedenke. Da ist eine kurze, beleibte, aber immer von innerer Leidenschaft bewegte Gestalt, Hildebrands Jugendfreund und Lehrer, der seine englische Poet Charles Grant. Sein Gesicht ist kupferbraunrot, als ob Ätnafeuer durchschiene, Bart und Haare sind tief schwarz, die dunklen Augen rollen und flammen. Ein Marées'sches Doppelbildnis, das durch die Jahrhundertausstellung bekannt geworden ist, hat diese dunklen Züge neben dem hellen Gesichte Hildebrands festgehalten. Grants Vater hatte lange als Missionar in Afrika gelebt, und es sah

206.

aus, als ob etwas von der Blut der Sahara am Sohne hängen geblieben wäre, obwohl er in England zur Welt kam. Manche glaubten, er habe Negerblut in den Adern. Der Leidenschaftlichkeit seines Naturells hielt das allerempfindsamste Zartgefühl die Wage, und ein Element von Humor, das sein ganzes Wesen umflutete, vermittelte die Widersprüche. Dabei war er ein glänzender Gesellschafter, bei dem Witz und Phantasie immerzu in hundert farbigen Lichtern spielten. Es wurde mir einmal erzählt, sein Vater habe seine Mutter zum erstenmal gesehen, als sie scheintot im Sarge lag, habe sich in sie verliebt und sie von der Bahre weg geheiratet — eine Geschichte, der man gerne Glauben schenkte, weil sie dem romantischen, glühenden und doch so zarten Gefühlsleben des Sohnes entsprach. Grant brachte das Unmögliche fertig, als protestantischer Predigersohn eine brünstige Hinneigung zum Katholizismus mit philosophischem Unglauben zu vereinigen. Er war ein feiner Kenner Shakespeares und Goethes, wie er überhaupt in der deutschen Literatur von ihren Anfängen an bis auf unsere Tage wie in der eigenen zu Hause war, auch das Deutsche fließend und mit voller persönlicher Beherrschung sprach, nur daß unsere Artikel, die er als nebensächlich verachtete, ihm gerne ein Bein stellten. Sein tieffter Drang aber zog ihn zu Dante. Er sagte mir einmal, mit Shakespeare möchte er zusammensitzen und kneipen, Goethe aber würde er die Stiefel wischen; in den großen Florentiner hätte er sich gewiß am liebsten hineingestürzt wie in einen Feuerberg, um darin zu vergehen.

Seine eigene poetische Begabung war fein und eigentümlich, aber er konnte sich in einer höchst ungünstigen literarischen Epoche nicht völlig zu sich selber durchringen und noch weniger sich vor der Welt behaupten. Sein Trauerspiel aus der Brunhildensage (*The Charm and the Curse*) fand nur unter Freunden, deren er vor allem in der geistigen und gesellschaftlichen Auslese Englands sehr überzeugte besaß, Beachtung, ebenso ein schlankes Bändchen Gedichte, in dem

manch ergreifender Naturlaut überrascht. Er korrespondierte für deutsche und englische Zeitschriften, aber das Artikelschreiben war ihm eine Qual. Romantiker durch und durch, auch dem katholischen Zuge nach, und ganz in Sage und Volkslied heimisch, suchte er sich später in den Realismus hineinzu- arbeiten und schrieb sehr gut beobachtete Geschichten aus Neapel und der Camorra, die ihm große Mühe machten, denn solche peinliche Beobachtung lag von Hause aus gar nicht in ihm. Aber sein Inneres konnte sich in diesen Versuchen nicht lösen, wenn er sie noch so liebevoll wie ein kunstreiches Geschmeide zifelierte. Es sind feine Stücke darunter, wie das von dem Gassenjungen Pepiniello; allein in dieser Gattung übertrafen ihn andere, die dafür geboren waren. Hier lag der Angelpunkt seiner Lebenstragödie. Er drang mit diesem Zugeständnis an den Zeitgeschmack erst recht nicht durch. Die Erzählungen wurden nur zum kleineren Teil in Zeitschriften gedruckt, der Rest vergilbte ihm in der Mappe, und erst Jahre nach seinem Tode konnte die unermüdlische Treue einer edlen Freundin die Sammlung in London als Buch herausgeben. Hätte Grant jene Zeiten überdauert und seine Kraft sich erhalten, heute würde er in der Welt um vieles besser am Plage sein. Aber das Leben wurde zu schwer über ihm oder zu reizlos, er wendete sich am Ende ganz davon ab, und es war ein langsamer Selbstmord, von dem keine Freundeshand ihn zurückhalten konnte, daß er im Glase Vergessenheit für ein verfehltes Schicksal suchte.

Wertwürdig war es, wie dieses liebeglühende Gemüth hassen konnte, und häufig ohne alle Not. Gewisse Abneigungen, die ihn plötzlich befielen, übertrieb er sich alsdann so, daß er am Ende selber darüber lachen mußte. Überhaupt sah man ihn niemals schlechter Laune, wie sehr auch die Berührungen mit der Welt ihn reizten und quälten; immer behielt der Humor das letzte Wort. Einen Widerwillen, der bis zu Idiosynkrasie ging, hatte er gegen seine reisenden Lands-

208

männinnen. Als ich einmal in großer Hitze mit ihm und Hildebrand von Florenz nach Serravezza fuhr, warfen zwei Engländerinnen begehrlche Blicke in unser fast leeres Abteil. Als bald legte Grant sich breit ins Fenster, sein Gesicht glühte kupfern, seine Augen rollten und drohten. Da die zwei Unerfrohenen dennoch einstiegen, grollte er vor sich hin: Oh, but I shall smoke all the time! — zündete auch wirklich Zigarre um Zigarre an und schnob Rauch und Feuer, bis er sie glücklich hinausgeärgert hatte. Als ich ihm seine Grausamkeit vorhielt, antwortete er, man müsse selber Engländer sein, um sich die harte, dürre, männische Seele vorzustellen, die in solch harten, dürrer, männischen Leibern wohne. Überhaupt war er nach seiner inneren Anlage kein Engländer und freute sich, wenn diese gelegentlich eins ans Bein bekamen, wie ihn z. B. Heines Ausfälle gegen seine Landsleute höchlich belustigten.

Sehr ergötzlich war es, wenn zwischen den beiden Jugendfreunden der Born der Erinnerungen floß, oder wenn einer auf Kosten des anderen eine humoristische Geschichte zum besten gab. Eine der lustigsten fällt in ihre gemeinsame Berliner Zeit, wo Grant für eine englische Zeitung tätig war und häufig die Abende mit Hildebrand auf dessen Werkstatt verbrachte. Einstmals kam zwischen ihnen die Rede auf Spiritismus, der gerade die Öffentlichkeit beschäftigte; da knarrten bei einer zufälligen Bewegung Hildebrands Schuhe. — Hörst du das? fragte Grant aufgeregt. Der andere wollte nichts gehört haben, brachte aber nach einer Weile das gleiche Geräusch absichtlich hervor. — Hörst du wieder nichts? fragte Grant noch aufgeregter. — Ja, jetzt hab' ich's auch gehört, antwortete Hildebrand gelassen. Da begann Grant mit feierlicher Stimme zu beschwören:

Bist du ein guter Geist, der aus diesem Tische zu uns spricht, so gib ein Zeichen, ob du in der üblichen Weise dich mit uns unterreden willst?

Der Tisch klopfte nach Geisterbrauch und -herkommen sein Ja. Jetzt fragte Grant, der die Sache immer pathetischer nahm, den ungerufenen Gast um seinen Namen. B—e—e—l—z—e—b—u—b! kam es langsam aus dem Tische. Das ging über Grants Erwarten, seine rasche Phantasie lief mit ihm davon, es wurde ihm höllenbrenzlich zumute, seine Augen starren. Um keinen Preis wollte er in der Sitzung fortfahren. Aber Hildebrand, der bisher die größte Gleichgültigkeit an den Tag gelegt hatte, erklärte, jetzt fange die Sache ihn zu reizen an, und er bestand auf dem Fortgang der Unterredung. Es wurde beschlossen, daß er die Rolle des Fragers übernehme, und nun stellte Hildebrand den unterbrochenen Zusammenhang mit der Geisterwelt wieder her. Sogleich ließ Beelzebub sich vernehmen: Du — wirst — ein — Verbrecher — werden. Dem armen Grant begannen sich die Haare zu sträuben, daher der Tisch, um den Schrecken zu dämpfen, hinzusetzte: an — der — Kunst. Es half aber nichts; Grant war fassungslos über den furchtbaren Spruch, und auch als der Tisch noch weitere Schnörkel anhängte und mit einem langgezogenen Pfui! schloß, brachte ihn das nicht zur Besinnung. — Frage ihn, wen er meint, mich oder dich, flüsterte er außer sich. — G—r—a—n—t! buchstabierte der höllische Gast. Entsetzt wollte der arme Poet davonstürzen, als ob ihn schon das böse Gewissen am Schopf hätte; der Freund hielt ihn fest, und damit kein Unheil entstehe, begann er die Täuschung zu erklären. Aber Grant behauptete, ein solches Spiel sei materiell unmöglich; und Hildebrand mußte ihm endlich ganz genau vormachen, wie er zuerst aus dem Schuh, dann aus dem Tisch gesprochen hatte, bevor er Glauben fand. Es wurde Morgen, bis die Geisterkomödie zu Ende war, und man sich sattgelacht hatte. Bezeichnend war es für Grants goldenen Humor, daß er am Ende sagte: Es ist mir lieb, das erlebt zu haben, jetzt weiß ich doch, wie es denen zumute ist, die wirklich glauben.

Die zwei Freunde hatten ein breites, geistiges Grenzland, wo sie sich in gemeinsamen Neigungen begegneten, ihre eigentlichen inneren Welten aber waren grundverschieden. In Grants Dichternatur schlug das überfeurige Lebensgefühl, das nicht den Abfluß ins Kunstwert finden konnte, zuweilen in Selbstzerfleischung um, er dürstete nach Schmerzen, und in katholischen Kirchen riß es den Ungläubigen in spiritualistische Verzückungen. Solche Zustände hielt er vor dem sonnenklaren Auge seines Freundes geheim, er wußte, daß der Künstler, dessen Kraft sich in einen ununterbrochenen Strom des Schaffens ergoß, ihn nicht verstanden hätte. Mitunter nahm er ihm auch das rücksichtslose Ausschließen alles dessen, was außer seiner eigenen Natur liegt, ein wenig übel, und lebhaft erinnere ich mich, wie er einmal auf dem Heimweg von San Francesco, wo wir uns in ein gemeinsames Gefecht mit Hildebrand verwickelt hatten, diesem Gefühle Ausdruck gab, sich aber plötzlich mit den Worten unterbrach: But he is the only man of genius I know. — Sehr schön erklärte er mir auch einmal den Unterschied zwischen Hildebrands Wesen und dem Marées', den ich damals noch nicht kannte, indem er sagte: Hildebrand gebe ein immer gleich starkes, fast blendendes Licht von sich, Marées aber gehe in einem Halbdunkel und werfe nur dann und wann einen raschen Blisfschein über die Dinge, der wie eine Offenbarung wirte.

Von Grant führt eine natürliche Gedankenbrücke in das Hildebrandsche Haus hinüber, wo er wie auf San Francesco öfter als Wohngast weilte. Nach Karl Hildebrands frühem Singang half er der Witwe beim Ordnen des Nachlasses und sah ihre englische Uebersetzung von Schopenhauers „Vierfache Wurzel“ mit ihr durch, eine Arbeit, die viel Mühe und Hingebung erforderte. Oft erzählte er von der fast unübersteiglichen Schwierigkeit, die rechten Worte zu finden, weil der angelsächsische Geist philosophischer Begriffsbildung widerstrebe und daher die Sprache auch nicht auf solche eingerichtet sei. Die

geistesstarke Frau mit dem großen Herzen erfüllte die ersten Jahre ihrer Wittwenschaft ganz mit dieser schwereren Aufgabe, wie sie überhaupt eine Meisterin des Lebens war, die jede Stunde wertvoll und fruchtbringend zu erhalten wußte. Frau Jessy war Engländerin durch und durch, aber alles Deutsche am Herzen hegend, eine Frau von männlicher Schweite und großem Weltblick und Weltverstand, der sich auf Männerart mehr mit den Dingen als mit den Menschen beschäftigte. Ungewöhnlich war ihre Selbstbeherrschung. An der Leiche des über alles geliebten Gatten ließ sie sich keinen Augenblick gehen und hielt noch an den täglichen Gewohnheiten fest; so wollte sie meiner Mutter, die erschüttert dabeistand, ihre übliche Tasse Tee aufdrängen, damit auch sie sich fasse. Und sie setzte es durch, keinen Riß in ihr Leben kommen zu lassen. Ihr Mann war ihr nicht tot, er durfte nicht tot sein. In dem Saale, wo er sonst neben ihr die Freunde empfangen hatte, stand jetzt das schöne, von Hillebrand gefertigte Kästchen mit seiner Asche; von der Wand blickte sein ernstes Obild den Besucher an, und die Witwe sprach von ihm noch in der Präsenzform, als ob er jeden Augenblick hereintreten könnte. Das Verhältnis der kinderlosen Gatten, die erst in späten Jahren eine lange Lebensgemeinschaft durch die Ehe besiegeln konnten, war ein besonders schönes und edles gewesen. Auch wer mit Hillebrand keine tieferen Berührungspunkte hatte, mußte sich an der ritterlichen Aufmerksamkeit erfreuen, mit der er die ältere, frühe schon harthörige und schwerbewegliche, aber immer liebenswürdige und kindlich heitere Frau umgab.

Sie war ein übersichtlicher Geist wie ihr Gatte und lebte ganz in seinem Gedankenkreise weiter. Unter englischen, französischen, deutschen, italienischen Zeitungen und wertvollen literarischen Veröffentlichungen fand man sie beim five o'clock, die immer gesellige Frau mit dem unverwüßlichen Kinder Gesicht, das im Alter noch Perlenzähne besaß, umgeben von einem Kreis ansässiger oder durchreisender Freunde, mit

denen sie sich durch das Hörrohr und in den letzten Jahren bei zunehmender Taubheit mit dem Bleistift unterhielt. Die Freundin Liszt's und Bülow's mit der außerordentlichen musikalischen Begabung und Bildung, die so viel für das Musikleben in Florenz getan hatte, war gleichwohl keine künstlerische Natur, sondern gehörte eher zum Schlage der politischen Frauen, wenn sie das auch nicht auf größerem Felde betätigen konnte. Ihr Drang war, ins Breite zu wirken, vielen viel zu sein. Immer hatte sie etwas zu schlichten, zu ordnen, zu vermitteln. Ihr war es selbstverständlich, daß ihr Leben nicht ihr allein noch ihrem nächsten Kreise gehören durfte, jeder in Not Befindliche oder der Förderung Bedürftige, jeder Betrübte, Einsame oder Freudlose hatte ein natürliches Anrecht an sie. Selbst ihre Musik sah sie nicht als Privateigentum an, sondern fühlte sich noch in ihren hohen Jahren verpflichtet, sich der Prüfung und Ausbildung unbemittelter Talente zu widmen. Das geschah aber alles so still und scheinlos, daß zu ihren Lebzeiten kaum jemals über diese Eigenschaften, die doch so einzig seltene sind, gesprochen wurde.

Dieser ernste Geist hatte besonders mit zunehmenden Jahren zuweilen das Bedürfnis, im Spiele auszuruhen, und da sie nicht mit der Phantasie lebte, brauchte sie in solchen Stunden ein sichtbares Spielzeug. Die unzähligen Razenbilder, mit denen sie sich umgab, sind allen Besuchern ihres Hauses in Erinnerung. Bei einem Sommeraufenthalt in Meiningen erblickte sie einmal im Schaufenster eines großen Spielwarengeschäftes einen als Gigerl gekleideten Hasen, in den sie sich alsbald verliebte. Leider mußte sie hören, daß der Hase ein Modell und somit nicht verkäuflich sei. Ihre Gesellschafterin redete ihr vergeblich zu, sich nach einem Erfasse umzusehen, sie konnte vom Hasengigerl nicht lassen und ging täglich an dem Laden vorüber, ihn zu sehen. Vor ihrer Abreise schrieb sie einen scherzhaften Brief an den

Inhaber des Geschäfts, der auf Ferien auswärts war, und schilderte ihm ihre unglückliche Leidenschaft, worauf dieser sofort Auftrag gab, der geistreichen Brieffschreiberin den Gegenstand ihrer Gefühle zu überlassen. Voll Glück nahm sie das Spielzeug, in Seidenpapier gehüllt, mit sich in den Eisenbahnabteil, und als zu ihrer Durchfahrt in München Hildebrand am Bahnhof erschien, legte sie ihm als ersten Gruß den Hasengigerl in die Arme. Daß auch der Freund ihrem Liebling Anerkennung zollte, machte ihr den Besitz doppelt teuer, und mit strahlendem Gesicht erzählte sie mir in Florenz, wo alles dem Hasengigerl huldigen mußte: Hildebrand allein hat mich ganz verstanden.

Frau Hildebrand war die letzte, die aus diesem glänzenden Kreise hinwegschied; sie starb im Frühjahr 1905. In ihren letzten Lebenstagen verlangte sie immer nach Hildebrand, dessen Ruhmesweg sie mit so großer Liebe durch dreißig und mehr Jahre begleitet hatte, aber wenn er erschien, so konnte sie bei ihrer Taubheit, und da zuletzt auch die anderen Sinne gelitten hatten, seine Gegenwart nicht mehr deutlich wahrnehmen, und während er an ihrem Bette saß, verdämmerte sie leise.

Zwischen den zwei ruhmreichsten deutschen Künstlern in Florenz, Arnold Böcklin und Adolf Hildebrand, wollte sich nie ein näheres Verhältnis entwickeln. Immer blieb eine gewisse Fremdheit zwischen ihnen, die nicht gewollt, aber in beider Naturen begründet war. Keiner fand sich in der Welt des anderen zurecht. Hildebrand hatte wohl an der prachtvollen Persönlichkeit des Schweizers seine helle Freude, aber er sagte mir einmal, er könne „nicht mit ihm denken“. Böcklin seinerseits bedurfte, wie mir scheint, eines inneren Dämmerlichts, um darin zu weben; wußten ja doch häufig sogar seine nächsten Angehörigen nicht, wie er innerlich zu einer Sache stand. Hildebrands immerwährender strahlend heller Tag mochte ihm störend sein, und er mußte ihn abwehren.

Auch war die Frische und Urwüchsigkeit seines eigenen Naturrells kein Grund, daß er auf jedem Gebiete das Frischeste und Ursprünglichste geliebt und verstanden hätte; in der Poesie z. B. schätzte Böcklin den künstlichen Platen über alles, worüber mein Bruder Edgar, der ihm als Arzt und Freund so nahe stand, aber seinen literarischen Geschmack nicht teilte, manchen Strauß mit ihm ausfocht.

In der Kunst bewohnte jeder der beiden Künstler seine eigene abgeschlossene Insel. Sildebrand wußte mit der Böcklinschen Romantik nicht viel anzufangen, und Böcklin seinerseits scheint zu Sildebrands strenger monumentaler Kunst auch keinen rechten Zugang gehabt zu haben. Als bei Gelegenheit seines siebenzigsten Geburtstags der Maler dem Bildhauer zu seiner Büste saß, verbreitete sich unter den Bekannten eine bezeichnende kleine Anekdote. Sildebrand sollte während einer Sitzung dem Alten erzählt haben, daß es unter den jungen Münchner Künstlern, wenn sie sich gegenseitig in ihren Ateliers besuchten, Sitte sei, sich jeder Kritik zu enthalten und vor einem neuen Bilde nur im Ton der Hochachtung „Donnerwetter!“ zu sagen, zu welcher Mitteilung der schweigsame Böcklin gelächelt und selber am Schluß der Sitzung, als er die Büste betrachtete, nichts geäußert haben soll als „Donnerwetter!“

Seit den verklungenen Tagen von San Francesco hat Sildebrand für die deutsche Kultur eine eindringliche Bedeutung erlangt. Er hat durch die Macht seiner Persönlichkeit und durch das Beispiel seiner Werke in München eine ganz neue Atmosphäre geschaffen; auch auf Gebieten, wo er nicht selber tätig sein kann, fühlt man die Wellen seiner Wirkung sich verbreiten, und es wäre wünschenswert, daß er seinem Volke im höchsten geistigsten Sinn ein „Erzieher“ würde, der sie lehrte, wie er so oft seine Freunde gelehrt hat, daß nur das Einfache groß und nur das Naturgewachsene schön ist, und daß nicht vom schrankenlosen Ausleben des

Individualismus, sondern vom Erstehen geschlossener künstlerischer Persönlichkeiten das Heil zu kommen hat. Aber seltsamerweise wird diese Macht, die so Großes zu wirken vermag, in ihrem Ursprung vielfach nicht mehr recht verstanden. Hildebrand heißt jetzt Professor, „Doktor gar“, ja Doktor mehrerer Fakultäten, und was noch mehr ist, er hat ein Buch geschrieben, ein kleines Buch, worin er sich von dem Zustandekommen der Bildwirkung in der Plastik auf Grund seiner schöpferischen Erfahrung Rechenschaft gibt. Dieses zu Anfang vielumstrittene, halb-, miß- oder unverstandene Buch brachte mit der Zeit einen leisen, aber stetig wachsenden Umschwung in der Anschauung der Kunst bei Künstlern und Laien hervor, wie es seine schönsten Werke allein nicht vermocht hätten; denn diesen Vorteil hat nun einmal das Wort vor allen anderen Äußerungen des Geistes voraus, daß es am weitesten dringt und die kräftigste Wirkung übt. Zugleich aber gab es seinem Verfasser auf einmal für die Öffentlichkeit einen anderen Stempel, ja, es brachte mit der Zeit in sein persönliches Bild für die Fernerstehenden eine Verzeichnung. Die theoretische Seite prägte sich dem Publikum als sein wesentlichstes, als die Hauptsache ein, sein Name verschmolz nicht etwa mit dem Wittelsbacher Brunnen, der ungefähr gleichzeitig fertig wurde, sondern mit dem „Problem der Form“. In der Phantasie der Vielen stand dieser Schöpfergenius nunmehr als der „Professor“ da, der Prinzipien ausgeht, ein halb spaßhafter, halb ärgerlicher Anblick für die alten Freunde, die sich eher seine Verwandlung in einen Fluß- oder Flurgott hätten träumen lassen als diese.

Wo eine Erkenntnis formuliert wird, ist immer ein Kampf vorangegangen, denn das, was einem leicht und selbstverständlich erscheint, spricht man nicht aus, sagte er mir einmal in Bezug auf sein Buch, und nichts ist einleuchtender als das. Hildebrands angeborener stärkster Zug ist auf die Wiedergabe des stummen Naturlauts in der Erscheinung

gerichtet. Aus einer solchen Vorstellung, deren er innerlich zum Überfließen voll ist, entspringt jede seiner Figuren. Wer dürstet nicht mit und fühlt sich zugleich mit gelabt, der seinen bronzenen Knaben so gierig trinken sieht! Das Prinzipielle kommt erst später hinzu und zuweilen unter großen Wehen, denn es ist nicht das angeborene, sondern das erworbene. Er hat, wie er selber gesteht, lange gebraucht und manchen Fehler gemacht, bis ihm die Gesetze der Plastik aufgingen, wie er sie in dem „Problem der Form“ niedergelegt hat. Anfangs nahm auch er die Figur als runden Gegenstand, bis er aus der Erfahrung die Erkenntnis der Reliefvorstellung gewann. Die Leser seines Büchleins aber hielten das Prinzipielle für das Erste, für den Ausgangspunkt seines Schaffens. Ein wenig mag ja die Schreibart des Buches zu dem Mißverständnis beigetragen haben. Es war merkwürdig genug, wie die Schrift zustande kam. Mit der geringen literarischen Vorbereitung, die er von der Schule mitgebracht hatte, ohne zu fragen, ob ihm vielleicht schon von anderen vorgearbeitet sei oder nicht, stürzte er sich in das Unternehmen, auf neuen Denkwegen, für die die Worte erst geschaffen werden mußten, sich einem gleichfalls unvorbereiteten Leser mitzuteilen. Dabei geschah es dann des öfteren, daß die Worte, die seine Begriffe am besten ausgedrückt hätten, schon von der Sprache zu anderem Gebrauch gestempelt waren und darum den Sinn trübten. So abstrakt das Buch sich liest, es ist eine erstaunliche Leidenschaft hineingegossen, und die Arbeit war wie das Ringen Jakobs mit dem Engel. Unter der allergepanntesten Denktätigkeit schrieb der Urheber oft zehn Stunden ununterbrochen fort, ohne Hunger und Durst zu fühlen, Worte schmiedend, verwerfend, seine Fülle immer straffer und straffer zusammenfassend. Er selber verglich es später einem haarscharfen Gehen auf steilstem Grat, wo jeder Schritt nach rechts oder links zum Sturze führe. Von Hauptsatz zu Hauptsatz, von Beweis zu Beweis eilt

er unaufhaltsam fort, kaum jemals beim freundlichen Grün eines Beispiels Atem schöpfend, daß dem Leser Hören und Sehen vergeht und dem Verfasser selbst wohl später beim Wiederlesen etwas schwindlig werden mochte in der dünnen Ätherluft seiner Abstraktionen. Denn er, der als Künstler so viel für das Auge getan hat und auch beim Schreiben inwendig ganz voll ist von gesehenen Dingen, gibt nur den Niederschlag seiner Erfahrungen in der abstraktesten Form wieder, rasch, knapp, gedrängt, ohne dem Leser das erläuternde Konkrete zu gönnen, weil es ihm eilt, vom Schreibtisch weg und wieder in seine Werkstatt zu kommen. Ihm freilich sind seine Abstraktionen nur die bequeme Abkürzung für unendliche Reihen sichtbarer Vorstellung. Der Leser aber, der die grünen Pfade seiner schöpferischen Erfahrung nicht mit ihm gewandelt ist, sondern sich die fertigen Ergebnisse durch eine angestrengte Denktätigkeit aneignen muß, kommt leicht zu dem Schlusse, daß sie auch durch bloße Denktätigkeit gewonnen seien, und verwechselt sie gar mit der Theorie, die grau geboren ist! Der Künstler hatte vergessen, daß neben dem Kultus der Sache doch auch der Leser einige Rücksicht verlangt.

Wer in die geistigen Tiefen eines Menschen zu blicken wünscht, der versäume nicht, ihn nach seinen Träumen zu fragen. Hildebrand, der Plastiker, träumt als Poet. In Freundeskreisen ist sein Traum von den drei Schlüsseln berühmt geworden, der sich anhört wie die liebliche, symbolisch-märchenhafte Erfindung eines Dichters. Ich habe kein Recht, ihn zu erzählen, er wäre auch zu lang zur Mitteilung. Ein anderer, kürzerer hat gleichfalls symbolischen Gehalt. Ihm träumte, er befand sich mit Albrecht Dürer und Gottvater zusammen, wobei er selber halb in Dürer, halb in eigener Person zugegen war. Dürer wies Gottvater, den ein langer Bart und wallende Gewänder umhüllten, sein jüngstes Werk, und der kleine Schöpfer sagte zu dem großen:

Ich mochte schier verzagen,
Vor großer Angst vergehn,
Als ich mit deinen Augen,
Herrgott, die Welt tat sehn.

Das innere Kleinwerden des Großen vor einem geahnten unendlich Größeren, aus dessen Augen ihm doch einmal zu blicken vergönnt ist, und die Einfachheit der Sprache, die wirklich an die dem Träumer, wie er mir sagte, gar nicht erinnerlichen Dürerschen Mittelwerke mahnt, das ist einer jener Einfälle des Traumgottes, die das Medium zum Dichter stempeln.

Seit der Künstler wieder dauernd in Deutschland lebt, tritt das poetische Element in seinen Werken erst mit seiner ganzen unwiderstehlichen Kraft und Freiheit hervor. In seinen neuen Brunnenerschöpfungen verbinden sich Züge des deutschen Märchens mit der klassischen Formelklarheit zu einem Stimmungszauber, wie er sonst der Plastik nicht erreichbar schien. Wenn seine Jugendgebilde, als Individuen genommen, zuweilen in ihrer Naivität beinahe etwas tapfzig erscheinen wollten, wie Adam im Paradiese, wenn man dann späterhin vielleicht ab und zu das Ringen mit dem Prinzip spürte, so gilt von jedem seiner neueren Werke das Dichterswort:

Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

So von Werk zu Werk fortschreitend, sich immer erneuend und wachsend wie ein breiter Strom, der weithin Fülle spendet, gibt Adolf Hildebrand der Welt den seltenen, kaum je gesehenen Anblick des Genius, der glücklich ist. Möge er es lange bleiben!

Von Arnold Böcklin

Da ich schon bei einer früheren Gelegenheit* zusammengetragen habe, was von dem langjährigen Verkehr meiner Familie mit Arnold Böcklin in meinem Gedächtnis haftet, kann ich, um abermalige Böcklin-Erinnerungen angegangen, nur noch eine kurze Nachlese liefern.

Es war in Florenz zu Anfang der achtziger Jahre, daß mein Bruder Edgar mich zum erstenmal in Böcklins Werkstatt in der Casa Svertschloff am Lungo Mugnone mitnahm. Als Böcklins Hausarzt, der trotz seiner großen Jugend des Künstlers ganzes Vertrauen und herzlichste Freundschaft besaß, ging er dort zwanglos aus und ein. Böcklin stand damals auf der Höhe des Lebens, eine große, wohlgebaute und gebietende Erscheinung mit den markigen, klarge schnittenen Zügen, die man aus seinen Selbstbildnissen kennt. Kräftiger Schnurrbart, Rinn und Wangen rasiert, Haltung und Bewegungen kühn, fast kriegerisch anmutend. Ganz ungewöhnlich wirkten seine blauen offenen Augen, aus denen die Persönlichkeit auf den Beschauer zugutreten schien. Man sah ihnen die erstaunliche Sehkraft, ihren wunderbaren Bau, von dem ein berühmter Züricher Augenarzt sagte, sie seien wie ein Prachtpalast neben gewöhnlichen Wohnhäusern, schon äußerlich an. Im Betragen war er einfach, gewinnend, von vollendeter Natürlichkeit, wie ein Mensch, der nie an sein Ich, nur an sein Werk denkt. Er war auch wahrlich kein vom Glück Verwöhnter. Obgleich schon in den Fünfzigern, stand er damals noch mitten im Ringen. Die Tage waren noch fern, wo ein Böcklinsches Bild ein Vermögen darstellte, und

* S. Seite 67.

es ist bitter, zu denken, daß diese Tage, als sie endlich für ihn anbrachen, zu denen gehörten, von denen es in der Bibel heißt: „Sie gefallen mir nicht.“ Sein „Glück“ sollte ihn schon auf der Schattenseite des Lebens finden. Aber um die Zeit, von der ich rede, stand noch im Konversationslexikon beim Artikel Böcklin zu lesen: „Reiches, aber krankhaftes Talent, verirrte Kunst“ oder etwas Ähnliches. Ein glänzendes Beispiel von „Verirrung“ befand sich eben auf der Staffelei, eines jener Bilder, worauf die dämonische Schönheit des Meeres sich zu den unvergeßlichen Elementarwesen verkörpert, die, nachdem ein Auge sie einmal so gesehen hat, für alle glaubhaft sind und aus unserem Vorstellungsbefiß nicht mehr verschwinden. Von den griechischen Fabelwesen haben sie eigentlich nur die Namen geborgt, denn sie sind ganz und gar aus der Appigtheit und dem Überschwang der so viel derbsinnlicheren italienischen Landschaft herausgewachsen, wobei sie freilich von den Italienern selbst am wenigsten gewürdigt wurden, die für solche Naturbeseelung zu große Realisten sind und weder Reste der alten Mythen im Volksbewußtsein festgehalten haben, noch sich sonst an Märchen ergözen. Besonderen Eindruck machte mir ein moosbewachsener brüllender Triton inmitten einer spielenden Nereidenschar, der einem sehr dunkelfarbigen, härtigen Freund, dem englischen Dichter Grant, zum Erschrecken ähnlich sah. Ich habe das Bild später auf keinem der berühmten Böcklinschen Meerbilder genau wiedererkannt; vermutlich hat es sich noch unter dem Pinsel um- und umgewandelt.

Bald darauf machte Böcklin allein Besuch in unserem Hause, daher sich auch in der Folge kein Familienverkehr entspann. Meine Mutter, ganz mit der Pflege ihres schwerleidenden Jüngsten beschäftigt, verließ fast nie das Haus, und des Künstlers Gattin, die mit ihrer großen Familie genug zu tun hatte, befand sich in ähnlicher Lage. Die schöne Frau Angela, wer kennt sie nicht aus den Bildern ihres Gatten,

auf denen er nicht müde wurde, ihren prachtvollen Römerkopf darzustellen? Um jene Zeit hatten ihre Züge den Jugendreiz schon verloren und die herbe Schönheit der Linie gab ihr etwas Strenges, das dann mit zunehmendem Alter ins Parzenhafte ging; die nicht große Gestalt neigte bereits zu der den Römerinnen in den späteren Jahren anhaftenden Überfülle. Franz v. Lenbach zeigte mir einmal in der Via Capo le Case in Rom die Stelle, wo Böcklin ihr zum erstenmal begegnet war. Wie bezeichnend für Böcklins ganzes Wesen, daß der damals noch völlig unbekannte und mittellose Maler der jungen Schönheit nicht auf den Straßen nachstrich, sondern zu ihrem Vormund ging und um die Waise, die einer gut bürgerlichen, aber verarmten Familie angehörte, warb. Nur die Allernächsten konnten der Lebensgefährtin des Künstlers gerecht werden. Durch sie wissen wir, daß Frau Angela eine treubeforgte Familienmutter und immer regsame Hausfrau gewesen ist. Vor der Öffentlichkeit hing und hängt der Vorwurf an ihr, daß sie auch zu einer Zeit, wo das Ebenmaß ihrer Formen schon geschwunden war, dem Gatten kein anderes Modell gestatten wollte als sich selbst. Böcklin, der über die Ehe fast puritanisch streng dachte, hatte ihr gewiß niemals Anlaß zur Klage gegeben. Allein germanisches und romanisches Wesen sind getrennte Welten, die auch beim längsten Zusammenleben nicht restlos ineinander verschmelzen, am wenigsten in der Liebe, die für die Romanen ganz unter den Begriff des Mein und Dein fällt, mit dem bei ihnen nicht zu spaßen ist. Man möchte sich gleichwohl diese römische Heirat nicht aus Böcklins Leben wegdenken, sie war für sein Ringen nach der Schönheit, der er jedes Opfer brachte, symbolisch.

Wie sehr die leidenschaftliche Frau in ihrem Gatten aufging, bewies mir ein kleiner Umstand, der für mich immer etwas Rührendes hatte. Während sonst in den deutsch-italienischen Ehen das Deutsche sehr schnell zu verschwinden

und der Landessprache Platz zu machen pflegte, gab sich Frau Böklin beharrlich Mühe, Deutsch zu sprechen, obgleich sie sich an unseren Lauten fast die Zunge zerbrach und die vokalarmen Worte nur dadurch bewältigte, daß sie nach der Art ihres Volkes jedem Endkonsonanten ein e anhängte, was bei der humorlosen Ernsthaftigkeit ihres Sprechens doppelt wunderbarlich klang. Böklin, der Schweizer, war eben in Italien ein viel besserer Deutscher geblieben als die Mehrzahl der Deutschen dort. Vor allem die Muttersprache war ihm eine heilige Sache. Er selber sprach langsam, ein wenig stockend, er suchte gleichsam zielend nach dem rechten Wort und traf dann mitten ins Schwarze, mit der schönen, sinnlichen Kraft, die aus den schweizerischen Mundarten quillt. Für ihn gab es keinen Kulturkreis außerhalb des deutschen. Er verschmolz nie mit italienischem Wesen, das seiner männlichen Art nicht lag. Wie ganz ihm die französische widerstrebte, erzählt sein Schweizer Biograph Fleiner. Die Greueleindrücke der Achtundvierziger Februarrevolution, in die er bei seinem Pariser Aufenthalt wider Willen hineingerissen wurde und deren blutige Unterdrückung er dann von seinem kleinen Fenster aus mit ansehen mußte, hatten ihn für immer von diesem Volke zurückgestoßen. Von den Franzosen wollte er nicht einmal bewundert sein. Wenn Böklin heute lebte, wäre er kein kühl zur Seite stehender oder gar nach Frankreich schielender Neutraler, sondern stünde mit ganzer Seele da, wo um die Rettung der deutschen Kultur gerungen wird.

Es war gut sein in Böklin's Nähe, wenn er auch im Gespräch wenig aus sich heraustrat. Vieles Reden liebte er nicht, am wenigsten über künstlerische Dinge. Wer mit Zungenschärfe auf ihn eindrang und ihm die reine Lust der inneren Gesichte trübte, dem ging er fortan aus dem Wege. Aber in guter Stunde konnte er auch in Zug kommen und merkwürdige Erlebnisse oder heitere Anekdoten in Basler Mundart, Geschichten aus der Zeit seines Militärdienstes und

ähnliches erzählen, Gedichte, die er liebte, ohne Besinnen hersagen. Besonders freute mich seine Liebe zur Antike und daß Homer sein Lieblingsdichter war. So, nun haben Sie Rom gesehen? sagte er mir einmal. Jetzt wird Ihnen gewiß die ganze Armligkeit der Renaissance aufgegangen sein. — Natürlich durfte man solche Äußerungen nicht buchstäblich nehmen. Ein andermal konnte er mit höchster Ehrfurcht von dem oder jenem Renaissancemeister reden. Ein guter Tropfen mußte stets dabei sein, wenn man Böcklin angeregt sehen wollte. Er pflegte noch die Poesie des Trunkes, die in unserem Zeitalter der schwierigsten, die volle Nervenbeherrschung erfordernden technischen Aufgaben keinen Platz mehr hat. Ein guter Wein half ihm nicht nur über die Nöte des Alltags, sondern mitunter sogar über künstlerische Schwierigkeiten hinweg. Am Lungo Mugnone fanden damals lange nächtliche Sitzungen statt, die in der deutschen Kolonie unter dem ominösen Namen der Götterdämmerung bekannt waren. Einige Schüler Böcklins, darunter der prächtige Österreicher Zurbelle, gehörten mit dem Kunstgelehrten Gustav Floerke, der über des Meisters Reden Buch führte, zu dieser Tafelrunde. Aber auch im engeren Kreise dauerte er gern beim Glase aus. Besonders erinnere ich mich eines Abends in unserem Hause, wo wir schließlich nur noch zu dreien beisammen saßen. Mein Bruder Edgar, der von früh bis spät in Anspruch genommene Arzt, der die kargen Stunden seiner Nachtruhe so nötig brauchte, tat sein Bestes, die Augen offen zu halten, und auch ich bemühte mich, unerschrocken dreinzuschauen. Böcklins Augen blieben immer wacker in ihrem ruhig-leuchtenden Blau. Er saß strack aufrecht und blickte geradeaus in sichlichem Behagen, die Worte wurden von allen Seiten immer seltener, mitunter schwiegen wir ganz. Man konnte mit Böcklin zwanglos schweigen, das edelste, was sich von menschlicher Geselligkeit sagen läßt. Als er aufbrach, war es dann nicht mehr spät, sondern schon wieder frühe.

Zuweilen besuchte uns auch sein ältester Sohn Arnold, eines der schönsten Menschenbilder, die ich je gesehen habe. Zu den schwarzen Haaren und der südlichen Hautfarbe der Mutter hatte er die strahlenden blauen Augen des Vaters, nur ohne dessen festen, machtvollen Blick. Er wollte gleichfalls Maler werden, aber der Genius des Vaters lähmte ihn, von dessen Übergewicht er sich nicht befreien konnte. Um ihn nur ja nicht nachzuahmen, unterdrückte er dann lieber die Phantasie ganz. Er brachte einmal eine seiner Tafeln mit, die mich durch die Dürftigkeit des Vorwurfs in Erstaunen setzte. Ein andermal trug er die italienische Grammatik bei sich und klagte, daß ihm diese Sprache so viel schwerer werde als mir. Ich sagte verwundert: Die ist Ihnen ja in die Wiege gegeben. Aber er antwortete traurig: Mir ist gar nichts in die Wiege gegeben. — Von seinem italienischen Blut hatte er den unstillen Willen, der kein Ziel verfolgen konnte, und die Größe des Vaters, die er unerreichbar vor sich sah, machte ihn schwermütig. Man konnte ihn nur von Herzen bedauern; es war, als ahnte er schon das Geschick, das ihn frühe in ein Dunkel ohne Ausgang hinabziehen sollte. Die Nachkommenschaft, die im Hause Bäcklin blühte, war körperlich eine wahre Auslese, aber ein böses Gestirn waltete über der Schar: vierzehn Kinder hatte die schöne Angela Pacucci ihrem Gatten geboren, von den sieben, die sie aufziehen durfte, besaß sie nur noch zwei, als sie die Augen schloß.

In jene achtziger Jahre fielen auch Bäcklins Versuche mit seinem Flugzeug, dem sein jahrelanges Mühen galt, und das er damals für bedeutungsvoller hielt als seine Kunst.*

Auf einem hochgelegenen Grundstück jenseits des Mugnone, das er zu diesem Zweck gemietet hatte, wurde der hohe leichte Bau mit den seidnen Tragflächen aufgerichtet und leuchtete

* S. Seite 71.

weit ins Land. Dort lagerte und schaffte der Erfinder mit einer Anzahl begeisterter jüngerer Anhänger den ganzen August hindurch, Tag und Nacht; man schlief, bastelte und kochte im Freien. Nach der Beschreibung eines Familienmitglieds hatte das Flugzeug zwei Räder zum Antrieb für die Füße und Flügel, die mit den Armen zu bewegen waren, ein schwanzartiges Steuer und eine lange Ausladung nach vorn zum gleichen Zweck, ähnlich dem vorgestreckten Kopf des Vogels. In der Mitte war der Sitz des Fliegers. Da das Ding mehrere Abteilungen hatte, glaubte der Tapezierer des Hauses, ein Original namens Narcisso, dessen Hilfe bei dem Aufbau in Anspruch genommen wurde, die ganze Familie Böcklin solle fliegen und er, der arme Tapezierer, müsse auch mit; die Schwanzabteilung sei für ihn gemacht zum Hintenauffitzen. Und er jammerte voller Angst, er wolle nicht himmelfahren, er habe seine Rundschaft auf der Erde, *povero tappeziere*. Durch die Reden des Tapezierers und die großen Witwafener, die man des Nachts anzündete, sowie das Singen und Sehen wurde die ländliche Nachbarschaft heftig aufgeregt, und es verbreitete sich das Gerücht, auf dem Campo Caldo sei eine Hexenküche aufgeschlagen, ein fremder Hexenmeister braue gefährliche Dinge unter fremden, seltsamen Bräuchen, die Ernte sei in Gefahr. Die Geistlichen mischten sich drein und stellten Böcklin zur Rede, ob es wahr sei, daß er Zauberei treibe. Jawohl, war die Antwort, und der Künstler erging sich in ungeheuren Fabeleien über seine Hexenküche. Zur Beruhigung der Bauernschaft wurde daher des Nachts eine Prozession mit Kreuzen und Fahnen vorgenommen und das verhezte Feld exorziert. Freund Zurhelle war entschlossen, es nicht zu dem waghalsigen Flugversuch kommen zu lassen, daher er nach durchschafften Tagen des Nachts alles wieder in Unordnung brachte, daß sich die Probe immer aufs neue verzögerte. Eines Tages erhob sich ein furchtbarer Sturmwind mit Hagelgewitter, und als sich die Wolken verzogen,

226

war das Flugzeug verschwunden. Man fürchtete, der Meister sei mit aufgefahren, der aber saß mit Zurbelle unter einem Regenschirm am Feldrain, beide blaugefroren und bis zum Gürtel im Eiswasser. Die Teile des zerstörten Gestells wurden später aus Feldern und Klüften zusammengetragen. Dieses Mißgeschick hielt den Erfinder nicht ab, sein Flugzeug neu aufzubauen und diesmal wirklich den Flug zu wagen, wobei er aus beträchtlicher Höhe abstürzte, aber zum Glück keinen großen Schaden nahm.

Auch eine Springmaschine hatte er erfunden, gleichfalls ein flügelartiges Ding, zu rascherer Fortbewegung auf dem Boden. Er gab es aber auf, weil man sich immer dabei überkugelte. — Ob nicht, als im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts der erste Flieger in noch zagen Kreisen über die Höhen von Fiesole und über Böcklins letzten Wohnsitz hinschwebte, der Schatten des Alten dort am Fenster stand und, mit den Augen, die in die Sonne blicken konnten, dem neuen Vogel nachschauend, sagte: Also das war die Lösung!?

Im Jahre 1885 verzog Böcklin wegen des besseren Schulunterrichts für die Kinder mit seiner Familie nach Zürich. Aber das südliche Land ging ihm in allen Träumen nach, und eine ganze Anzahl der italienischen Meerbilder entstand in dem seltsamen graugestrichenen Kasten, den er sich als Werkstatt in Hottingen erbaut hatte. Schmerzlich vermißte er den Himmel, das Meer, den Wein Italiens. Dort war es wohl, wo er für das Dahin, dahin! die im Freundeskreis beliebt gewordene Variante fand: „Und Marmortische steh'n und seh'n mich an.“ Aber eine Vergütung wurde ihm dort zuteil, die ihn über alles Entbehren hinwegtrug, die Freundschaft Gottfried Kellers. Die Verehrung für den geistesverwandten Landsmann und die Hoffnung, ihm näher zu treten, hatten schon bei der Wahl des Aufenthalts mitgewirkt. Als ich Böcklin zum erstenmal in Zürich besuchte, überraschte er mich

beim Ausbruch durch die unvermittelte, etwas zögernd ausgesprochene Frage: Sie wünschen natürlich, Gottfried Keller kennen zu lernen? — In ihm selber war dieser Wunsch so brennend gewesen, daß er ihn bei allen anderen ebenso stark voraussetzte. Ich hatte aber nie das Verlangen der meisten Menschen, einen bewunderten Dichter auch von Angesicht zu sehen, so recht verstanden, denn Besseres als durch sein Werk kann er mir bei einer flüchtigen Begegnung doch im günstigsten Falle nicht geben, und besonders bei Keller war die Gefahr, sich eine erhebende Vorstellung durch allzu barocke Züge der Wirklichkeit zu verderben, größer als der mögliche Gewinn. Ich antwortete also unbedenklich, ich hielt es für schöner, die Leute von Seldwyla ohne ihren Dichter zu genießen. Erst später fiel es mir ein, wie sehr Böcklin, der gewiß gewohnt war, von allen Seiten um eine Vorstellung bei Keller bedrängt zu werden, von dieser Antwort auf seinen halben Vorschlag erstaunt gewesen sein mag. Er hat sie aber jedenfalls richtig gedeutet, denn er sagte, den Gedanken fallen lassend: Man kann freilich nie voraus wissen, wie es ausgeht, wenn man Keller in Damengesellschaft bringt. — Eine von Böcklins schönen Töchtern erzählte mir später, daß der große, wunderliche Dichter in der That völlig unberechenbar gewesen sei, und daß auch sie ihn, trotz der nahen Freundschaft mit ihrem Vater, mitunter auf der Straße nicht einmal kennen durften, was er durch Abwinken mit der Hand schon aus der Ferne zu verstehen gab.

Nach Kellers Tode hatte ich zum zweitenmal die Freude, Böcklin in Zürich besuchen zu können. Als ich im Haus nach ihm fragte, wurde ich durch ein Krautgärtlein gleich in seine Werkstatt gewiesen. Wer ist da? rief es auf mein Klopfen dröhnend heraus. (Ich hatte nicht gewußt, daß er vormittags nicht gestört sein wollte.) Besuch aus Florenz, antwortete ich etwas zaghaft. Auf flog die Tür wie auf ein Zauberwort, und die mächtige Gestalt trat mir mit herzlichem Willkomm

228

entgegen. Ich fand ihn aber schlecht aussehend und erfuhr gleich, daß er viel an Kopfweh leide und sich im Schaffen behindert fühle. Auf der Staffelei stand ein beinahe fertiges Bild: ein altes Pärchen, das in einer Laube mitten im Grünen aufrecht sitzt und schlummert. Der Künstler fühlte sich gedrungen, den Inhalt zu erklären, den er selbst ein Stückchen Lyrik nannte. Den Alten ist es ihr Leben lang sauer geworden, erzählte er, sie haben geschafft und gedarbt, um ein eigenes Fleckchen Erde zu erringen. Spät sind sie ans Ziel gekommen, Gärtchen und Laube sind ihr Eigentum, aber sie selber sind alt und müde. Vergebens duften und blühen die Blumen für sie, ihre Sinne sind stumpf geworden, sie können nichts mehr als im Sonnenschein sitzen und nicken. — Ein unbewußter Unterton von Leid schwang in seinen Worten mit. Des Freundes Hingang, der ihn, wie er sagte, ganz vereinsamt zurückließ, mochte ihn an die Kürze der eigenen noch übrigen Spanne erinnern. Er fühlte sich selber schon an der Schwelle des Alters und nannte nach so vielem Schaffen noch kein Fleckchen Erde sein eigen. Auch bereitete ihm die Kritik aufs neue Argerniß. Raun daß das Philistertum der Alten überwunden war, begann das der Jungen, das sich revolutionär gebärdete, aber ebenso theoretisch in Schlagworte verbohrt war. Bei dem Drucke, der auf ihm lag, spürte er jetzt auch die kleinen Nadelstiche stärker. Er redete jenes Tages mehr und aufgeschlossener als sonst, als fühlte er das Bedürfnis, all die Mißtöne durch die Fülle des eigenen Wesens aufzulösen.

Nicht allzulange nach jenem Züricher Besuch hörte ich, daß ein Schlaganfall den rastlos Tätigen betroffen habe. Eine neue mißglückte Bemühung um sein Schmerzenskind, das Flugzeug, von dem er auch jetzt nicht lassen wollte, soll den unmittelbaren Anlaß zu der Katastrophe gegeben haben, aber die Kopfschmerzen, über die er damals geklagt hatte, waren schon die dunkeln Vorboten gewesen. Jetzt hielt es ihn nicht

länger im Norden. Sobald er reisefähig war, brach er zur großen Beunruhigung der Seinen, die ihn in diesem Zustand nur ungern ziehen ließen, nach Italien auf. Auch hier hatte wieder der treue ärztliche Freund zwischen dem Freiheitsbedürfnis des Kranken und der berechtigten Sorge der Angehörigen zu vermitteln. Ein jüngeres Familienmitglied, das ihn begleitete, war denn auch verständig genug, ihn in Viareggio, wo er sich gleich wohler fühlte, seiner eigenen Leitung zu überlassen. Dort in den Fluten seines so sehr geliebten Tyrrhenischen Meeres fand er vorübergehend die Gesundheit wieder. Der Druck, der noch immer auf seinem Kopfe lag, wich, und eines Tages erschien er strahlend gelaunt in dem benachbarten Forte bei Marmi, wo mein Bruder Erwin seine Bildhauerwerkstatt aufgeschlagen hatte, und blieb durch vierzehn sonnige Tage als Gast in dessen Familie. Er war wie verjüngt und voller Leben, in seiner Einfachheit unwiderstehlich liebenswürdig, und genoß die Ursprünglichkeit dieses italienischen Strandlebens noch einmal mit vollen Zügen. Die Marmortische waren auch wieder da, und was darauf gehört. Eine Inschrift hält dort an dem Hause, das sich jetzt im Besitz einer Schweizerin befindet, die Erinnerung an jenen Aufenthalt Böcklins fest. Wenige Schritte davon baute sich später Frau Angela ihren sommerlichen Witwenstiz, und noch viele Jahre nach dem Tode des Gatten konnte man sie dort in ihrer Strandhütte bei Kindern und Enkeln sitzen sehen mit den strengen, leidgefurchten Zügen und der pergamentgewordenen Haut einer Niobe ähnlich.

Die Wiederherstellung, die die Freunde des Meisters so froh gemacht hatte, sollte nicht nachhaltig bleiben. Neue Mahnungen stellten sich ein, und die Jahre begannen schneller an dem unterwühlten Felsen zu bröckeln. Die langsamen Bewegungen, das mühsamere Sprechen, das durch einen langen ergrauten Vollbart noch mehr veränderte Aussehen

ließen ihn plötzlich als alten Mann erscheinen. Er hatte unterdessen das wundervolle Besitztum in San Domenico gekauft, dessen Räumen er den Stempel seines Genius aufdrückte. Dort malte er in tieffter Zurückgezogenheit seine späten Bilder, für die von den Verehrern jetzt blindlings jeder Preis geboten wurde, nach dem Worte der Laiz, daß die Hefe kostbarer ist als der Wein. Sein siebenzigster Geburtstag war ein Zeitereignis. Die Kritik verstummte vor seinem Ruhm, er wurde mit Huldigungen überschüttet, die ihn kühl genug lassen mochten, die Jugend schrieb seinen Namen auf ihre Fahne. Das Geschäftliche hatte er in die Hände der Familie gegeben und malte, was ihm sein Genius noch eingab, ohne mehr mit Bestellern und Händlern zu tun zu haben. Manches, was er so schuf, wirkte durch Härte der Erscheinung befremdlich, denn er konnte jetzt nicht mehr wie früher ein Übermaß liebevoller Arbeit an das einzelne wenden, wenn er der Fülle seiner Gesichte noch Gestalt geben wollte. Es war oft nur noch wie ein leidenschaftliches letztes Zwiegespräch mit der Farbe, deren Blut jetzt alles überwuchs.

Immer seltener sah man ihn mehr in der Stadt; die langen Sitzungen hatten ohnehin von selber ein Ende. Die Gattin betreute jetzt mit weiblicher Unverwüßlichkeit den siechgewordenen Mann und hielt ihn im Bannkreis des Hauses. Um so länger und häufiger wurden die Besuche des vertrauten Arztes oben in San Domenico, und in der eisigen Nacht auf den 16. Januar 1901 kam der treue Hüter gar nicht nach Hause. Am Morgen hörten wir dann, daß Böcklin unter seinen lindernden Händen verschieden war.

Einige Tage nach dem Begräbnis veranstalteten die schweizerische und die deutsche Kolonie eine Gedächtnisfeier im Palazzo Riccardi, für deren Eröffnung ich auf Wunsch jüngerer Künstler einen Abschiedsgruß an Böcklin schrieb, mit dem es mir gestattet sei, diese Erinnerungen an ihn zu beschließen:

Der Meister schied, er hat sein Werk vollbracht,
Der unermülich in des Lebens Dürre
Die goldenen Hesperidenäpfel streute,
Der über allem Lärm und Kampf der Welt
Des Spieles heiligen Ernst für uns gerettet.
Denn Länder schuf er, Meere, Königreiche
Der Poesie und gab sie uns und ließ
Uns drin wie mit den ersten Göttern wohnen.
So rastlos schaffend, spendend, nie bekümmert,
Auf welchen Boden seine Früchte fielen,
Sah er die letzte Sonne niedergehn,
Dann stieg er lächelnd in den Kahn und glitt
Hinweg, die unbekanntten Wogen furchend.
Zur stillen Insel ging er, wo am Strand
Das Wasser schläft, wo unter hohen Bäumen
Die frommen Schatten zu Altären wallen,
Bei Flammen, Blumen ernsten Dienst begehend,
Wo nur zuweilen leis ein Nachen landet,
Aus dem verhüllt ein neuer Gast entsteigt,
Wo alles Erdenlebens Drang und Fülle
Nur als Musik noch um die Wipfel schwebt.
Dort weilen sie, die unvergänglich sind,
Und dorthin ging auch Er.

Rein Trauervort

Folge dem herrlich nun Vollendeten!
Mit Flammen, Blumen wollen wir ihn ehren,
Mit solcher Weihe, die er selbst gelehrt!
Was er uns oft in Bildern festlich zeigte,
Heut sei's für ihn vollbracht. So lobert, Flammen!
Preist ihn, ihr Blumen! Elemente alle,
Ehrt euren Dichter! Schweb' empor, Musik,
Trag' dem Entrückten, aber Unverlornen
Ins Land des Schweigens unsre Grüße nach!

In den Marmorbergen

I Carrara

Wenn man auf der mittelländischen Bahnlinie von Pisa nordwärts fährt, so sieht man hinter den Pisaner Bergen eine weiße Alpenkette auftauchen, die sich durch ihre kühnen Formen aufs schärfste von den sanftgeschwungenen Linien des Apennin unterscheidet und die der Unkundige für nichts anderes halten könnte als für ein Schneegebirge. Es sind die Kalkfelsen der Apuanischen Alpen, aus denen der weltberühmte carrarische Marmor gebrochen wird.

Carrara, der Mittelpunkt des ungeheuren Betriebes, ist durch eine Zweigbahn der mittelländischen Eisenbahnlinie angeknüpft. Bei Avenza verläßt der Schienenweg die Küste und läuft zwischen zwei Bergketten hin, davon die eine, dem Meere zugewendete, mit herrlichen Olivenwäldungen bedeckt ist; die andere, landeinwärts gelegene, von der die weißlichen Zinken hoch ins Blau emporstarren, trägt nur bis zu halber Höhe einen spärlichen Pflanzentwuchs. Die bloßgelegten Marmorflanken leuchten weithin wie Alpenfirne, und die Geröllhalben, auf denen der Marmorschutt von den Brüchen herabgestürzt wird, sehen Gletschern täuschend ähnlich. Längs der Bahnlinie dehnen sich zu beiden Seiten die offenen Lagerplätze aus, auf denen roh behauener Marmor von allen Größen und Gattungen der Weiterbeförderung harret.

Carrara, das geleckte Marmorstädtchen, schmiegt sich gierlich in die Talmulde, die der rasche, grünlich fließende Carrione durchströmt. Es hat wie alle italienischen Städte seine großen Plätze mit öffentlichen Bauten; der neue Stadtteil steigt breit und prahlerisch mit prunkvollen Marmor-

terrassen den Hügel hinauf, während der ältere, stilvollere sich um die Ufer des Carrione drängt. Marmor ist überall in verschwenderischer Fülle an Häusern und Denkmälern angebracht, das Pflaster ist weiß von Marmorstaub, und über der ganzen Landschaft lagert eine blendende Helligkeit.

Aus den Bildhauerwerkstätten, die sich eine an der anderen viele Straßen weit hinziehen, tönt ununterbrochenes Gehämmert und Gepoche. Unendlich ist die Menge des Hervorgebrachten; von Carrara gehen marmorne Statuetten und Nippfachen über die halbe Erde. Wie die Holzschnitzereien in Schweizer Höhenorten, so ist hier in Gasthöfen und Speisehäusern das Marmorspielzeug zum Verkaufe ausgelegt. Dasselbe fabritmäßige Gepräge tragen auch die großen Standbilder und Grabmäler, die hier gefertigt werden, und was die Stadt selbst von neuen Denkmälern aufgestellt hat, ist mit wenig Ausnahmen von fast grotesker Geschmacklosigkeit.

Aber terrassenförmige, marmorreiche Anlagen führt der Weg nach Monterosso, der Station der Bergbahn Marmifera. Seit der Zeit, wo Michelangelo in diesen Bergen hauste und unter unfäglichen Nöten die Riesenblöcke, die er für seine Arbeiten brauchte, an die Küste schleppen ließ, haben sich die Verhältnisse gewaltig geändert. Jetzt sind die Abgründe überbrückt und die Gebirgsmassen durchbrochen, ein schmalspuriger Schienenweg umläuft den Berg in Schlangenlinien, die von Steinbruch zu Steinbruch führen, und darauf dampft die Marmifera in die Höhe, um die gewaltigen Lasten herunterzuschaffen.

Gewöhnlich führt die Lokomotive nur Frachtwagen; für Fremde jedoch, welche die Bergbahn zu befahren wünschen, läßt die zuvorkommende Leitung unentgeltlich einen Personenzug anhängen, nur muß man tags zuvor angemeldet sein. Herren erhalten auch ausnahmsweise die Erlaubnis, einfach die Lokomotive zu besteigen. Wer jedoch, wie wir, das Unglück hat, zu einer Zeit nach Carrara zu kommen, wo

der Direktor verreist und sein Stellvertreter abwesend ist, dem bleibt, wenn er die Brüche sehen will, nichts übrig, als längs der Gleise zu Fuß hinaufzusteigen. Gefällige Bahnwärter schließen sich an und geben von einer Station zur anderen das Geleite. Beim ersten Tunnel, der sich außen am Berghang umgehen läßt, tut ein entzückendes Panorama sich auf. In unserem Rücken, halb ins Grün versteckt, die Marmorstadt, zur Linken das tiefe, von Wassern durchrauschte Thal mit den Marmorsägemühlen und dem in der Höhe gelegenen Friedhof, auf einem Hügelvorsprung das schöne Dorf Sorano und vor uns die weißen, vielzerklüfteten Bergflanken. Über uns kriechen die Schneckenlinien der Bergbahn mit den sieben Brücken hin, von denen die Station den Namen hat. Soeben keucht die Marmifera mit vollem Dampfe vorüber und verschwindet hinter der nächsten Biegung, um nach wenigen Minuten hoch über unseren Häuptern wieder zum Vorschein zu kommen, bis ein neuer Tunnel sie verschluckt.

Noch eine Strecke weiter auf dem beschwerlichen Schienenweg, so sind die Brüche von Sorano und La Piastra erreicht. Hier mündet das Gleise auf die Marmorniederlage am Fuß der Brüche, wo die von oben herabgewälzten Blöcke gleich aus dem größten zugehauen werden, um überflüssige Fracht zu vermeiden. Die Brüche selber sind hier nirgends zugänglich; sie lagern an steilen Wänden, wo nur der geübte Bergarbeiter mit Sicherheit Fuß faßt, und auch dieser bedarf an den gefährlichsten Stellen des Seiles, um auf den glatten Marmorfelsen hin und her zu klettern.

Man sieht die Leute in voller Tätigkeit. Was sie abgesprengt und mittels einer Rutschbahn herunterbefördert haben, liegt alles längs der Bahnlinie und in den Einbuchtungen des Berges aufgehäuft. Daneben lagern die müden Ochsen, ihrer Belastung harrend, die Fuhrleute sind beschäftigt, die mächtigen Blöcke auf Karren zu laden, die Steinmessen hämmern, und aus den weißen Klüften

hervor donnern die Minen, deren Echo die Wände einander zuwerfen.

Mit Bequemlichkeit kann man auf diesen Sammelplätzen die verschiedenen Marmorarten unterscheiden lernen.

Der schneeweiße, kristallinische mit dem großen, glänzenden Korn ist der sogenannte „statuarische“ Marmor, der einzig für die Skulptur verwendet wird. Ein großer, völlig reiner Block ist von fast unschätzbarem Wert. Aber meistens sind auch die Blöcke von der besten Gattung mit minderwertigem Gestein durchsetzt, das durch Sprengung entfernt werden muß. Je tiefer der Stein gebrochen wird, desto reiner ist sein Korn, daher die ältesten Brüche den schönsten Marmor liefern. Der sogenannte paonazzo, ein weißer, mit regelmäßigen blauen Adern durchflochtener Stein, ist für Bauzwecke hochgeschätzt, und eine bunte Marmorart, die in allen Farben vorkommt, der bardiglio, liefert die schönen Mosaikfußböden, die Ramin-einfassungen, Becken, Wannen und ähnliches.

Ein neues Gleise, das sich zur Rechten erschließt, führt mit steilerer Steigung zu den Brüchen von Ravaccione und Colonnata. Marmor und nichts als Marmor! Wohin das Auge sich wendet, es kann dem grellen, sonnenbestrahlten Weiß nicht entfliehen. Der Fuß stolpert über Marmor-gebröckel, das den Weg beschottert, die Farbe der Kleider ist unkenntlich geworden durch den Marmorstaub, den der Bergwind auch den ausgetrockneten Lungen zuführt. Und als ob man des Marmors nie genug bekommen könnte, rennen jetzt ein paar barfüßige Kinder auf die müden, erhitzten und verdurstenden Wanderer zu und bieten uns auf zinnernen Tellern eine Handvoll eilig aufgelesener Marmorbrocken an, für die sie stürmisch ein paar Soldi fordern. Es sind die gleichen Steine, an denen wir uns schon die Stiefel zerrissen haben, und die Zumutung, sie zu kaufen, die den Kindern von ihren Eltern eingeflüstert sein muß, ist so unbegreiflich abgeschmackt, daß wir vor Erstaunen nicht einmal lachen können. Von

einem Glas Wasser dagegen, für das kein Preis zu hoch wäre, ist keine Rede.

Eine Arbeiterfrau teilt uns endlich für Geld und gute Worte von ihrem Weinvorrat mit. Diese hart arbeitenden Menschen leben mit der kargsten Kost, aber der Marmorstaub zwingt sie, die Kehle öfter anzufeuchten, als gut ist. Der Wein erhitzt das ohnehin heiße Blut, daher den Carraresen das Messer bekanntermaßen sehr lose im Gürtel sitzt. Das Trinken ist auch der Hauptgrund, weshalb der Aufruhr von 1894 noch immer heimlich weiterglimmt. Die Löhne sind hier besser als anderwärts; was die Leute zum Aufstande trieb, war die sozialistische Agitation und das Schauspiel des ungeheuren Gewinnes, der aus ihrer Hände Arbeit gezogen wird, denn alle Besitzer der Marmorbrüche sind Millionäre, und die ganze Küste entlang sieht man ihre feenhaften Marmorvillen aus dem Boden steigen.

Bevor die Bahn auf der Station von Ravaccione einläuft, trifft man bei Polvaccio einen alten Steinbruch aus der Römerzeit. Aller Marmor des Pantheon, der Trajanssäule, des Titusbogens ist aus diesem Bruch hervorgegangen. Hier schlief auch der Apoll von Belvedere den Schlaf des Nichtseins, bevor Künstlerhand ihm seine dauernden Formen gab. Und neben ihm schliefen andere unvergängliche Gestalten, die erst viele Jahrhunderte später ans Licht gerufen wurden: der David Michelangelos und die Kolossalstatuen auf den Mediceergräbern. Aus Colonnata, gleichfalls einem alten Römerbruch, stammt dagegen der weiße Marmor, der in großen Mengen für die Gruft Napoleons I. im Invalidendom zu Paris verwendet wurde.

Und hat man mit Staunen drunten im Tal die Menge der aufgespeicherten Blöcke gesehen, so bewundert man jetzt doppelt die Größe und Unerlöschlichkeit der Natur. Was auch seit Jahrtausenden in diesen Bergen gebrochen wurde, was Tag für Tag mit den ungeheuern Mitteln heutiger

Technik herausgefördert wird — es ist ein Garnichts gegen die Masse des Gebirgs. Aus seinen Eingeweiden sind seit den Zeiten der Etrusker ganze Städte hervorgestiegen und ein Volk von marmornen Gestalten, aber nirgends hat sein starres Profil sich um eine Linie verändert. Wenn auch gelegentlich durch unvorsichtigen Anbruch eine Bergwand einstürzt, was will das der gigantischen Gebirgsformation gegenüber besagen! Und solange Denkmäler errichtet und Statuen gemeißelt werden, wird dieses Gebirge ausreichen, die Welt mit Marmor zu versorgen.

Über fünfhundert Marmorbrüche sind allein in der Gegend von Carrara in Bearbeitung, gar nicht zu rechnen, was in dem nahen Massa, in Serravezza und Pietrasanta gebrochen wird. Die Zahl der Arbeiter, die mit dem Sprengen, dem Behauen, dem Sägen und Schleifen sowie der Beförderung der Steine beschäftigt sind, wurde mir auf gegen zwanzigtausend angegeben.

Zur Beförderung werden neben der Marmifera, die seit 1875 im Gang ist, noch immer, wie vor alters, die Ochsenfuhrn benützt. Es sind dieselben Karren, wie sie schon zu den Zeiten der Römer und Etrusker gebaut wurden, mit niedrigen, aber wuchtigen, bleibeschlagenen Rädern, deren Zahl sich nach der Länge des Fuhrwerks richtet. Die Ochsen sind klein und grau, von einer besonders zähen Rasse, mit ungeheuren, prächtig geschwungenen Hörnern; sie tragen den eisernen Ring in der Nase, durch den das Leitseil läuft; ihre Hufe sind mit Blei beschlagen. Um einen Block von mäßigem Umfang zu Tal zu ziehen, braucht man ihrer zwei bis sechs Paare. Ich sah in der Gegend von Carrara aber auch Fuhrn, denen zwanzig und mehr Ochsen vorgespannt waren; sie bilden dann ganze Karawanen und ziehen unter dem Geschrei der Treiber wie eine lange, ungefüge Schlange den Berg hinab. Ein kleinerer Marmorblock, der an langer Eisenkette auf dem Boden nachschleift, dient zum Bremsen.

Jedes Paar Ochsen trägt ein Joch von mächtigem Gewicht, das den unglücklichen Tieren die Köpfe niederzwingt, und man begreift nicht, wie sie es anstellen, sich mit den Riesenhörnern nicht gegenseitig zu stoßen. Auf jedem Joch sitzt rückwärts gewendet ein Treiber mit dem Stachelstab, andere rennen zu Fuß neben dem Fuhrwerk her, mit der Stimme und dem Stachel die Tiere anfeuernd. Die Fortbewegung geschieht stoßweise auf der schauerhaften, von oft schubtiefen Fahrgleisen zerschundenen Straße. In gleichmäßigen Pausen erheben die Männer ein wildes Geheul, das eine ganz bestimmte Tonfolge hat, und die auf den Jochen Sitzenden packen zugleich das Fell der Ochsen am Halse und schütteln es krampfhaft, was die Tiere in Verzweiflung zu treiben scheint, denn nun machen sie eine krampfhafte Anstrengung, und der Karren rumpelt hastig eine Strecke weiter, wobei dichter Marmorstaub aufwirbelt. Dann eine Pause, Ochsen und Treiber verschmaufen, und von neuem beginnt das vorige Verfahren. Von dem vordersten Joch starrt eine Holzgabel mit den Zinken in die Luft, durch welche die lange Deichsel beim Rasten gestützt werden kann.

Der Stachel hat die unglücklichen Tiere so zahm gemacht, daß sie nie einen Widerstand versuchen. Vorsichtig bewegen sie die ungeheuren Hörner, um Menschen und Tiere nicht zu verletzen, aber aus den großen, furchtbar ernsten Augen sieht die stumme Qual, die bis zum letzten Atemzug dauert. Vom Blick des Menschen, von der Hand, die sie mitleidig streicheln möchte, wenden sie sich mit einem unbeschreiblichen Ausdruck, den man nie vergessen kann, ab und ihren Leidensgenossen zu. Auf Halteplätzen brechen sie ohne weiteres in die Knie und liegen unbeweglich, als ob es Hebel brauchte, um sie wieder aufzurichten, doch dazu genügt das bloße Herantreten des Treibers mit dem Stachel, bei dessen Anblick das Tier sich stumpf und schwer erhebt, um seinen Marterweg von neuem zu beginnen.

Vor den Sägemühlen am Carrione werden die Fuhrn abgeladen. Diese Mühlen sind mit ihrer schönen Architektur und den brausenden Wassern, die über ihre Räder stürzen, ein großer Schmuck der Gegend. In Menge lagern die Blöcke vor den Türen und längs der Flußufer, zwischen ihnen die zersägten Platten, die für die Poliermaschine bereit sind.

Anziehend ist es, daß hier überall neben der vervollkommenen Technik die ursprüngliche Industrie, aus der jene hervorging, fortbauert. Neben den Sägemühlen arbeitet die alte Handsäge ruhig weiter, denn die Feinheit ihrer Arbeit wird von der Maschine nicht erreicht; man kann sie überall im Freien in Tätigkeit sehen. Die Marmorsäge hat keine Zähne, sie ist in einen schweren Rahmen eingespannt und hängt in Stricken; die Sägewirkung entsteht durch den Druck des Eisens mit Hilfe von eingespültem Sand.

Nach dem gleichen Gesetz, aber ins Große, arbeitet die Sägemaschine. In einen Rahmen, deren ein Mühlrad viele gleichzeitig treibt, sind wohl dreißig Sägen in verschiedenem Abstand voneinander eingespannt, so daß ein Block in ebenso viele Platten von verschiedener Dicke zerlegt werden kann.

Ist die Platte zersägt, so kommt sie zum Schleifen, und auch hier arbeiten Menschenhände und Maschinen im Wettbewerb. Bei der Handpolierung muß etwas feuchter Flußsand mit einem Stück Blei unablässig auf der Platte hin- und hergerieben werden, wozu bei einer Platte von mäßigem Umfang mehrere Männer erforderlich sind. Die Poliermaschine hingegen läßt in einfacher, aber höchst sinnreicher Weise eine Platte durch die andere mittels Sand abschleifen, indem sie die oben liegende in drehende Bewegung versetzt.

Nun aber ist es genug des Marmors; der Glanz wird nachgerade unerträglich, und zugleich werden die Ohren von all dem Gehämmer und Geschrille völlig betäubt. Der Rückweg an den brausenden Rastaden des Carrione brächte den müden Nerven Erholung, wenn nur der Fuß nicht genötigt

wäre, bei jedem Schritt den knöcheltiefen Marmorstaub aufzuvühlen. Auch hier begleitet uns der Marmor auf Weg und Steg, selbst das elendeste Bauernhaus hat wenigstens Schwellen, Fenstereinfassungen und Brunnenrand von geschliffenem Marmor, nicht zu reden von dem Marmorabfall, der zu Dämmen, Straßenbeschotterung und ähnlichem benutzt wird.

Der Überdruß wird endlich zu einer wahren Beängstigung, weil man das Gefühl bekommt, als sei hier jeder Gegenstand bereit, sich unter unseren Händen in Marmor zu verwandeln. Ich gestehe, daß mir der Weg zum Bahnhof am späten Abend eine Erlösung bedeutete. Noch eine lange Strecke folgten uns die stummen Marmorfelder, die durch die Dunkelheit leuchteten, und unser Zug schleppte eine ungeheure Marmorlast nach der Küste.

Ein kurzer Besuch in Carrara genügt, um eine vollkommene Übersicht über die Gewinnung und Behandlung des Marmors zu erlangen. Nur der Natur des gewaltigen Gebirges kommt man dort nicht so recht nahe, denn in Carrara ist alles städtisch kultiviert und abgeschlossen. Wer die Apuanischen Alpen in ihrer Größe und Einsamkeit sehen will, dem sei eine Besteigung von Pietrasanta oder Serravezza aus dringend empfohlen.

II

Serravezza

Man redet gemeinhin von carrarischem Marmor, wenn man die edelste Marmorart, die heute im Handel vorkommt, bezeichnen will. Aber die Fachleute wissen, daß im 19. Jahrhundert Carrara als Marmorkönigin entthront worden ist; das benachbarte Serravezza hat ihr den Rang bedeutend abgelassen. Dort sind die schon von Michelangelo angelegten Marmorbrüche, die zu seiner Zeit wegen mangelnder

Beförderungsmittel nicht ausgebeutet werden konnten, durch einen unternehmenden Franzosen, Herrn Henraug, nutzbar gemacht worden, und dieser liefert jetzt den Bildhauern ein Korn, dem Carrara nichts Ähnliches an die Seite zu setzen hat. Sein ist fast aller Marmor, den der mächtige Gebirgsstock des Altissimo in seinen Flanken trägt, und er gibt mit seinen Unternehmungen der ganzen Gegend Arbeit und Brot. Nur wird durch die kaufmännische Ausbeutung leider der Kunst ein schlechter Dienst erwiesen, denn die Spekulation hat den Preis des köstlichen Steines zu fast unerschwinglicher Höhe hinaufgetrieben.

Die Brüche von Serravezza sind nicht so bequem zu erreichen wie die von Carrara; dafür hat ihre Besteigung aber die Reize einer wirklichen Bergwanderung.

Von der Station Querceta, die durch die Aufschrift „Serravezza“ täuscht, liegt das wirkliche Serravezza noch verschiedene Kilometer entfernt. Das ganze Gelände ist ein einziger Olivenhain, der wie ein grauer Rauch zwischen See und Gebirge liegt; der rote Bruch von Ceragiola schimmert kräftig hindurch. Mit Freuden lernt man hier einmal den natürlichen Wuchs des Ölbaums kennen. Orüben im Florentinischen und den angrenzenden Gebieten ist er verschnitten und niedergehalten; hier aber erreicht er mit seinem vielfach verschlungenen, ganz abenteuerlichen Stamm und der stolzen Krone eine gewaltige Höhe. An den Häusern ranken hohe Orangenspalisere, und feurig leuchten die reifen goldenen Bälle aus dem grünen Blätterschmuck hervor. Es ist ländlich still; nur die weißen, tiefgefurchten Wege und die meerrwärts ziehenden Marmorfuhrten lassen die Nähe eines Industriemittelpunkts erkennen.

Bei Corvaja sind wir schon im Gebirge. Nur einen Blick im Vorüberwandern auf dieses überraschende Felsenest mit seinen hängenden Gärten, seinen von Farn umsponnenen steinernen Freitreppen, den Torbogen, durch welche weitere

Steintreppen sichtbar werden, die in die natürlichen Felsenstufen übergehen, einen anderen Blick auf die rauhen Klippen, die hoch über diesem Terrassenbau in die blauen Lüfte starren — und nach kurzer Wanderung haben wir Serravezza erreicht.

Das Städtchen liegt schön am Zusammenfluß der Bergströme Serra und Bezza, von denen der eine aus den Schluchten des Altissimo, der andere von Valdarni heruntersinkt; Marmor liegt an allen Ecken und Enden, die Straßen sind schneeweiß wie in Carrara, und auch das Gepoche und Behämmer ist dasselbe wie dort.

Auf der Brücke, die neben der ersten Sägemühle über die Bezza führt, eröffnet sich ein Blick in die innere Bergwelt. Das enge Bezzatal erscheint im tiefen Hintergrund von der Pyramide des Monte Forato abgeschlossen. Unmittelbar davor hebt sich bei klarer Luft das kuppelförmige Haupt eines ringsum freistehenden, niedrigeren Berges ab, der die Gestalt eines Turmes hat und wie von Menschenhand geschaffen aussieht. Er heißt der Procinto und ist dadurch merkwürdig, daß sich an ihn die halb verklungene Sage knüpft, es sei Michelangelos Absicht gewesen, einen von den Bergen der Apuanischen Alpen in eine Kolossalstatue zu verwandeln.

Die beiden Ufer der Bezza sind von Marmor Sägemühlen eingefäumt, die mit den Wassern um die Wette lärmen. Auch hier lagert Marmor in Mengen, aber die jungbelaubten Bergänge mit den niederschließenden Bächen, dem blühenden Ginster und dem alten, bräunlichen Grün der Steineichen mildern das grelle Weiß. Eine Geröllhalde senkt sich wie ein Gletscher ins Tal, daneben die Rutschbahn, auf der von hoch oben die Blöcke herabgelassen werden. Still und verlassen liegt der monumentale Riesenbau eines aufgegebenen Eisenwerkes inmitten der geräuschvollen Betriebsamkeit.

Hinter Ruosina verläßt die Straße das Bezza-Ufer und biegt in die rauhe Schlucht des Casoli ein, der ein wildes Geröll in feinen grünen Fluten wälzt, und dem von allen

Felsen herab die Wasser als breite Sturzbäche oder als dünne Fäden zuschießen. Von oben blinkt steil und unzugänglich das weiße Berghaupt herunter, dessen jenseitiger Hang von uns erstiegen werden soll.

Bis herauf in diese Ode sind uns die Mühlen gefolgt, freilich immer kleiner und ursprünglicher werdend. Nach der letzten, die nur noch eine Ruine ist, empfängt uns die große Bergeinsamkeit, in der man nichts mehr hört als die brausenden Wasser und Vogelgesang.

Die Schlucht erweitert sich und mündet auf eine mächtige weiße Geröllhalde, zu deren Füßen unter spärlichem Baumwuchs und Ginster eine Steinhütte nistet, und ein paar Arbeiter sind dort mit dem Zubauen von Marmorblöcken beschäftigt. Diese Marmorwildnis heißt der „Giardino“, und der Name wird erst verständlich durch den Gegensatz mit der nackten, sonnverbrannten Bergwand, die wir zu überwinden haben, um die tote weiße Marmorregion zu erreichen, die jenseits des Tunnels liegt.

Wie eine Wendeltreppe zieht sich der schmale Fußweg in endloser Steigung hinauf; die Abgründe, die zu unserer Rechten immer tiefer hinunterfallen, sind nur selten durch Gebüsch oder blühendes Heidekraut dem Auge auf einen Moment entzogen. Hier wandern früh am Morgen die Frauen von Ruosina und Serravezza hinauf, ihren Männern den Mundvorrat in die Brüche tragend: herrliche Gestalten, die mit nackten Füßen, schwere Körbe auf dem Kopf, leicht wie im Flug den steinigigen Hang erklimmen. Den Städtern legt er eine nicht verächtliche Leistung auf.

Oben öffnet sich das schwarze Tor des Tunnels, der in die Marmorbrüche führt. Ein alter Mann, der am Eingang haust, sollte die Wanderer mit einer Laterne versehen, aber offenbar ist er mit dem linken Fuß aus dem Bette gestiegen, denn er weigert sich mit Gebrumm. Es wird der Beschluß gefaßt, den Tunnel auch ohne Laterne zu betreten.

Wohl zwanzig Minuten lang geht man durch Finsternis und unergründlichen Schmutz. Von der Decke träufelt die Nässe wie ein Regen herunter. In der Mitte, als schon vom Ausgang her die Tageshelle wie ein feines Lichtchen hereinschien, war noch ein unbehagliches Abenteuer zu bestehen. Es erhob sich plötzlich ein verdächtiges Getöse, das Tageslicht verschwand, das Gewölbe schütterte, und Qualm erfüllte den Tunnel. Niemand hatte an die Marmifera gedacht, die in diesen Bergen ohne Schienen als ungeheure Dampflokobile fährt. Das Stampfen und Donnern kommt näher, ein rotes Auge stiert durch die Dunkelheit. Man kann weder wissen, wie groß ihr Umfang ist, noch auf welcher Seite des Tunnels sie heranzfährt. Rufen wäre bei dem Lärm vergeblich, also drückt die Gesellschaft sich platt an die Wand, die einen das Gesicht, die anderen den Rücken der unbekanntenen Gefahr zuwendend. So vergingen Minuten, der Qualm wurde immer dichter, bis der schwarze Koloß gerade noch rechtzeitig anhielt. Ein Mann, der mit der Laterne vorauslief, hatte die dunklen Gestalten entdeckt, die wie Fledermäuse an der Mauer klebten, und machte der Angst ein Ende.

Einmal am Tageslichte, geht es im Lauf bis zum Marmorbruch Tagliate. Eine Schienenbrücke führt über die Schlucht der Turrite Secca, deren wasserloses Bett sich hier so erweitert, daß es einem schlammigen, vertrocknenden Bergsee gleicht. Am Eingang des Bruches sind zu beiden Seiten feste Stützpfeiler und lange weiße Mauern aus geschichtetem Marmorgeröckel aufgeführt. Kleine Hütten aus unbehauenen Marmor, gleichfalls ohne Kitt zusammengefügt, stehen da und dort verstreut; ihr Dach bilden glatte Marmorplatten, die durch große Brocken rohen Marmors beschwert sind. Man kann sie nicht ansehen, ohne an das „zuckerige Häuschen“ der Hege aus dem unvergeßlichen deutschen Märchen zu denken.

Das Betreten des Marmorbruches ist hier völlig gefahrlos, nur daß der Fuß einige Mühe hat, sich auf dem Marmor-

grund, der vom Rollen der Steine glattgeschliffen ist, zu halten. In großen Quadrern liegt der abgesprengte Marmor umher; er ist von wertloser Beschaffenheit und wird soeben von den Steinmehrn zertrümmert, um in die gähnende Tiefe geschüttet zu werden, die sich schon zum großen Teil mit dem Gerölle angefüllt hat. Auf diese Weise entstehen die scheinbaren Gletscher. Lawinen gibt es auch, denn in der Höhe über uns wird der Berg „gefeßt“, und massenhaftes Gebrockel stürzt polternd herunter. Jeden Augenblick heißt es aufpassen und zur Seite springen. Ganz oben auf dem Grat sind angefeilte Männer beschäftigt, eine Mine anzulegen; von unten gesehen, sind sie aber so winzig, daß ihr Tun sich nicht verfolgen läßt.

Besser hätte es der Zufall nicht mit uns meinen können; durch den Aufseher, einen wetterharten Alten mit weißhaarigem Charakterkopf, erfahren wir, daß uns noch ein dramatischer Vorgang erwartet. Man beabsichtigt, eine der größten Minen springen zu lassen, die der Berg seit lange erlebt hat. Ein ganzer Felsvorsprung soll entfernt werden, damit das tiefer liegende edlere Gestein frei wird. Doch es soll noch eine starke Weile dauern, und unterdessen haben wir Zeit, uns weiter umzusehen.

Ein weißer, mit Schienen belegter Weg windet sich zwischen Bergwand und Abgrund hin; er führt tief in die Wunder der weißen, starren Marmorwelt hinein. In diesen Klüften schlummert das Kunstwerk der Zukunft! Wenn der Berg auf einen Augenblick durchsichtig würde! Sein Schoß ist ganz voll von Monumenten und Statuen; auch die Könige und Helden, die Dichter und Denker und Künstler der Nachwelt sind hier in Marmor beisammen. Welche erlauchte Gesellschaft! Aber es geht ebenso wie in der Menschenwelt: auf viele Nieten kommt ab und zu ein Treffer. Mancher ist nur hier, weil ihm die urteilslose Menge einmal nachlaufen wird, und er versperrt Besseren den Platz.

Aber getrost: die Großen, auf die die Menschheit wartet, sind mit darunter.

Unterdessen ist die Mine fertig geworden; mit einem eisernen Stab und etwas aufgeschüttetem Wasser haben die Arbeiter ein tiefes Loch in das Gestein gerammt. Es wird ganz mit Pulver aufgefüllt und an der Öffnung fest verstopft. Bevor die Lunte entzündet wird, ruft der Minenleger vom Felsen herab mit einer Stimme, die bis in die fernen Täler und Schluchten trägt: Mine — hoo! worauf seine Gehilfen eilig das Weite suchen. In einem Nu ist der ganze Bruch von Menschen leer. Wir werden von dem Aufseher tief auf den Schienenweg zurückgedrängt, wo flache Felsennischen Deckung gewähren. Nochmals ruft der Minenleger ein laut-schallendes Hol zum Zeichen, daß die Lunte brennt, dann überklettert er am langen Seile so rasch wie möglich den Felsenscheitel, hinter dem er sich verbirgt. Aufsteigender Qualm zeigt schon die Stelle, wo die Lunte raucht. Lautlose Stille tritt ein, es dauert eine Zeitlang, bis die Lunte nach innen gebrannt ist, worauf der Rauch sich verzieht. Noch ein paar Sekunden, und nun ein heftiger Schlag, dessen Echo von Tal zu Tal forthallt — man sieht Felsstücke in die Luft geschleudert und sollte nach der Erschütterung glauben, die ganze Felsenecke sei eingestürzt. Doch erweist sich bei der Besichtigung die Wirkung der Mine als ziemlich geringfügig.

Nun hat uns der Berg gastfreundlich mit all seinen Wundern bekannt gemacht, und wir können zufrieden gehen. Es versteht sich von selbst, daß diesmal der Tunnel mit einer Laterne begangen wird, und so begibt sich dort kein weiteres Abenteuer.

Um die steile Bergwand des Giardino zu vermeiden, folgen wir auf dem Rückweg der schönen Fahrstraße, die von den Ochsenfuhren und der Marmifera benutzt wird. Nach wenig Schritten ein überraschtes Halt: die weite Bergwelt, die zu unseren Füßen liegt, ist ganz unten am fernen Horizont

durch einen blauen Streifen abgegrenzt; mit dem Fernglas lassen sich weiße, bewegliche Punkte darauf erkennen. Es ist das Meer mit seinen Segeln, das weite, blaue Meer, das uns erwartet! Dort hinunter geht unser Weg, und es ist, als wüchsen uns Flügel bei dem Anblick. Aus der Tiefe läuten jetzt die Abendglocken; ein friedliches Thal mit blühenden Kirschbäumen, das ebensogut in Deutschland liegen könnte, ladet zu kürzerem Abstieg ein.

Doch der Berg will uns nicht entlassen, bevor er uns noch eine letzte Überraschung bereitet hat. Auf halber Höhe der steilen Halde liegt eine kleine graue Ortschaft hingeduckt; Terrinca heißt sie. Auf abschüssigen Gassen, die mit spizigen Steinen gepflastert sind, rutscht und stolpert man da in eine verzauberte Welt hinein. Die müden Sinne sind kaum mehr fähig, neue Eindrücke aufzunehmen, aber die Überraschung rüttelt sie noch einmal wach. Wir sind zwischen zwei enge Reihen kleiner, massiver Steinhäuser von der erstaunlichsten Architektur geraten; sind sie gemauert oder aus dem lebendigen Gestein gehauen? Es läßt sich nicht erkennen, so grau und bröckelig sind Torbogen, Treppen und Pfeiler, so über und über mit Farn behangen. Viele Gassen sind gänzlich überwölbt, so daß nie die Sonne hineinscheint; über die anderen führen von den Dächern schmale Brücken hinüber. Schöne Frauenbilder steigen mühelos mit bloßen Füßen auf dem spizigen Pflaster herauf; sie tragen große, seltsam geformte Gefäße auf den Köpfen. Endlich gelangen wir, immer absteigend, aus der Dämmerung wieder ins Helle; ein flacher Kirchplatz tut sich auf, wo die ganze Dorfjugend feierabendlich beisammen ist. Die Kinder haben große hölzerne Schnarren in der Hand, wie sie in der Karwoche durch ganz Costana üblich sind, und sie empfangen die Fremdlinge mit betäubendem Lärm. Und um das Maß des Befremdlichen voll zu machen, rast plötzlich ein Wahnsinniger, barfuß, die Glieder auf unbegreiflichste schlenkernd, durch die Kinderschar, die nur

248

noch toller hinter ihm herlärm, bis der Unglückliche durch das hintere Pfortchen der Kirche verschwunden ist.

Mit einer Art von Grausen verlassen wir das verherzte und doch so seltsam schöne Nest, und draußen unter den eben ausschlagenden Kastanienbäumen fragen wir uns, ob nicht das ganze Terrinca ein Fiebertraum unserer übermüdeten Nerven gewesen ist. Jetzt noch ein steiler Abstieg vierzig Minuten lang auf einer Pflasterung, die ein böser Geist erfonnen hat, dann ist die Consolibrücke erreicht, und unten an der Ecke hält schon der Wagen, der uns in unser Nachtquartier an der Marina von Forte dei Marmi tragen soll.

Wie im Traum fliegen noch einmal die Erscheinungen des Morgens vorüber; die Consolischlucht, das Eisenwerk, die Mühlen, aber es dämmert schon, und die Müdigkeit wird überwältigend. Auf der Landstraße von Ruosina bot sich den schlaftrunkenen Augen noch ein überraschender Anblick. Da stand im Mondschein einsam ein marmorner König am Straßenrand, lebensgroß, im wallenden Mantel, die Krone auf dem Kopf, mit dem Gesicht der Bergwand zugekehrt. Wie er dahin gekommen, weiß ich nicht; vermutlich war es ein „verhauener“ Stein, den die Punktierer aufgegeben hatten. In dem Ermüdungsfieber, das die Sinne bewältigte, erschien er mir wie ein Flüchtling auf selbständiger Wanderschaft nach einem unbekanntem Exil.

Die Gegend wird immer flacher, bis etwas Helles durch die Bäume schimmert, und ein wachsendes Rauschen kündigt die Nähe des Meeres an. Forte dei Marmi liegt vor uns, das mit seinem von Marmor besäten Strande, dem Stapelplatz für die Überseeverfrachtung, in der Abendstille einem weiten Friedhof gleicht. Hier gibt es Nachtquartier, gute Kost, reinen Wein, und das Meer singt unserer Müdigkeit ein donnerndes Schlaflied.

Wenn die Erde bebt

Auf der deutschen Erde, die ihre Kinder sicher trägt, werden nicht viele sein, die sich bei dem Untergang von Messina deutlich vorstellen konnten, wie dem Menschen zumute ist, wenn das, was er in einer Welt voll Unsicherheit als das einzig Sichere zu betrachten gewohnt ist, der Erdboden, plötzlich unter ihm wankt und schwankt. Wer lange Zeit in Italien gelebt hat, auch in weniger bedrohten Landesteilen, pflegt dieses Naturgrausen aus der Erfahrung zu kennen, denn völlig ruhig hält sich das gefesselte Ungetüm, das unter der Halbinsel angeschmiedet liegt, nirgends. Das erstmal, daß ich an seinen Zuckungen erwachte — es war in einer Morgenfrühe zu Ende der achtziger Jahre in Florenz —, da schien es, als ob ein Schnellzug über mein Bett hinraste, von dem Boden und Scheiben zitterten. Es war ein kleines, wellenförmiges, ganz harmloses Beben, das nur durch die Plößlichkeit, mit der man mitten im tiefsten Frieden an die schrankenlose Naturmacht erinnert wurde, ein großes Staunen hervorrief. Aber das war nichts gegen die ungewöhnlich heftige Erschütterung, die 1895 Florenz heimsuchte, und der, wenn sie nur wenige Sekunden länger gedauert hätte, nach der Meinung der Sachverständigen die ganze Wunderstadt zum Opfer gefallen wäre.

Nie werde ich jenen 18. Mai vergessen. Es lag den ganzen Nachmittag ein unerträglicher Druck in der Atmosphäre. Große, weißlich-graue, dichtgeballte Wolken standen stundenlang ohne Bewegung über dem Talbecken. Ich erinnere mich deutlich, wie mich trotz der schwülen Hitze Frostschauer überliefen und daß ich an Kopfschmerz und nervöser Unruhe litt, die ich vergeblich durch Herumgehen zu beschwichtigen suchte. Später hörte ich, daß bei besonders reizbaren Naturen die Be-

250

klemmung, die auch ich empfand, sich zu einem unbegreiflichen Angstgefühl gesteigert hatte, während die Umgebung ganz unempfindlich blieb. Auffallend war das Verhalten der Tiere. Zehn Minuten vor Eintritt des Erdbebens gerieten die Pferde in den Ställen in Unruhe, und man hörte die Hunde auf den Straßen und Feldern heulen.

Es war schon dunkler Abend, ich saß allein mit meiner Mutter im Unterstoc einer hochgelegenen, völlig abseits stehenden Villa beim Abendessen, und seltsam! — war's eine zufällige Gedankenverbindung (weil ich einmal gehört hatte, daß dem Haus ein Erdsturz drohe), oder war's ein Vorbote des kommenden Ereignisses? — ich betrachtete eben die schwere Hängelampe über dem Tisch mit dem wunderlichen Gedanken: Wie, wenn diese Lampe von selbst zu schwingen anfinge? dachte aber dabei keineswegs an ein Erdbeben, als urplötzlich unter unseren Füßen der Boden in wilde, stoßende Bewegung geriet, nicht nur die Lampe schwang heftig, sondern alles andere schüttelte und wankte ebenso, ein dumpfes Dröhnen unter uns, ein polterndes Krachen über uns — ich glaubte an ein Dynamitattentat. Es ist nicht zu sagen, wie gänzlich man sich in solchen Augenblicken in der Zeitberechnung täuscht, und wie unbegreiflich rasch die Phantasie arbeitet. Nach allem, was ich in dieser Zeit dachte und unternahm, hätte das Beben mindestens zehn Minuten gedauert, nach dem Seismographen waren es, wenn ich nicht irre, vier Sekunden. Allerdings hielt die Erschütterung der Mauern viel länger an als die unterirdischen Stöße, denn die Hälfte des Turmes kam krachend auf das Dach herunter, ein Kamin stürzte ein, während zugleich von den Zimmerwänden der Mörtel prasselte, schwere Bücher aus den Schränken flogen usw. Ich war gleich nach der Saalkür gestürzt, die unmittelbar auf die Plattform des Gartens führte, und wollte öffnen, aber sie war schwer mit Eisenstangen verriegelt — zu unserem Heil, sonst hätten uns vielleicht im Freien die fallenden Steine erschlagen. Und

noch immer wußten wir nicht, was vorging. In der im Keller-
geschloß liegenden Küche befanden sich die beiden Aufseher der
Villa, die einzigen lebenden Wesen, die das Haus außer uns
zweien beherbergte. Bei ihnen, dachte ich, mußte etwas
Fürchterliches vorgegangen sein, und von dorther erwartete
ich das Eindringen einer Räuberbande oder dergleichen. Da
geschah etwas, das — an sich unbedeutend — in diesem
Augenblick den Eindruck des Schaurigen ins Unerträgliche
steigerte: In dem großen, leeren Hause, das abseits des Weges
allein zwischen Gärten und Feldern lag, fingen auf einmal
die Glocken, wie von unsichtbaren Händen gezogen, von selbst
zu läuten an. Nun hielt ich die entsetzliche Spannung nicht
länger aus; ich ergriff blindlings den nächsten schneidenden
Gegenstand und wollte damit ins Untergeschloß hinab dem er-
warteten Schrecknis entgegen; da kamen die beiden Aufseher
leichenblaß und in den Knien wankend die Treppe herauf und
fragten, was uns zugestoßen sei. Sie hatten gleichfalls an ein
Attentat geglaubt, und erst als man sich verständigt hatte,
riefen alle gleichzeitig: Ein Erdbeben!

Diese Ungewißheit über den wahren Vorgang war natür-
lich nur möglich, weil wir uns in den niedrigsten Räumen des
Hauses befanden; in einem oberen Stockwerk wird niemand
über ein Erdbeben von solcher Stärke im Zweifel bleiben.

In jener Nacht wiederholten sich die Stöße noch mehrmals,
aber nur ganz schwach. Man hörte von der Stadt her das
Lärmen und Schwirren der aufgeregten Menschen, die sich
auf den Straßen drängten oder im Freien lagerten, denn in
den beschädigten Häusern war es nicht geheuer. Auch wir
fanden es für gut, die Nacht in Gesellschaft herbeigeilter
Freunde in einem Ziegenstall zu verbringen; unsere Wächter
legten sich mit geladenen Gewehren daneben, eine Schutz-
maßregel gegen Erdbeben, deren Zweckmäßigkeit uns nicht recht
einleuchtete. Ich fragte den Erschrockeneren von beiden, der
noch den anderen Tag immerzu krampfartig schluchzte, wie er

sich denn als Soldat im Kriege benehmen würde, wenn ihn schon ein Naturereignis so fassungslos finde. Der wackere Cesare meinte, im Kriege habe man doch seinen Offizier, der einem Mut einspreche, beim Erdbeben aber könne keiner dem anderen etwas sein. Das war nun nicht gerade als Römer gesprochen, aber es zeichnete gut das hilf- und haltlose Entsetzen des Naturmenschen, wenn die Erde selber ihm untreu wird und ihn von sich abschütteln zu wollen scheint.

Wir verbrachten damals bange Stunden, bis der Morgen kam und wir die Gewißheit erhielten, daß Florenz noch stand und daß die in entfernten Stadtteilen wohnenden Angehörigen und Freunde unverlezt geblieben waren. Fast sämtliche Häuser hatten natürlich mehr oder weniger gelitten, der Dom hatte große Risse bekommen, der herrliche Säulengang der Certosa war teilweise eingestürzt, und der Stolz der Florentiner, der Campanile, hatte so gewankt, daß man seitdem den mittägigen Kanonenschuß in einer anderen Richtung abfeuern muß, aber es gab keine Toten und nur wenige Verwundete. Die Menschen jubelten und umarmten sich, man war glücklich und gehoben: glücklich, daß man heil davongekommen war, und stolz, ein so gewaltiges Phänomen aus der Nähe kennen gelernt zu haben. — Merkwürdig war es, im Morgengrauen die Stadt zu sehen. Das Viertel jenseits des Arno, das dem Herde des Bebens, Grassina, am nächsten war, glich einem Feldlager; die Leute hatten sich die Matrasen aus den Häusern geschleppt und schiefen zu Hunderten in den engen Straßen, daß man über sie wegsteigen mußte. Besonders die steile Costa San Giorgio hinauf konnte man sich in einem Biwat glauben. Andere hatten die Fialer gestürmt und sich so weit wie möglich von der Stadt wegbringen lassen. Die Bewohner des arg mitgenommenen Galluzzi wollten gar nicht mehr in ihre Häuser zurück, sondern übernachteten während der ganzen schönen Jahreszeit in dem Barackenlager, das sie rasch erbaut hatten.

Neben dem Schaden, den der schlimme Seïsmos den Florentinern getan, hatte er auch neckische und sinnige Streiche gespielt. Ein Scholar war während eines Abendvortrags im Circolo Filologico so wunderbar tief entschlummert, daß ihn der furchtbare Stoß gar nicht erweckte, sondern erst das Drängen und Flüchten der Menschen um ihn her. Er sah sich plötzlich inmitten einer Panik, deren Ursache ihm völlig dunkel war, und wurde im Saal und auf der Treppe von einem dem anderen zugestoßen, ohne auf seine erstaunten Fragen eine Antwort zu bekommen. Da es ihm auf der Straße, wo alles durcheinander rannte, nicht besser erging, so glaubte er, alle seine Mitbürger seien in einer Nacht wahnsinnig geworden. Ein junger Deutscher, der eben am Wirtstisch gründlichen Studien im Chiantwein oblag, wurde mit einem Ruck zu Boden geschleudert und trollte sich hierauf gemütsruhig zu Bette, im festen Glauben, der Chianti habe ihm das getan. In einer uns befreundeten italienischen Familie, wo ein Todkranker von Mutter und Bruder gepflegt wurde, begann während des Bebens eine altmodische Spieluhr, die schon seit Jahrzehnten verstummt war, plötzlich einen wohlbekannten Walzer zu spielen, und weckte so unter dem doppelten Schrecken des Augenblicks mit einemmal die Erinnerung an eine idyllische Kindheit.

Jener 18. Mai war für Florenz und Umgebung der Anfang einer Erdbebenperiode, die sich bis in den November hinein erstreckte. Die Fremden flohen in Scharen; auch viele Einheimische verließen die Stadt. Für uns Zurückbleibenden wurden in diesem Sommer die unterirdischen Zuckungen etwas Alltägliches, an das man sich am Ende gewöhnte. Wir fanden die alte Regel bestätigt, daß der erste Stoß der stärkste bleibt; aber man fühlte sich doch nach jeder ruhig durchschlafenen Nacht am Morgen von einem sonst unbekanntem Dankgeföhle durchdrungen:

„Du, Erde, warst auch diese Nacht beständig.“

Blütentage in Florenz

Florenz heißt „die blühende“, und das Stadtwappen ist eine Blume. Nicht umsonst, denn was auch die Kunst für diese einzige Stadt getan hat, ihr schönster Schmuck bleibt der unvergängliche Blumentranz, in dem sie das ganze Jahr hindurch prangt. Die florentinischen Gärten hinter ihren hohen, von Rosen umrankten Mauern sind kleine Paradiese, in denen es niemals Winter wird. Felder und Wiesen bleiben immer grün, die weißen Margheriten schmücken sie, selbst wenn einmal flüchtig der Schnee fällt, und die Rosenbeete des Viale de' Colli hören nie zu blühen auf. Darum braucht der Frühling die Natur nicht aus dem Winterschlaf zu wecken, er schmückt sie nur mit neuen, überschwenglichen Gaben. Er hat kein Eis zu brechen, keinen Schnee zu schmelzen, keine Gewitterstürme begleiten ihn — unversehens ist er da, die lauen Lüfte haben ihn gebracht, und niemand weiß genau, wann er gekommen.

In den ersten Februartagen, bei milder Witterung zuweilen noch früher, regt sich schon das junge Leben auf den Feldern. Aus dem gelockerten Erdreich strecken die Anemonen ihre zarten Köpfchen hervor; sie stehen nach ihrer Farbe in Gruppen beisammen, purpurn, violett, blaßrosa, weißlich oder gesprenkelt. Die Veilchen sind auch schon da, und die leuchtenden gelben Narzissen bringen bald einen neuen lebhafteren Farbenton in die Landschaft. Bei den Italienern heißen sie nach ihrer Gestalt bicchierini (Becher), die gefüllten aber tromboni (Trompeten), und in der That könnte man ihr schreiendes Gelb die Blechmusik in diesem Farbenkonzert nennen.

Um diese Zeit bringt jeder Blick ins Grüne eine neue Überraschung. Aber Nacht hat schon ein Mandelbäumchen

als erstes unter den Geschwistern sein Hochzeitskleid angelegt, es ist so früh, daß das Auge noch kaum daran zu glauben wagt, aber nur ein paar warme Tage, so sind die anderen seinem Beispiel gefolgt und stehen wie von einem plötzlichen Schneefall überschüttet. Auch die Pfirsichblüte ist aufgegangen und webt zarte rosige Schleier durch die in Licht gebadete Landschaft.

Unmerklich wie ein Kulissenwechsel bei aufgezogenem Vorhang geht die Verwandlung vor sich: vor die dunkle Zypressenwand schiebt sich eine lichtgrüne Pappelreihe, Lorbeer und Steineiche, Mispel und Magnolie und all die anderen immergrünen Bäume ersehen ihr düsteres Gewand so ganz allmählich durch neue glänzendere Blätter, zwischen den hell-schimmernden Oliven bauen sich immer zahlreicher, immer höher die weißen und rosigen Ruppeln der blühenden Obstbäume auf, die Pinie hängt hellere Fransen um, und das junge Buchen- und Birkenlaub stiehlt sich ganz leise in die Landschaft ein, ohne daß man sagen kann, wann es zuerst aus-
schlag.

In diesen Tagen geht man wie mit Flügeln; kein Weg scheint weit und kein Hügel steil, denn so warm die Sonne scheint, die Lüfte sind noch frisch und ätherleicht. Draußen in der Campagna findet man Gebüsch und Hecken in Blüte, und die noch aufgerollten Blättchen drängen sich eilig nach. Die Rebe, auf ihr stützendes Ahornbäumchen gelehnt, weint die hellen Freudentropfen, die weithin in der Sonne funkeln. Der Buchfink ist laut, die Amsel, noch ungeschickt, probiert unermüdet dieselbe Strophe — das Landvolk versichert, sie rufe ganz deutlich: *Bella mia, ti vedo, si — si — si!* (Schäzel mein, ich seh' dich, ja — ja — ja!). Auf den Feldern ist alles bunt, der ersten Blumengeneration folgen schon die wilden Tulpen nach, die zwischen dem grünen Weizen wachsen, die großen flammendroten an dicken strohenden Stielen, die kleinen weiß- und rotgestreiften und die schmiegsamen gelben, die sich

an langen schwanken Stengeln wiegen. Ebenso wie die Anemonen und Narzissen lassen sie sich im Glase über eine Woche frisch erhalten. In Massen wachsen die gewöhnlichen Wiesenblumen schon daneben, Erdrach, Löwenzahn und die liebliche blaue Perlblume. Vor allen anderen aber leuchtet die Schwertlilie im dunkelblauen goldverbrämten Saumgewand, das Wahrzeichen von Florenz, denn sie ist es, deren stilisiertes Abbild die Stadt im Wappen führt.

In früheren Jahren konnte man von dieser Blumenpracht auf den Feldern pflücken, so viel das Herz begehrte. Der Landmann lächelte höchstens über die Sonderlinge, die ihm seine Acker vom Unkraut säubern halfen. Aber seit der Blumenverkauf eine so ungeheure Ausdehnung angenommen hat, sind auch die wilden Blumen ein Handelsartikel geworden. Doch mit einem freundlichen Wort und einer kleinen Gabe läßt sich auch jetzt noch das Verbot brechen, wie die Tausende von Spaziergängerinnen beweisen, die jeden Abend mit Sträußen beladen zu den Toren hereinstürmen; die Britin kennt man von weitem an der Größe ihrer Beute und an der Energie, mit der sie Blütenzweige zum Zimmerschmuck heranschleppt, die oft länger sind als die Trägerin selbst; sie muß am Thor dem Fiaker winken, damit sie ihrer Last nicht erliegt.

Dies ist die Zeit, wo sich der große Menschenstrom von Nord nach Süden wälzt; er kommt mit der Gewalt einer Überschwemmung und wächst mit jedem Jahr, seitdem der Frühling in nordischen Landen eine Sage zu werden droht. Zwar ist Florenz nur eine Durchgangsstation; die große Masse schiebt sich nach kurzem Aufenthalt gegen Rom und Neapel weiter. Aber jeder Tag bringt neue Scharen nach, die Straßenadern schwellen, das Wagengerassel kommt Tag und Nacht nicht zur Ruhe, Gasthöfe, Speisehallen, Theater, Läden sind überfüllt. Der Eingeborene erwartet von dieser jährlichen Fremdenüberschwemmung denselben Dienst, den der Austritt des Nils den Bewohnern seiner Ufer leistet: sie soll

Wohlstand verbreiten, ohne den Fleiß der Hände in Anspruch zu nehmen, und soll in wenig Wochen den Bedarf des ganzen Jahres decken.

Die Natur übernimmt es, die Stadt zum Empfang der Gäste zu schmücken. Torbogen und Laubengänge überwölbt sie mit den lichtblauen Blüentrauben der Gyzinen wie mit einem zartduftenden Baldachin, zwischen die dunklen Lorbeerwände sät sie eine wildwuchernde Fülle gelber und weißer Schlingröschen aus und bestreut den Boden mit Blüten Schnee, der aus den Gärten niederregnet.

Und nicht nur Blumen spendet die Jahreszeit, auch Früchte sind schon da, die Orangenhändler durchziehen mit Karren und Körben die Stadt, ihre goldene Ware ist an allen Straßenecken ausgelegt, auch draußen vor den Toren und in den umliegenden Ortschaften findet man sie als hochwillkommene Begegnung für den erhitzten durstigen Wanderer.

Noch haben die Blumen allein das Vorrecht, die Stadt zu schmücken, kein leichtes Frühlingskleid, kein heller Hut wagt sich heraus, denn eine unumsößliche Satzung will, daß erst bei den großen Pferderennen im Mai die bunten Stoffe und die Sommerhüte zum Vorschein kommen. Unterdessen mag die Sonne Glut versenden, die Florentinerin lüftet höchstens den Pelztragen, und die fremden Touristinnen im dunklen Reiseanzug tragen auch nichts zur Bunttheit bei. Die Blumen aber sind überall: auf den Ständen der Blumenhändler und in den Händen der Vorübergehenden, Kinder bieten sie auf Brücken und Plätzen feil, sie leuchten aus den vorüberfahrenden Wagen, und die breiten Steinbänke, die um die alten historischen Paläste herlaufen, sind durch die Auslagen der Gärtner in wahre Blumenkränze verwandelt, die balsamische Wohlgerüche durch die Straßen senden.

Der eigentliche Blumenmarkt ist eine neuere Einrichtung und findet nur einmal wöchentlich, am Donnerstag vormittag, mitten im Herzen der Blumenstadt unter der schönen Säulen-

halle des Mercato Nuovo statt. Das hochgewölbte Viereck mit seinem Säulenwald und seinen statuengeschmückten Nischen, das der wasserspeiende bronzene Eber, der den Florentinern so teure porcellino, bewacht, verwandelt sich dann in einen wahren Tempel des Frühlings, der seine Düste ringsumher verspendet. Und es sind echte Sonnenkinder, die hier auch in den Wintermonaten feilgeboden werden, nicht die bleichen, hinfälligen Blumengespenster nordischer Großstädte, jene armen Kinder des Wärmeofens, die nie die Sonne gesehen haben und kaum eine Stunde ihr künstliches Dasein fristen. Was den florentinischen Blumenmarkt noch besonders auszeichnet, ist die überwiegende Menge von Feldblumen, die neben den Blütenreißern und den Gartenblumen verkauft werden. Die Überlieferung will, daß viele dieser Blumen, die sonst in Europa nicht wild wachsen, ursprünglich aus Palästina stammen; mit den Schiffsladungen heiliger Erde, welche die reichen Toskaner im Mittelalter für ihre Begräbnisstätten aus Jerusalem bezogen, sollen ihre Keime nach Florenz gekommen sein. Zur Zeit des Himmelfahrtsfestes kommt noch eine weitere Besonderheit hinzu: die schwarze Grille, die alsdann in winzigen bunten Drahtkäfigen feilgeboden wird. Ein florentinisches Kind läßt sich um diese Zeit schwerlich vom Blumenmarkt heimführen, ohne daß die Mama ihm seinen grillo gekauft hat; man stellt die Tierchen zu Haus oder im Garten auf, wo sie sich hinter dem Bitter bald zu Tode zirpen, wenn nicht eine mitleidige Hand ihnen heimlich die Freiheit gibt. Es ist ein uralter florentinischer Brauch, daß am Himmelfahrtstage, der davon der Grillentag heißt, die jungen Leute zu Grillenfängern werden: frühmorgens zieht das Völkchen in Scharen nach den Cascinen hinaus, um seine merenda (Imbiß) im Grünen abzuhalten, und der Liebhaber ist verpflichtet, seinem Mädchen eine schwarze, gelbgefleckte Grille von besonders musikalischer Gattung zu verehren: wenn sie zu Hause lustig musiziert, so gilt es für eine gute Vorbedeutung. —

An allen anderen Tagen der Woche drängt sich unter den Loggien eine Reihe enger Buden, wo die bekannten Florentiner Strohhüte verkauft werden; auch künstliche Blumen gibt es hier, sowie Spizen und Bänder und was sonst zum Aufpusz eines Hutes gehört.

Blumen ganz anderer Art sind es, die drüben auf dem Gehsteig unter der Häuserreihe verhandelt werden. Dort stehen die Tische der öffentlichen Schreiber, von denen Bauern, Dienstmädchen, Soldaten, und wer sonst im Alphabet nicht bewandert ist, sich ihre schriftlichen Angelegenheiten besorgen lassen. Wie das Leben der Südländer sich überhaupt im Freien abspielt, so hat das Völkchen auch kein Arg dabei, seine Briefe vor der Öffentlichkeit zu diktieren. Doch kann man die Abfassung ebensogut der Phantasie des Schreibers überlassen, der über einen blütenreichen, hochgeschwungenen Stil verfügt und, besonders wenn es sich um Liebesfachen handelt, die Blumen der Rhetorit nicht sparsam einspricht.

Wehr noch als der frühe Blumenflor und das blendende Licht, das am Tage über der Landschaft liegt, muß den nordischen Reisenden die blaue Tiefe der nächtlichen Himmelskuppel mit ihrem übermächtigen Sternenglanz in Staunen setzen. Der Deutsche hat selten Gelegenheit, die himmlischen Scharen kennen zu lernen, denn im Winter, wo die Luft klar ist und die hellsten Sternbilder über dem Horizont stehen, ist die Kälte der Beobachtung hinderlich, und die schwächeren Sommergestirne haben im Norden häufig gar nicht recht die Kraft, die dunstige Atmosphäre zu durchdringen. Und doch sollte heute noch ein jeder von uns so gut wie unsere Vorfahren imstande sein, ohne Taschenuhr und Kompaß sich nach dem himmlischen Zifferblatt in Zeit und Raum zurechtzufinden.

Wer von seiner italienischen Reise einen Lebensgewinn nach Hause bringen will, der für manchen wertvoller sein dürfte als das gewissenhafte Abgrasen der Galerien und

260

Kirchen, der veräume nicht, wenigstens eine kleine Sternkarte mit sich zu führen und stelle sich damit des Abends auf eine Terrasse oder Anhöhe, etwa auf den Piazzale Michelangelo. In diesen ersten Frühjahrsmonaten ist eine hocharlauchte Gesellschaft am Himmel beisammen. Hoch im Zenit leuchten die Zwillinge, die den Frühlingsregen anführen, westlich und schon etwas vornübergeneigt steht die Riesengestalt des Orion mit dem funkelnden Gürtel, vor ihm her wandern die Gruppen der Plejaden und Hyaden, ihm nach der strahlende Sirius, der herrlichste von allen, und ganz tief unten am östlichen Horizonte steigt Arkturus mit der Schar der Sommergestirne herauf.

Wer so glücklich ist, sich einigen Kindersinn bewahrt zu haben, dem wird es auch Freude machen, den Bildern, nach denen eine naivere Menschheit die Sterngruppen benannt hat, mit der Phantasie nachzugehen; nur darf er dabei keinen Anspruch auf Genauigkeit der Zeichnung erheben.

Hat man einmal die Beobachtungen eine gewisse Zeit lang jeden Abend zur gleichen Stunde wiederholt, so wird man bald nicht nur die verschiedenen Konstellationen unterscheiden, sondern auch an ihrem jeweiligen Stand die Stunde bestimmen lernen. Die in Italien gefundenen Sternbilder wird man alsdann auch an dem trüberen deutschen Himmel immer wieder erkennen. Allmählich werden sie zu lieben Gefährten, man freut sich bei einsamen Feldspaziergängen, wenn die bekannten Gestalten uns begleiten, man weiß die Jahreszeit und die Stunde ihres Erscheinens voraus und wartet auf ihre Wiederkehr wie auf die alter Freunde. Für Menschen, die dauernd auf dem Lande leben, und gar für solche, die von Natur einsam sind, können sie eine unschätzbare Gesellschaft sein.

Doch nicht die glühenden Himmelsaugen allein geben der süßlichen Nacht einen so eigentümlichen Zauber, sie hat auch eine Stimme, die sie als beseelt erscheinen läßt. Ein heimliches

Singen und Tönen zieht über die Felder und steigt aus den Gärten empor: es ist das Summen und Zirpen von Millionen Insekten mit dem fernen Quaken der Frösche, was sich zu einem langgezogenen, seltsam elementaren Laute vereinigt, der etwas unendlich Friedvolles und Beruhigendes hat. Durch keine wohlthuendere Musik kann man in Schlaf gesungen werden als durch diese. Das Rauh, eine ganz kleine, nur im Süden heimische Eulenart, läßt seinen melodischen Klageruf ertönen, der sich in kurzen, immer gleichen Pausen wiederholt, feierlich, gefeszmäßig, unausbleiblich wie die Nothwendigkeit. Erst gegen Morgen verstummt er, kurz bevor die Tagesvögel durch ein rasches helles Zwitscherhsignal den Sonnenaufgang ankündigen.

Der Reisende glaubt die Umgegend von Florenz zu kennen, wenn er in solchen Blütentagen nach Fiesole oder über die Colli gefahren ist, aber in Wahrheit geben diese Eindrücke von der unendlichen Mannigfaltigkeit der florentinischen Landschaft gar keinen Begriff. Schon in nächster Nähe dieser viel begangenen Wege tun sich Gegenden von völlig anderem Charakter auf.

Seitlich von Fiesole verwandelt sich der Zaubergarten in eine steinige Wildnis, wo nur verkrüppelte Zypressen und würzige Myrten sprossen, dort liegen die märchenhaften Steinbrüche des Monte Ceceri. Süblich von der Certosa, an den steilen Ufern der Greve, findet man wiederum eine von ihrer Umgebung völlig verschiedene Welt. Die hochgeschwungene Brücke, die über das Wasser führt, heißt Ponte agli scopeti, von scopa, Heidekraut, denn auf weiten Strecken steht am Ufer die manns hohe Heide, die sich zur Blütezeit mit einer Anzahl winziger weißer Blöckchen bedeckt. Neben ihr blüht der Ginster, der Pfriemenstrauch und andere gelbe Schmetterlingsblütler, die berausohende Düfte spenden. Selbst im Winter kommt man von dort nicht mit leeren Händen nach Hause, denn alsdann blüht die zarte lichtgrüne Weihnachts-

262

rose, die unser Mörkte besungen hat, dort zu Tausenden an den schattigen Abhängen.

Im April oder Mai sollte man den Monte Morello, den höchsten Berg in der Nähe der Stadt, besteigen, dann sind seine rötlichen sonnbefleckten Halden — für den Rest des Jahres nur eine Steinwüste — in einen lachenden Rosengarten verwandelt.

Dagegen ist der östlich von der Stadt gelegene Monte Incontro auf seinem Nordabhang bis zur Spitze vollkommen lichtblau gefärbt durch die Kultur der blauen Schwertlilie (*Iris florentina*), die den schattenlosen dünnen Boden viele Meilen weit bedeckt. Sie liefert das weltberühmte Veilchenpulver, das aus der Iriswurzel gewonnen wird und von der Apotheke von Santa Maria Novella aus als edelster Wäse- riechstoff über die ganze Erde wandert.

Die königlichen Schlösser Castello, Petraja, die alte Mediceervilla Poggio a Cajano muß man gleichfalls während der Rosenzeit besuchen. Mauern, Lauben, Dachvorsprünge sind dann von roten, weißen und gelben Rosen förmlich überschüttet. Auch die Gärten in und vor der Stadt, besonders die wunderbaren Anlagen des Boboli und des Bobolino, sind um diese Zeit ein Rosenmärchen. Die Zitronen- und Orangenbäume brauchen die ganze Kraft ihrer starken Arme, um ihre goldene Last zu tragen, und daneben dauert die Blüte fort. Die gelbe Mispel reift, die spätest unter den Früchten des Frühjahrs. Bei den wilden Rosen stehen die Knospen in dicken Büscheln und sind nicht zu zählen, aber auch die edelsten Arten wie Marshall Niel- und Dijonrosen kommen in besonders günstigen Rosenjahren so massenhaft, daß sie sich gegenseitig fast erdrücken.

Dies ist der Frühling, wie ihn Botticelli in seiner „Primavera“ gemalt hat, und man muß solche florentinischen Blüten- und Zaubernächte erlebt haben, um die Märchenstimmung des wunderbaren Bildes ganz zu begreifen.

Der Zauber hat jetzt seinen Gipfel erreicht; neue Blumen-
geschlechter verdrängen die dahinsinkenden, und mit ihnen ent-
wickelt sich auf dem unveränderlichen Hintergrund eine völlig
neue Farbenstala. Zwischen dem reifenden Getreide bei Mohn
und Kornblumen steht in Massen die hohe rote Gladiole,
Adonisröschen glänzen wie kleine Blutstropfen hindurch,
der wunderfame schwellende Purpurlee macht den Ein-
druck, als seien brennend rote Plüschteppiche über die Felder
hingebreitet. Der Kapernstrauch entfaltet seine Wunderblüte,
an Spalieren rankt die gaggia, eine Mimosenart, deren kugelige
gelbe Blüte der ländliche Stuzer im Knopfloch trägt. Die
verbreitetste Blume der Jahreszeit, die wilde Calla, steht
überall an Mauern und Schutthaufen.

Der Frühling ist in dieser letzten Phase göttlich schön,
aber erquickend ist er nicht mehr. Aus den Gärten strömt ein
sinnverwirrender Wohlgeruch durch die weichliche Abendluft,
gemischt aus Jasmin und Lilien, aus Linden- und Orangen-
blüten; von den Wiesen duftet das gemähte sonndurchtränkte
Heu und die zarte, aber berauschende Rebenblüte, die schon
die Gewalt des künftigen Weines ahnen läßt. Die Leucht-
käfer führen ihren bacchantischen Fackeltanz in den Lüften auf
und scheinen sich unter die Sterne zu mischen, die Nachtigallen
flöten und schmetterten mit einer Inbrunst, als müßten sie ihre
Seele in Tönen verhauchen. Nachtschwärmer durchziehen mit
Gesang und Mandolinbegleitung die Straßen; die Luft ist
schwül und beklemmend.

Wer jetzt bei Einbruch der Dunkelheit über die Hügel geht,
der sieht die Frühlingsgestirne im Untergang, Orion ist schon
verschwunden — er wird erst im Spätsommer zu früher
Morgenstunde am östlichen Himmel wieder sichtbar —, die
Zwillinge sinken nach, während sommerliche Sternbilder den
Zenit ersteigen.

Immer wilder, immer leidenschaftlicher wird das Blühen,
der Rosenbusch kann sich nicht genug tun, der Oleander steht

wie in Flammen, der Granatbaum schmückt sich mit korallenroten Rosen, die Magnolienblüte bricht auf und versendet einen Wohlgeruch, der Schwindel erregt. Alles, was an Lebenstrieben übrig ist, will sich schnell noch austoben, denn das Ende der ganzen Herrlichkeit ist nahe.

Eines Morgens ganz früh, wenn kaum die Vögel wach sind, ertönt ein schriller Laut in der Campagna, der in einen andauernden Lärm wie das Rasseln einer blechernen Rinderklapper übergeht — es ist die Zikade mit den durchsichtigen Flügeln, und ihre Stimme gibt das Signal, daß die Herrschaft des Sommers begonnen hat.

Jetzt verlischt mit einem Male die Farbenglut, die Blumen sind ganz rasch verschwunden, das Grün verschmachtet unter dem immer stärkeren Bluthauch. Die Wege werden blendend weiß, eine Staubschicht legt sich über die Bäume; die Frühlingsstimmen verstummen, und die große glühende, farblose Stille des Hochsommers beginnt, wo nur die Zikade fort und fort bis zur Betäubung schrillt. Der große Strom der Reisenden ist längst über die Alpen zurückgeflutet, jetzt fliehen erschreckt auch die letzten Nachzügler, und die Einheimischen geben sich der Urgevalt der Hitze hin, wo der Geist die Arbeit einstellt und der Mensch sich bescheidet, als ein Stück Natur bewußtlos mit Busch und Wiese weiter zu leben.

Bücher von Isolde Kurz

Bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart sind ferner die auf den nachfolgenden Seiten verzeichneten Werke erschienen:

Aus meinem Jugendland

17.—19. Tausend. Gebunden M 15.—

„Es gibt nicht viel neuere Bücher, die man in diesen Tagen lesen kann, und erst recht nicht viele, die uns tröstlich berühren, ohne daß wir nötig hätten, das Ungeheuerliche zu vergessen, was sich jetzt begeben muß. Die Jugenderinnerungen der bekannten Dichterin Isolde Kurz gehören zu diesen ganz wenigen Büchern, nicht nur durch die wunderbar echte, zeitlos zeitgemäße Verschwisterung von Würde und Volkstümlichkeit, sondern vor allem auch der Tiefblicke wegen, die wir hier in menschliche, in deutsche Seelen und in die Seele von Orten und Zeiten tun dürfen. Aus solchen Tiefblicken allein kann ja unser Vertrauen zum Genius des deutschen Volkes, unsere Hoffnung auf das Ersprießen einer neuen, einer wirklichen Volksgemeinschaft und damit auf Wiedererleben einer deutschen Kultur heute noch neue Nahrung schöpfen.“

(Hfsee-Zeitung, Stettin.)

Traumland

Gebunden M 9.—

„Symbolische Träume wechseln mit fetsam bezugreichen Wahrträumen und solchen, die wie ein spannendes Kapitel eines Dichterwerkes wirken. Die feine Sprachkunst der Verfasserin verleiht ihrer Darstellung Plastik und Stimmung, so daß die Lektüre des kleinen Buches auf Leser, denen die Welt der Träume etwas bedeutet, ihre Wirkung nicht verfehlen wird.“

(Deutscher Reichsanzeiger, Berlin.)

Wandertage in Hellas

Mit 37 Bildbeigaben nach photographischen Aufnahmen

5. Auflage. Gebunden M 14.—

„... Es ist schön, daß ein deutscher Dichter dieses tiefe und verständnisvolle Buch über Griechenland geschrieben hat. Die Verwandtschaft zwischen griechischem und germanischem Geiste, die unsere Klassiker zu betonen nicht abließen, ist sicher kein leerer Wahn, und nichts Besseres kann man unserem Volke wünschen, als eine Bereicherung seines eigenen Wesens durch den hellenischen Geist, der in dem schönen Werke dieser Deutsch-Griechin einen so reinen Ausdruck gefunden hat.“

(Dr. Herbert Stegemann in der Deutschen Tageszeitung.)

Bücher von I s o l d e K u r z

Hermann Kurz

Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte
Mit 9 Bildbeigaben und einem Gedichtsfamile
3. Auflage. Gebunden M 15.—

„... Eine literarische Gabe im höchsten Sinne. Die reife Künstlerin verleugnet sich auch hier nicht, wo sich die liebende Tochter in inniger Weise ausspricht. Der Reichtum, die Tiefe, die Klarheit ihrer Dichterseele, ihr kulturhistorischer Blick für das Ganze, ihre poetische Freude am Kleinen, ihr starkes Familiengefühl haben in diesem Buch ein Werk geschaffen, so eigenartig und dabei so typisch deutsch, daß wir es wohl nach „Wahrheit und Dichtung“, von dem es gelernt hat, zu dem besten seiner Art rechnen dürfen.“
(Deutsche Literaturzeitung.)

Im Zeichen des Steinbocks

Aphorismen
2. Auflage. Gebunden M 13.—

„I s o l d e K u r z, die kulturvolle Tochter des kulturvollen Vaters, stellt Betrachtungen über alle Gebiete des menschlichen Lebens, über Schein und Sein, über Werden und Vergehen, über Völker und Individuen an. Und sie erzählt uns in einer edlen Sprache, die wie ein klares, kristallhelles Gewässer dahinfließt, was alles sie in dieser Welt und ihrer Erscheinungen Flucht abzusehen verstanden hat.“
(Königsberger Hartung'sche Zeitung.)

Von dazumal

Erzählungen. 2. Auflage. Gebunden M 13.—

„Ein feiner Duft liegt über diesen Erzählungen, der Kindheits-erinnerungen weckt: es ist, als ob man ein zartes Spitzenäschentuch oder ein Päckchen Briefe aus Großmutter's Kommode nimmt, deren Schiebladen den Lavendel- und Ambraduft niemals wieder loslassen.“
(Hamburgischer Correspondent, Hamburg.)

Cora und andere Erzählungen

Gebunden M 11.—

„In klassischer Reinheit des Stiles schildert die Dichterin Menschen und Landschaft mit jenem apollonischen Schönheitsfönn, der auch Herbes und Schmerzliches verkärt.“
(Wiess. Tagblatt, Wiesbaden.)

Deutsche und Italiener

Gebettet M 2.50

1

